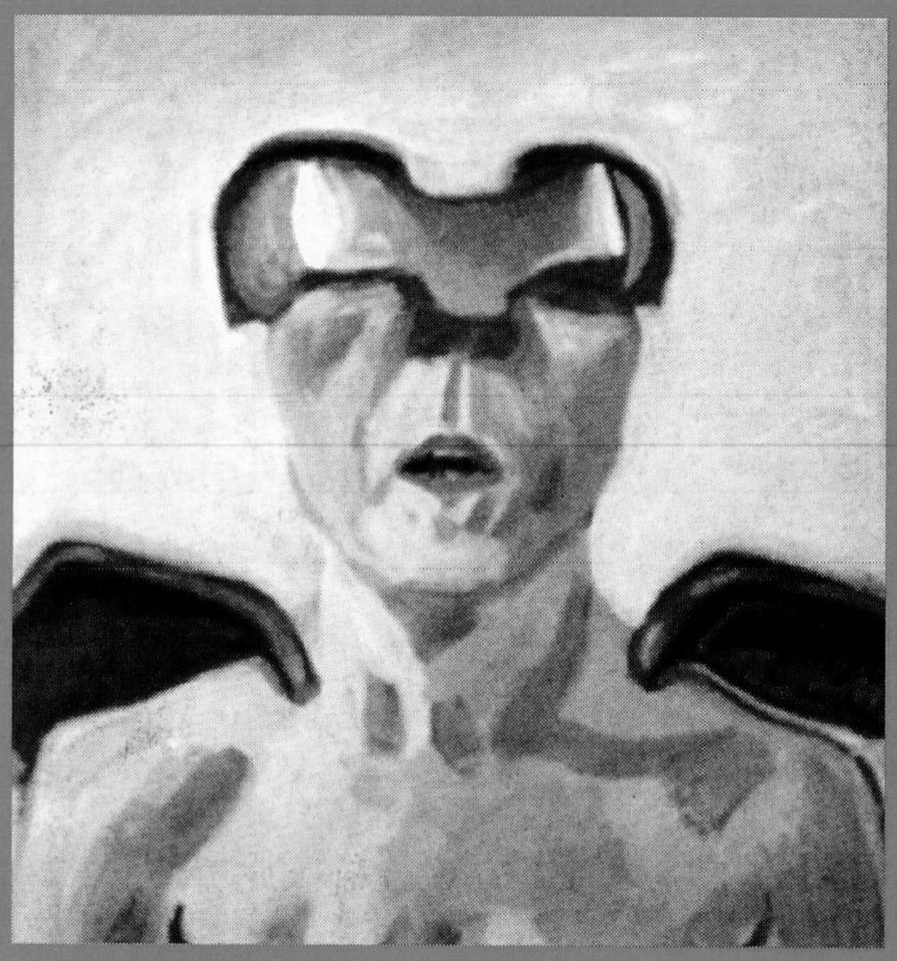
Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift



Individualisierung
Entfremdung
Gewalt

Nr. 3 ● 1994 32. Jahrgang Einzelpreis 40 Schilling

Bitte
bitte
bitte
bitte
bitte

das ABO 1994 bezahlen!!!

Werte LeserInnen, wir haben vor einiger Zeit Zahlscheine

PSK 1835 009

ausgeschickt.

Leider hat bis jetzt nur Bruchteil der AbonnentInnen

200 Schilling

eingezahlt.
Bitte kramt den Zahlschein hervor, und gebt Euch einen Ruck!

Unsere knappen personellen und finanziellen Ressourcen können
wir nicht in aufwendiges Mahnungenausschicken stecken.
Wir bitten um Verständnis.

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Herausgeber:
Kommunistische Partei Österreichs

Redaktionskomitee:
Dr. Winfried Garscha
Dr. Günter Klodner
Mag. Julius Mende
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. Maria Wölflingseder

Achtung neue Adresse:

Abonnement, Vertrieb und Redaktionsadresse:
Karin Springer, KPÖ,
Trattnerhof 2/14,
1010 Wien,
Tel.: 0222/533 60 23

Bürozeiten:
Mo – Fr 13 – 16[30]

Erscheinungsweise:
fünfmal jährlich

Abonnement-Preise:
5 Hefte 200,- S; 35,- DM

Lay-out:
Michael Baiculescu,
Werkstatt für digitales Gestalten

Druck:
Druckerei Gerstmayer
Ges.m.b.H., Schönbrunner
Straße 215

Die nächste Nummer

erscheint Ende Februar 1995

Themen-schwerpunkt: Neue Technologien

Inhalt

Nr. 5, Dezember 1994, 52. Jahrgang

NATION/ALISMUS

Hans KALT: Die nationale Frage – heute 2

Mario ANT: Die Nation als Spannungsfeld 7

THEMA: INDIVIDUALISIERUNG, ENTFREMDUNG, GEWALT

Maria WÖLFLINGSEDER: Einleitung 14

Konstanze WETZEL: Individualisierung, Solidarität und Freiheit 15

Friedhelm KRÖLL: Individualisierung – The Alienation goes on 20

Peter MOESCHL: Utilitarismus – der reduzierte Wert 26

Maria WÖLFLINGSEDER: Das Private ist politisch 29

Karin und Werner SEPPMANN: Medien, Irrationalismus und Gewalt 37

Inge KARAZMAN-MORAWETZ: Gewalterfahrungen Jugendlicher und Rechtsorientierung 43

Julius MENDE: Gewalt in der Schule – Gewalt aus der Glotze? 46

Dorothee SÖLLE: Gewalt – von unten, von oben und von innen 48

TENDENZ RECHTS

Gerald GRÜNEKLEE: „...und dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu“ 52

PSYCHOANALYSE

Wolfgang ERTLER: Das Sexuelle und die Sexualität 56

KULTUR

Franz KAIN: „Der Schmerz ihrer Zeit“ 59

BÜCHER

Ernst Bruckmüller, Sepp Linhart, Christian Mährdel (Hg.): Nationalismus – Wege der Staatenbildung in der außereuropäischen Welt

Wohlfahrtsausschüsse (Hg.): Etwas Besseres als die Nation

Irmtraud Morgner: Rumba auf einen Herbst; Hochzeit in Konstantinopel; Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura; Amanda – ein Hexenroman

Regula Heinzelmann: Die neuen Paare – Anleitung zur Polygamie 60

Titelbild: Maria Lassnig, Sciencefiction-Selbstporträt, 1980

Die nationale Frage – heute

Hans KALT

Wie immer man Begriffe wie Nation, Nationalität, Volksgruppe, Ethnie definiert, unbestreitbar ist, daß die Beachtung ihrer Existenz und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihnen im verflossenen halben Jahrhundert nicht abgenommen, sondern zugenommen hat. Dies obwohl wichtige, die Entwicklung von Nationen bestimmende Faktoren eine Wirkung der Annäherung und Verschmelzung von Nationen und Nationalitäten zu haben scheinen.

Hier nur einige der wichtigsten: Unbestreitbar hat der ökonomische Reproduktionsprozeß nationale Grenzen gesprengt und die Internationalisierung nimmt rasch weiter zu. Selbst große Volkswirtschaften verlören erheblich an Effizienz, würden sie wieder in autarke nationale Rahmen zurückgedrängt. Für kleine wäre eine solche Reduktion mit schwersten Krisen verbunden. In Österreich betrug Mitte der fünfziger Jahre der Außenhandel (Mittelwert zwischen Export und Import) etwa 20 Prozent der Gesamtwertschöpfung (Bruttoinlandsprodukt), aber bis Anfang der neunziger Jahre stieg dieser Anteil schon auf 40 Prozent.[1]

Zu den objektiven Entwicklungstendenzen gehören aber nicht nur die der ökonomischen Prozesse. Ähnliches gilt für das Gebiet der Kultur. Die Kommunikationsrevolution hat einen Zugang zu andersnationalen Kulturformen herbeigeführt, der noch vor wenigen Jahrzehnten – ohne Elektronik, Fernsehsatelliten usw. – undenkbar geschienen hätte. Gleiches gilt für die eng mit der nationalen Kultur verbundene nationale Eigenart, den spezifischen Nationalcharakter, wie ihn Autoren Ende des 19. Jahrhunderts nannten. Die seit dem Zusammenbruch des großen Sozialismusversuchs in Osteuropa etablierte Herrschaft kapitalistischer Produktionsverhältnisse über die ganze Welt, verbunden mit der noch absoluteren medialen Beherrschung aller Informationsmöglichkeiten, sollte – wieder abstrakt betrachtet – das Bewußtsein der Ganzheitlichkeit der Menschheit deutlich rascher wachsen lassen, als alle abgrenzenden Besonderheiten. Schließlich gibt es heute Bedrohungen für die Menschen, denen sie unabhängig von ihrer Klassen- aber auch Nationalzugehörigkeit ausgesetzt sind, wie der, atomarer Zerstörung, ökologischer Katastrophen und anderer.

Wieso hat dennoch in den jüngst verflossenen 50 Jahren das Nationalbewußtsein stark zugenommen?

Wieso wachsendes Nationalbewußtsein?

Ich beginne mit dem uns am nächsten liegenden Beispiel: Vergleicht man das Nationalbewußtsein der Österreicher heute mit jenem, das 1938 Hitlers Einmarsch in dieses Land als einen „zweiten deutschen Staat" geradezu „logisch" erscheinen ließ, dann kann man erfassen, wie sehr und in welche Richtung sich die Dinge verändert haben.

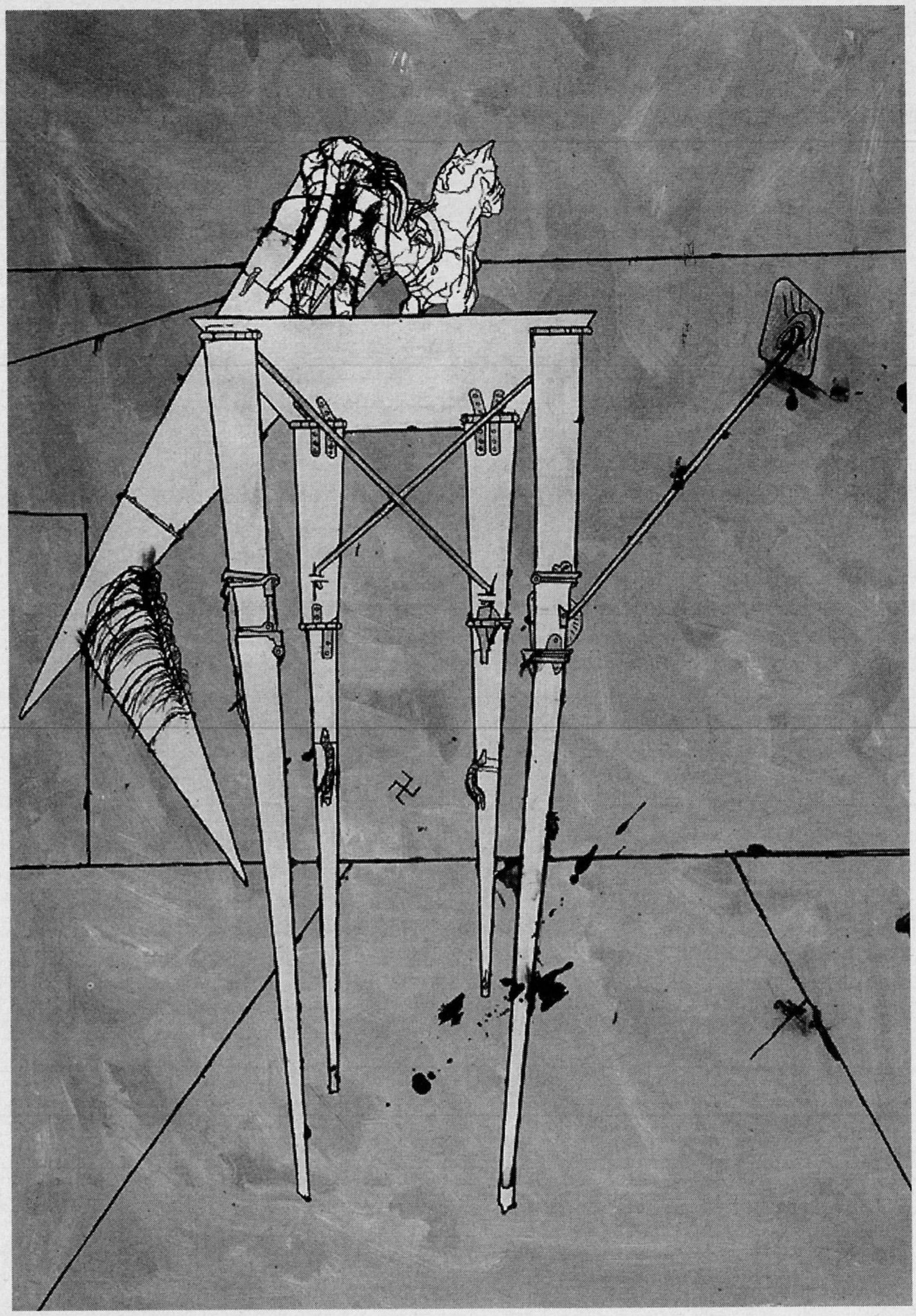
Zu den schon vor einem Jahrhundert auch in Westeuropa bestehenden nationalen Konflikten in äußerlich einheitlich scheinenden Nationalstaaten, wie dem der Iren in Großbritannien, der Basken in Spanien, dem Sprachenkonflikt in Belgien – sind Konflikte von Volksgruppen dazugekommen, denen vor hundert Jahren kaum eigene Nationalität zuerkannt worden wäre: Waliser und Schotten in Großbritannien, Katalanen in Spanien, Bretonen in Frankreich und einige weitere.

Sogar ein Jahrzehnte hindurch mit staatlichen Machtmitteln forcierter Internationalismus in den ehemals sozialistischen Ländern Mittel- und Osteuropas konnte nicht verhindern, daß dort jetzt Nationalismus mit neuer Vehemenz aufbricht. Besonders tragisch ist dabei das Schicksal der Balkanvölker und jener des Kaukasus. Wer vor allem aus der unbestreitbar stark anwachsenden ökonomischen Integration der Produktions- und Zirkulationsvorgänge auf eine automatisch in gleiche Richtung erfolgende gesellschaftliche Integration der Nationen und Nationalitäten schließt, begeht einen Denkfehler. Er setzt Entwicklungen im Bereich der Produktivkräfte gleich mit Vorgängen im Bereich der gesellschaftlichen Verhältnisse. Dabei hat schon Marx gezeigt, daß sich die Produktionsverhältnisse (also die Rechts- und Eigentumsbeziehungen in der ökonomischen Reproduktion) nicht automatisch parallel zu den Produktivkräften entwickeln, von den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen gar nicht zu reden. Gäbe es einen solchen Automatismus, dann wären auch Klassenkämpfe nicht notwendig, hätte die Bourgeoisie nicht drei Jahrhunderte lang um die Überwindung der Feudalverhältnisse kämpfen müssen.

Was meine ich damit? Bezugsfeld für die Bewußtseinsentwicklung jedes Individuums sind nicht allein die Produktivkräfte, sondern noch stärker die gesellschaftlichen und vor allem die Produktionsverhältnisse. Besonders diese bestimmen seinen Platz in der Gesellschaft. So hat in jüngster Zeit Englisch als „Arbeitssprache" der Computer mit Tausenden neuen Begriffen im Reproduktionsprozeß eine neue Weltstellung erlangt. Aber gesellschaftspolitisch hat das wenig Auswirkung. Oder: Ein Automotor oder -getriebe für General-Motors-Modelle kann in einem US-amerikanischen, deutschen, österreichischen, ungarischen usw. Zweigbetrieb hergestellt und anderswo montiert werden, die Beschäftigten jedes Zweigbetriebs spüren zwar die Zugehörigkeit des Betriebes zum GM-Konzern, aber weniger als die konkreten Bedingungen des Standortlandes.

Sozialniveau, Schul- und Berufsausbildung, Arbeitskultur, das kulturelle Umfeld bleiben im nationalen Rahmen bestimmt. Daran ändert es grundsätzlich nichts, wenn große transnationale Konzerne ihren Beschäftigten in unterentwickelten Ländern Begünstigungen bieten und ihnen eine Art Firmenpatriotismus einzuimpfen versuchen. Als während der jüngsten Krise selbst größte transnationale Konzerne Zigtausende Entlassungen vornahmen, zeigte sich für die Betroffenen rasch, *was* wirklich ihr Lebensumfeld bestimmt.

In der spätkapitalitischen Entwicklungsperiode, dem Imperialismus,



Bruno Gironcoli, Turm mit präparierter weißer Dogge, 1972

sind aber auch alle Fragen der Nationalität auf eigene Art mit dem Grundgegensatz des Kapitalismus, dem zwischen Kapital und Arbeit verflochten. Das zum Finanzkapital sublimierte Kapitalverhältnis bedeutet Ausbeutung der Arbeitenden des eigenen Landes, aber auch ganzer Volkswirtschaften schwächerer Länder oder Regionen. Daher fallen die Konfrontationsflächen daraus entspringender Konflikte immer öfter mit nationalen Problemen zusammen. In den unterentwickelten Ländern kommt es mit dem Entstehen eines peripher verzerrten Kapitalismus-Typs zu partieller Übereinstimmung der Interessen der dort doppelt ausgebeuteten Arbeiterklasse sogar mit Teilen der autochthonen Bourgeoisie. Dies nimmt die Form nationaler Interessen an, die – soweit überhaupt – nur souveräne nationale Regierungen vertreten können. Nur solche können negative soziale und gesellschaftliche Folgen der zunehmenden ökonomischen Integration abwehren.

In den imperialistischen Hauptländern dagegen geht eine schmale aber meinungsbestimmende Oberschicht der Arbeiterklasse auf die Seite ihrer Bourgeoisie über, um Vorrechte gegen die armen Länder, aber auch gegen imperialistische Konkurrenz zu verteidigen. Das Kapital dieser Länder will aber das niedrige Lohnniveau der unterentwickelten Länder – jetzt auch Osteuropas – zu einer strukturellen Abwertung auch der hochqualifizierten Arbeitskraft in den Industrieländern ausnützen. Das zwingt diese zur Verteidigung, das heißt zu konkreter Solidarität gegen Ausnützung der Zuwanderung zu Lohndruck und für rasches Nachziehen in den unterentwickelten Ländern selbst. Das erfordert ein gewisses Maß an politischem Bewußtsein. Fehlt dieses, öffnet sich ein neues Feld nationalistischer Verhetzung. (Gegen „Ausländer", gegen die „sinnlose Hilfe" für Unterentwickelte usw.)

Die nationale Einheitlichkeit eines solchen Lebensumfelds wird allerdings auch in entwickelten Ländern dann in Frage gestellt, wenn langfristig unüberbrückbare Klüfte im Lebensniveau der von diesem nationalen Umfeld geprägten Menschen entstehen (wie zwischen Nord- und Süditalien) oder wenn von Volksgruppen bewohnte Regionen als Folge ökonomischer Prozesse besonders zurückgeworfen werden, wie der durch traditionelle Industrie geprägte wallonische Teil Belgiens oder die Bretagne in Frankreich, Wales und Schottland in Großbritannien.

Die Widersprüchlichkeit des Kapitals

In der Auswirkung des kapitalistischen Grundgegensatzes auf die nationale Fragen fällt vor allem die Unterschiedlichkeit der Bedingungen für Arbeiterklasse und Kapital auf.

Veränderungen in den Lebensbedingungen sind (vorerst und noch für lange Zeit) primär im nationalen Rahmen möglich. Internationale Solidarität ist wichtig, aber besonders für die Arbeiterklasse des jeweiligen Landes ist der eigene Kampf ausschlaggebend. (Kein internationaler Druck hätte zum Beispiel in Südafrika den eigenen Kampf ersetzen können!) Anders ist die Lage des Kapitals: Es kann zur Vertretung seiner Interessen leichter exogene[2] Kräfte wirksam werden lassen: Strategische Interessen der Weltkonzerne, des internationalen Finanzkapitals, Abhängigkeit von Rohstoff- und Energieweltmärkten sind reale Faktoren zum Druck auf das nationale Lohnniveau und werden überdies zusätzlich als Drohung für solchen Druck ausgenützt, da niedrigeres Lohn- und Sozialniveau als einzige Möglichkeit für schwächere Länder dargestellt wird, auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu sein.

Es ist unvermeidlich, daß in solchen Ländern die Formierung der Arbeiterklasse von einer Klasse „an sich“ zu einer Klasse „für sich“ spontan mit der Tendenz verbunden ist, dabei gleichzeitig nationale Benachteiligung zu überwinden. Abstrakter Internationalismus kann das nicht ersetzen. Der Internationalismus der Arbeiterbewegung muß immer konkret, das heißt verbunden mit dem realen Kampf unter den gegebenen nationalen Bedingungen sein.

Hier ist der Grund zu suchen, wieso heute entgegen abstrakten Vorstellungen in der Realität die nationalen Probleme an Bedeutung sogar gewinnen, das Kapital in den Zentren aber als Vertreter „inter-“ oder „übernationaler“ Interessen auftritt.

Die Informationsrevolution

Die rasche und weltweite Informationsrevolution muß hinsichtlich ihrer Wirksamkeit ähnlich genau untersucht werden. Oft wird übersehen, daß ein großer Teil der Menschen (wahrscheinlich die größere Hälfte der Erdbevölkerung) keinen ständigen Zugang zu den über elektronische Medien verbreiteten Informationen hat. Bei den diese Informationen Aufnehmenden wird durch sie aber eher das Bewußtsein des Werts ihrer eigenen (im nationalen Rahmen erreichten) gesellschaftlichen Bedingungen verstärkt.

Hier liegt die Ursache, daß nationale Bewegungen in wenig entwickelten Ländern meist mit Streben nach progressiven gesellschaftlichen Veränderungen, in den hochentwickelten aber oft mit konservativen Gesellschaftsauffassungen verbunden sind.

Nationen – eine Besonderheit Europas?

Ich halte die Meinungen für falsch, die Herausbildung von Nationen als eine spezifisch europäische Erscheinung zu anzusehen. Die Entstehung der Nationen ist eine Entwicklungsform des Kapitalismus. Dieser ist es, der einen größeren (also nationalen) sicheren Markt braucht, eine einheitliche, zumindest von den meisten verwendete Sprache, freizügige und daher in dieser Hinsicht gleichberechtigte Bürger (auch wenn für die meisten die Freizügigkeit nur beim Verkauf ihrer Arbeitskraft wirksam wird). Nur da sich der Kapitalismus zuerst in Europa entwickelte, kann der Eindruck entstehen, die Bildung von Nationen sei ein „europäisches“ Sonderproblem.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, im einzelnen auf Unterschiede einzugehen, die sich als Folge anderer Entwicklungsbedingungen des Kapitalismus außerhalb Europas auch in der nationalen Frage ergeben. Sichtbar sind die schrecklichen Folgen der von früheren Kolonialmächten in Afrika oft willkürlich gezogenen Grenzen. In den jetzt selbständig gewordenen Ländern erfordert die Kapitalismus-Entwicklung Nationalstaaten. Aber diese können nicht wie in Europa auf stabile Lebensräume größerer ethnischer Gruppen aufbauen. Solche gab es zwar auch in Afrika, aber sie wurden durch die Interessen der Kolonialmächte zerrissen. Die heutigen Grenzen decken sich nicht mit denen früherer Lebensräume. Der Streit um Vorherrschaft einzelner Stämme in den neuen Grenzen verursacht seit Jahren die unvorstellbar blutigen Stammeskriege in vielen afrikanischen Staaten. Ruanda ist jüngstes Beispiel. Genau so könnten Somalia, Nigeria, der Sudan und andere angeführt werden. Selbst in solchen Ländern, wo neue Herrschaftseliten einen „nichtkapitalistischen“ Entwicklungsweg einzuschlagen versuchten, wie zum Beispiel in Angola, Äthiopien, Moçambique und anderen, war dieser Versuch von Anfang an mit den ungelösten Stammesproblemen belastet, die an dessen Scheitern wesentlich beteiligt waren. Es ist Blasphemie[3], wenn jetzt Kolonialmächte, die an diesem todbringenden Erbe schuld sind, als „humanistische“ Helfer Grausamkeiten beklagen, die von ihnen verursachte Konflikte herbeiführen.

In Schwellenländern mit einer bereits entstandenen Arbeiterklasse wurde vielfach von den dortigen marxistischen Parteien dieses neue Verhältnis der nationalen Frage zu deren Kampf erst spät erkannt. Das ebnete den Weg zu populistischer Demagogie. Das Beispiel des Peronismus in Argentinien sei hier angeführt.

Die amerikanische „Nation“

Aber auch bei der Bildung der amerikanischen Nation in den USA gab es Besonderheiten. Der Unabhängigkeitskrieg war schon Jahre vor der Französischen Revolution Beispiel einer Nationswerdung durch gemeinsames revolutionäres Handeln bürgerlich-demokratisch geprägter Menschen, in den USA besonders stark von vorherigen ethnischen Bindungen losgelöst. Die „ethnische Säuberung“ fast eines ganzen Kontinents von den vorherigen Bewohnern, der Reichtum dieses Kontinents mit seinen Entwicklungsmöglichkeiten übten das ganze 19. und noch am Anfang des 20. Jahrhunderts magische Anziehungskraft auf Unterdrückte in Europa aus, die in jenes Land auswanderten, in dem damals „alles möglich“ schien. So bildete sich eine Nation heraus, die gleichzeitig „Schmelztiegel“ für viele Ethnien (lange Zeit mit Ausnahme der Urbevölkerung und der als Sklaven ins Land gebrachten Afroamerikaner) war.

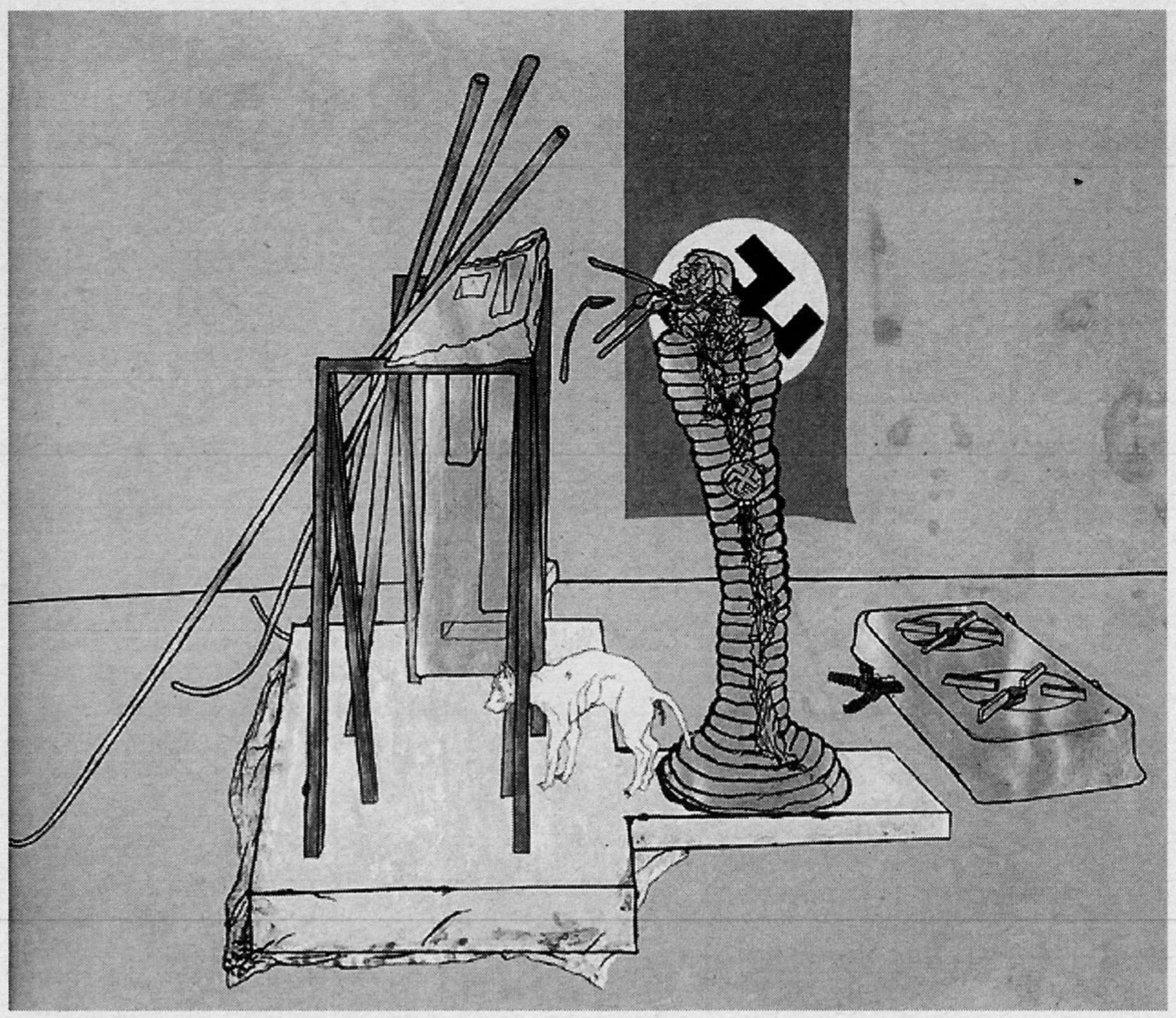
Aber heute ist die Ansicht vom Schmelztiegel eingewanderter Nationalitäten kaum mehr aufrechtzuerhalten. Auch die vor 30 Jahren eingeleitete Welle zur Rassengleichstellung ist in Formalismus erstarrt. Dieser kann – wie zuletzt im Frühjahr 1992 – explosionsartig aufgebrochen werden. Dabei zeigt sich eine spontane „Organisation“. Vor Generationen eingewanderte Familien von Iren, Polen oder Italienern fühlen sich auch heute vielfach noch als Iren, Polen oder Italiener. Selbst koreanische Einwanderer verteidigten organisiert und bewaffnet ihre Wohn- und Lebensgebiete.

Zwar ist die amerikanische Nation eine Realität, aber innerhalb der US-Gesellschaft ist die soziale Stellung stark durch ethnische Zugehörigkeit beeinflußt: WASP (white, anglosaxonian, protestant) stellt die führende Schicht – am anderen Ende stehen die überlebenden Indianer, Afroamerikaner und in den letzten Jahrzehnten immer stärker als neu immigrierte Arbeitskräfte „Ladinos“ (Spanisch sprechende Einwanderer aus Lateinamerika).

Da WASP für die bestimmenden Kreise der US-Finanzoligarchie kennzeichnend ist, wirkt vorerst die ethnische Problematik nur unter der Oberfläche. Noch tritt das US-Finanzkapital einheitlich gegenüber den beiden anderen Machtzentren auf. Das ist – noch – seine politische Stärke.

Vereinigung Europas und Nationen

In Europa sind die Verhältnisse am kompliziertesten. Mit dem Zusammenbruch des sowjetischen Sozialismus-Versuchs ist das deutsche Finanzkapital ökonomisch stärkste Kraft in Europa geworden. Politisch entspricht die Position der BRD aber noch nicht diesem ökonomischen Gewicht. Durch die Eingliederung der DDR sowie den Beitritt Österreichs zur EU ist die BRD



Bruno Gironcoli, Entwurf zur Veränderung von Säule mit Totenkopf, 1971

auch politisch stärker geworden. Der Sprecher der CSU-Landesgruppe im Bonner Bundestag, Christian Schmidt, hat dies schon am Tag nach der EU-Volksabstimmung in Österreich offen ausgesprochen.[4] Er rechnet offenkundig auf die immer noch starken ethnischen Gemeinsamkeiten der Österreicher und der Deutschen. Er ist dabei nicht allein. Schon zwei Wochen nach der Abstimmung erklärte Österreichs Bundespräsident Österreich bereits zu einem „natürlichen Kernland im größeren Europa".[5]

Aber selbst ökonomisch bestehen weiter tiefe innere Widersprüche. Die Tendenz zur ökonomischen Peripherisierung (sprich: weitere relative Verarmung der Randgebiete Europas) verstärkt sich. Gleichzeitig zeigte die jüngste Krise, daß die Widersprüche zwischen den großen Einzelstaaten der EU weiterbestehen. Das englische Finanzkapital stellt immer noch einen im Weltmaßstab wirkenden Faktor dar. Es findet – zur Abwehr einer vollständigen Dominanz des deutschen Finanzkapitals – fallweise Verbündete auch innerhalb der EU. Das spiegelt sich in politischen Konflikten wider. So konnte Kohl gegen den Willen der britischen Regierung seinen Wunschkandidaten für die Delors-Nachfolge in der EU-Spitze nicht durchsetzen. Selbst der international nicht sehr geschickte US-Präsident hat mit seiner plumpen Zusicherung „besonderer" US-Beziehungen zur BRD (eine Bezeichnung, die bisher ausschließlich den amerikanisch-britischen Beziehungen vorbehalten war) nach besten Kräften in dieses Feuer geblasen. Im Interesse des US-Finanzkapitals.

Dennoch: Mit der Verwirklichung von Maastricht wäre die Periode eines „Europas der Vaterländer" (de Gaulle) zu Ende. Auch jene Phase, als das französische Finanzkapital noch versuchen konnte, mit kleineren Ländern verbündet ein Gegengewicht gegen das deutsche Finanzkapital darzustellen. Kohl hat sich als erster europäischer Regierungschef beeilt, die – neofaschistisch „angestochene" – italienische Regierung Berlusconi durch eine offizielle Einladung aufzuwerten. Das ruft die Zeit der „Achse Berlin–Rom" nicht nur in Erinnerung. Die Politik Kohls hält sich bewußt auch die Möglichkeit offen, an diese Zeit anzuknüpfen.

Politisch hält sich das deutsche Finanzkapital zwei Optionen offen. Vorrang hat das Streben, als Führungskraft der Vereinheitlichung des ganzen Kontinents zu wirken. Fernziel ist dabei, ein vom deutschen Kapital geführtes und ähnlich wie die USA organisiertes Gesamteuropa als drittes Machtzentrum der Welt. Gelingt dies nicht, bleibt die Möglichkeit einer lockeren Föderation von Nationalstaaten unter Führung der BRD.

Das deutsche Finanzkapital tritt „europäisch" auf, hält sich aber auch den Weg zur „nationalen", deutschen Lösung frei. Bei anderen lehnt es „nationale" Bestrebungen ab. Mehr und mehr in Mode kommt der Begriff der „Ethnien". Unterschied zum Begriff der Nation oder Nationalität ist dabei der Verzicht auf eigene wirtschaftliche Gestaltung ihres Lebensraums und eigene politische Willensbildung, das Recht auf Selbstbestimmung dieser Volksgruppen. Ein Europa, möglichst straff vom deutschen Finanzkapital geführt, könnte auch bedeutende Enklaven (um nicht zu sagen Reservate) französischer, spanischer, italienischer usw. Sprache und Kultur beherbergen, solange diese nur der wirtschaftlichen und politischen Vorherrschaft des deutschen Finanzkapitals nicht in die Quere kommen. Natürlich werden die Nationen Europas dies nicht widerspruchslos hinnehmen.

Da – wie gezeigt – die objektiven ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zum Absterben, sondern zur Verfestigung der Nationen führen, liegt hier der Konfliktstoff. Dabei ist es nur logisch, daß jeder, der die strategischen Ziele des deutschen Finanzkapitals unterstützen will, die objektive Tendenz in Richtung einer Stärkung der Nationen und Nationalitäten leugnet und abstraktes „Europa"-Denken fördert. Einen Anflug von Absurdität gewinnt es aber, wenn auch Sozialdemokraten, Linke, diese Linie sogar als prinzipiell fortschrittlich erklären.

Wer dies tut, unterstützt die Ziele des deutschen Finanzkapitals, was immer er selbst will. Historische Vergleiche hinken, aber im Grund wird damit der gleiche Fehler wiederholt, den um 1938 die österreichischen Revolutionären Sozialisten in der Auseinandersetzung mit der KPÖ begingen, als sie deren Bekenntnis zu einer eigenen österreichischen Nation als Grundlage ihres Eintretens für die Unabhängigkeit Österreichs als reaktionär ansahen. Sie selbst betrachteten den durch Hitler erzwungenen „Anschluß" Österreichs (und später die Eingliederung fast ganz Europas unter die Herrschaft des deutschen Finanzkapitals) als „historischen Fortschritt". Diesen wollten sie nicht durch „reaktionären" Nationalismus „zurückdrehen", sondern zu einer „gesamtdeutschen" und später zu einer „europäischen" Revolution ausnützen. Aber wo immer in Europa revolutionäre Bewegungen gegen Hitler entstanden, entwickelten sie sich in nationalem Rahmen.

Klassenmäßig liegen die Dinge heute nicht anders. Auch das jetzige „vereinte Europa“ wird – wenn auch mit anderen Methoden – von der deutschen Finanzoligarchie beherrscht. Die Vertretung nationaler Belange wird in vielen Fällen nur gegen diese möglich sein. Das führt zu sonderbar scheinenden Situationen. Als bei einer gemeinsamen Siegesveranstaltung der EU-Befürworter in Österreich Sozialdemokraten – vom Sieg ihres „Internationalismus“ überzeugt – die „Internationale“ anstimmten, sang ÖVP-Vizekanzler Dr. Busek mit. Das brachte ihm eine öffentliche Rüge der FPÖ-Nationalrätin Dr. Partik-Pablé ein. Sogar per Zeitungsinserat im »Standard«. Wieso eigentlich? Eine „Internationale“, an deren Spitze das deutsche Finanzkapital steht, kann von Busek aus voller Überzeugung gefeiert werden. Eher als von Sozialdemokraten, deren damaliger Vorsitzender Dr. Bruno Pittermann vor dreißig Jahren die EWG noch als Superkartell der europäischen Großkonzerne bezeichnete.

Dies zu erkennen, ist für Linke besonders wichtig. Das österreichische Großkapital hat in den letzten Jahren eine strategische Wendung vorgenommen. Von der Linie der Ausnützung der Neutralität des Landes, die ihm seit Mitte der fünfziger Jahre so große Vorteile gebracht hat, geht es den Weg, neuerlich Junior-Partner des deutschen Finanzkapitals bei dessen Expansionspolitik zu werden. Eng damit verbunden ist die fortschreitende Verschmelzung bei gleichzeitiger Unterordnung der österreichischen Finanzfamilien. Das zeigte sich nicht nur in der EU-Anschlußfrage, sondern vorher schon in der Balkan-Politik. Die Sozialdemokratie versucht, sich als die verläßlichste Verfechterin einer solchen Wendung zu bewähren. (Kreiskys Entsetzen, als die SPÖ den Bereich der Außenpolitik der ÖVP überließ, wird spätestens jetzt verständlich.) Aber was haben eigentlich Linke in einer solchen Gesellschaft zu suchen?

Der jetzt vom österreichischen Großkapital eingeschlagene Weg hat unser Land innerhalb von nur dreißig Jahren zweimal in eine Katastrophe geführt. 1914 bis 1918 und 1938 bis 1945. Er wird auch jetzt zumindest das für Österreich beste halbe Jahrhundert seiner Geschichte beenden wenn nicht ärgeres.

Auch wenn man Begriffe wie „Nation“, „Nationalität“ usw. für überholt erklärt, die gesellschaftlichen Widersprüche wachsen und nehmen überdies vorerst noch stärker die Form nationaler Widersprüche an. Wer dies ignoriert, überläßt die Menschen dem spontanen oder organisierten Wirken nationalistischer Kräfte und Ideologien. Da Österreich ein hochentwickeltes Land ist, wirkt beides in Richtung rechtsextremer Kräfte. In Österreich wäre das überdies jetzt konkret ein Zurückweichen vor der Demagogie eines Haider, der sich durch seine Haltung bei der Volksabstimmung schon als Katalysator für die nach dem EU-Anschluß unvermeidlich wachsende Unzufriedenheit zu profilieren suchte.

Eine richtige Haltung zu dieser Problematik ist vor allem auch eine Frage der möglichen Bündnisse mit nicht zur Arbeiterklasse gehörenden aber ebenfalls vom deutschen Finanzkapital ausgeplünderten Schichten.

Arbeiterbewegung und Nationalismus

Allerdings muß die Arbeiterbewegung großes Gewicht auf ideologische Klarheit und grundsätzliche Abgrenzung gegenüber allen Spielarten des Nationalismus bis hin zum Nationalfaschismus legen. Wie schon oft in ihrer Geschichte stößt sie dabei auf die Hauptfrage: Wo liegt die Grenze zwischen berechtigten nationalen Anliegen und Nationalismus?

Lenin hat einmal den Nationalismus als Auffassung von einer Exklusivität der eigenen Nation gegenüber andern Nationen gekennzeichnet. Ich glaube, daß auch heute davon auszugehen ist: Wer für Angehörige der eigenen Nation die gleichen Rechte und Möglichkeiten wie für Angehörige anderer fordert, erfüllt damit eine patriotische Pflicht. Wer aber – und sei es auch in unbedeutend scheinenden Fragen, oder als „Antwort“ auf von herrschenden Kreisen einer anderen Nation der eigenen zugefügtes Unrecht – für die eigene Nation Rechte fordert, die er nicht buchstaben- und sinngemäß auch jeder andern Nation zubilligt, ist Nationalist. Auf lange Sicht kann eine solche Haltung nie fortschrittlich sein. Sie ist bei unterdrückten und benachteiligten Nationalitäten zwar erklärlich, von ihr geführte Bewegungen verwandeln sich aber im Falle ihres Erfolges „über Nacht“ selbst in – national unterdrückende.

Dennoch, wieder mit Lenin: „... sich aber, wenn nationale Massenbewegungen einmal entstanden sind, von ihnen abwenden, auf eine Unterstützung des Fortschrittlichen in ihnen verzichten, hieße in Wirklichkeit nationalistischen Vorurteilen unterliegen...“[6] Kein Marxist wird ernsthaft bestreiten, daß der Widerstand gegen die Dominanz des deutschen Finanzkapitals innerhalb der EU vorerst überwiegend in nationalen Formen erfolgen wird.

Die Arbeiterbewegung muß aber Nationalismus eindeutig ablehnen. So sind zum Beispiel „ethnische Säuberungen“ zu verurteilen. Opfer sind fast immer Unschuldige. Auch wenn sie zum Beispiel von Serben aus Furcht vor einer Wiederholung der Ustascha-Massenmorde an Serben erfolgen.

Oft wird dabei allerdings übersehen, daß das ganze 20. Jahrhundert geprägt war von einer Kette gegenseitiger mit Nationalismus gerechtfertigter Verbrechen: Die Armeniermassaker im osmanischen Reich, die Vertreibung von Griechen durch die Türkei und vice versa, Hitlers organisierter Genozid an Juden, Roma, Slawen bis zu den jüngsten Blutverbrechen im Bürgerkrieg am Balkan.

So kompliziert diese Fragen aber sind, vor ihnen in nationalen Nihilismus zu flüchten, wäre das schlimmste. Es könnte der Arbeiterbewegung, die nach ihrem größten Rückschlag durch das Scheitern des sowjetischen Sozialismus-Modells weltweit um eine Neuorientierung ringt, keine Perspektive zeigen und würde in Österreich sogar direkt den Interessen des deutschen Finanzkapitals in die Hände spielen. ■

Hans KALT ist ehemaliger Sekretär des ZK der KPÖ und ehemaliges Mitglied des Politbüros.

Anmerkungen

1 Siehe „Statistisches Jahrbuch für die Republik Österreich 1993“ S. 223
2 exogen = von außerhalb des jeweiligen Bereichs stammend
3 Blasphemie = verhöhnendes Bedauern der Opfer durch die Täter
4 Siehe »Der Standard«, 14. 6. 1994
5 Rede von Thomas Klestil nach der Beitrittsunterzeichnung in Korfu am 24. 6. 1994
6 Siehe Lenin, Werke, Dietz-Verlag, Bd. 20, S. 20

Die Nation als Spannungsfeld

Einem trojanischen Gaul schaut die Linke nicht ins Maul

Mario ANT

Marx, Engels und Lenin mußten noch zu Lebzeiten ihre – auf jene zur damaligen Zeit hegemoniale Nationskonzepte basierenden – Weltrevolutionserwartungen begraben.

Stalin ging noch einen Schritt zurück, indem er aus dem emanzipatorischen Versuch Sowjetunion eine sozialistische Nation formte und sich damit den antagonistischen Widersprüchen – die dieser Form von „fiktiver Gemeinschaft" (siehe Balibar 1988) inhärent sind – auslieferte. So waren die sozialistischen Nationen im Konzert der Weltnationen nur weitere Formen der Vermittlung von Widersprüchen, deren – ursprünglich vorgesehene – Aufhebung dann in den Hintergrund getreten ist, zugunsten von Macht und Anerkennung der sozialistischen Staaten.

Beschäftigen wird sich der Artikel mit der widersprüchlichen Sicht der Klassiker auf das Thema Nation; mit dem Problem der Nationalen Linken und Alfred Klahr, auf dessen Sichtweise sich die nationale Orientierung der KPÖ auch heute noch stützt, was Zitate aus „Grundzüge einer Neuorientierung" dem beschlossenen Parteiprogramm der KPÖ belegen.

Sozialistischer Nationalismus

Die Basis für die Fehlentwicklung des sozialistischen Internationalismus zum antiimperialistischen Nationalismus der Sowjetunion statt zu einem gesellschaftsüberwindenden Antinationalismus war schon bei den frühen Theoretikern gelegt worden.

Marx/Engels

Konstituierend für die klassische Nationalismustheorie bei Marx sind Weltrevolution (aufgrund der Erfahrungen mit bürgerlichen Revolutionen) und die einseitige Kausalkette Bourgeoisie – Nationalmärkte – Nation – Nationalstaat. Orientiert an diesen theoretischen Leitbildern hat sich das marxistische Nationsverständnis in zwei Entwicklungen geteilt: in den proletarischen Internationalismus, dessen Blütezeit in der Phase der Eingliederung und Konstituierung des westeuropäischen Proletariats in die bürgerliche Nation war und den antiimperialistischen Nationalismus, dessen praktische Grundlage der Prozeß der Entkolonialisierung und kapitalistischen Modernisierung der Peripherie war. Die Marxsche Revolutions-theorie reifte in der vorrevolutionären Epoche der Jahre 1845 bis 1848.

Marx und Engels traten bei Versammlungen vor allem als deutsche Demokraten und auch als internationale Kommunisten auf. Die erste Prämisse für dieses widersprüchliche Auftreten ist jenes Modell einer Revolution, nach dem die gesamte „zivilisierte" Welt erfaßt und alle sozialen, politischen und sonstigen Kämpfe in eine einzige große Perspektive gestellt und vereinheitlicht würden. Der Kapitalismus war revolutionär, die Bourgeoisie und damit auch das Proletariat hatten eine missionarisch-historische Rolle zu erfüllen.

Marx und Engels unterschieden zwischen zwei Typen von berechtigten Nationen: Die ersteren entsprachen der historischen Tendenz nach größtmöglicher Zentralisation von Kapital, Arbeitskraft (Deutschland, England usw.); und die anderen waren jene, die sich im Kampf der europäischen Demokratien, die als Träger des sozialgeschichtlichen Fortschritts erschienen, gegen das zaristische Rußland wandten. Damit legitimierten Marx und Engels das Recht der großen „lebensfähigen" Nationen, die kleineren zu assimilieren. Das liberale *Nationalitätenprinzip*, nach dem jede Nation ein Recht auf einen Staat habe, lehnten sie ab und bekämpften entschieden die ansprüche der – wie Engels sie nannte – *geschichtslosen Völker*.

Nach dem Scheitern der 1848er Revolution modifiziert Marx die ursprüngliche Kapitalismus- und Revolutionstheorie: Solange die Kapitalentwicklung noch nicht die entscheidenden Teile der „Alten Welt" erfaßt habe, könne die Bourgeoisie ihren Abgang von der Bühne der Geschichte noch aufschieben.

Seine eurozentristische Sicht, nämlich den westeuropäischen Nationen die Pionierrolle bei der Befreiung der Welt vom kapitalistischen Joch zuzusprechen, behielt Marx auch nach der Niederlage von 1848 bei. Er sprach jedoch inzwischen jenen Kolonien, die sich aus eigener Kraft befreien könnten, durchaus einen positiven Effekt auf die Revolution im Mutterland zu.

Dieser Ansatz entwickelte sich im Marxschen Denken zu einer Frage ersten Ranges für die Strategie der 1864 gegründeten Internationalen Arbeiterassoziation. Die Erkenntnis der ungleichen Entwicklung der Nationen, die im Gegensatz zu der ursprünglichen Prognose der Vereinfachung und Angleichung der Staaten durch die Kräfte der Akkumulation stand, sorgte für diesen Paradigmenwechsel.

Studien der russischen Gesellschaftsstrukturen brachten Marx dazu, 1. eine Möglichkeit zu erkennen, den Weg der kapitalistischen Industrialisierung zu umgehen, und 2. die Hauptstütze der Entwicklung zum Sozialismus in der Verbindung der Bauern mit der fortschrittlichen Intelligenz zu erblicken. Die Weltrevolution durch die proletarische Revolution in Westeuropa blieb jedoch das Zentrum der Theorie von Marx.

Marx und Engels gaben die Strategie einer bürgerlich-demokratischen Revolution, die sich zu einer proletarischen entwickeln würde, auf. Die Universalinteressen der Revolution lagen nun in den Händen des Proletariats, wobei das nationale Problem zu einem Hindernis wurde, welches das internationale Proletariat zu spalten drohte. So mußte nun das Proletariat jene, von Marx den nationalen Bourgeoisien zugesprochenen Aufgaben übernehmen, um den geschichtlichen Fortgang – die zunehmende Vereinfachung und Universalisierung des Klassenkampfes – zu sichern.

Lenin

Nach dem Tod von Marx griff die 1889 gegründete II. Internationale auf das von ihm bekämpfte – weil tatsächliche Abhängigkeitsverhältnisse ausklammernde – Prinzip der formalen Gleichheit aller Nationen zurück.

Im Gegensatz zu den linksradikalen MarxistInnen – vor allem zu Rosa Luxemburg, die für einen völligen Verzicht auf nationale Befreiungskämpfe war – trat Lenin für das Recht auf nationale Selbstbestimmung und auf Abtrennung der kleinen Nationen ein. Wobei der „Standpunkt der Interessen der ganzen gesellschaftlichen Entwicklung und des Klassenkampfes des Proletariats für den Sozialismus" (W. I. Lenin: Resolution zur nationalen Frage, April 1917, in: Werke Bd. 24, 1972, S. 295f) das Kriterium für die nationale Partei des Proletariats zu sein hatte. Die Formel war: Lostrennung vom imperialistischen Staatenverband – Verschmelzung in einer sozialistischen Staatengemeinschaft.

Auch Lenin war, wie Marx, auf die eurozentristische Sichtweise der Weltrevolution eingeschworen, erhoffte er sich doch von dieser die Realisierung der revolutionären Einheit zwischen Nationalismus und Internationalismus, Demokratie und Sozialismus.

Stalin

Lenins Hoffnungen auf eine Weltrevolution 1918 wurden – wie jene von Marx 1848 – enttäuscht. Die gesamte Revolutionstheorie fiel in sich zusammen.

Aus diesen Voraussetzungen erwächst der berühmte Definitionsversuch Stalins:

„Was ist eine Nation? Eine Nation ist vor allem ein Gemeinschaft.(...) Eine Nation ist eine historisch entstandene stabile Gemeinschaft von Menschen, entstanden auf der Grundlage der Gemeinschaft der Sprache, des Territoriums, des Wirtschaftslebens und der sich in der Gemeinschaft der Kultur offenbarenden psychischen Wesensart. (...) Es muß hervorgehoben werden, daß keines der angeführten Merkmale, einzeln genommen, zur Begriffsbestimmung der Nation ausreicht. Mehr noch: Fehlt nur eines dieser Merkmale, so hört die Nation auf, eine Nation zu sein." (J. W. Stalin: Der Marxismus und die nationale und koloniale Frage, Köln 1976, S. 28 u. 32)

So entwickelten sich zwischen 1923 und 1927 der Kampf um die Unabhängigkeit Sowjetrußlands vom Imperialismus des Westens und sein Sinn und Zweck zu den wichtigsten Fragen der RevolutionärInnen.

Stalin kritisierte an Otto Bauer, daß dieser „die Nation als historische Kategorie mit dem Volksstamm, der eine ethnographische Kategorie darstellt" verwechselte. Nachzudenken wäre, warum er Bauers Rassismus durch Kulturalismus mit der Ergänzung einer „psychischen Wesensart" ersetzte. Jedenfalls definierte Stalin die Nation als abgeschlossene Wesenheit, frei von Mängeln und Widersprüchen, was einer vollkommenen Kapitulation dieser rechten Ideologieform gleichkommt. Diese Zeitlosigkeit der stalinschen Nationsdefinition nimmt diese aus dem Spannungsfeld von Unterdrückung und Emanzipation, und macht sie daher nicht unterscheidbar von gängigen bürgerlichen Definitionen.

Stalin vertrat das Primat der Verteidigung der Errungenschaften der sozialistischen Revolution, von deren Unmöglichkeit die „Linksradikalen" ausgingen. Für Trotzki war der Sozialismus international, oder kein Sozialismus. So verteidigte Stalin, und mit ihm die meisten KPs, die nationale Revolution mit internationalistischem Vokabular. Der nationalrevolutionäre vaterländische Weg der Sowjetunion in ihre Unabhängigkeit wurde so zum Hauptfaktor für die Befreiung des internationalen Proletariats, die internationalen KPs teilten diesen Weg bis zur Spaltung oder Auflösung.

Als diese nationalistische Falle zuschnappte, war die sowjetische Gesellschaft der gleichen Partikularisierung – antisemitische Pogrome, Herausbildung einer neuen Klasse, der Bürokratie, Verselbständigung des militärisch-industriellen Komplexes usw. – ausgesetzt, wie alle anderen national organisierten Staaten der Welt. In der Konsequenz wechselte der antiimperialistische Nationalismus schließlich den orthodox-marxistischen Klassenreduktionismus gegen einen Nationsbegriff, der deren Entwicklung als den Motor der geschichtlichen Entwicklung darstellte.

Die Verbindungen zwischen Nationalismus und historischer Linker sind nun in großen Zügen behandelt worden. Das folgende Zitat soll nur vergegenwärtigen, welchen Einfluß Lenin auf die nationalkommunistische Politik bis heute hat.

„Daß ‚die Arbeiter kein Vaterland haben', steht wirklich im ‚Kommunistischen Manifest'... Aber daraus folgt noch nicht, daß die Behauptung (...) richtig ist, es sei dem Proletariat gleichgültig, in was für einem Vaterland es lebt: ob im monarchistischen Deutschland, im republikanischen Frankreich oder in der despotischen Türkei. Das Vaterland, das heißt das gegebene politische, kulturelle und soziale Milieu, ist der stärkste Faktor im Klassenkampf des Proletariats. (...) Dem Proletariat können die politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen seines Kampfes nicht gleichgültig sein, folglich können ihm auch die Geschicke seines Landes nicht gleichgültig sein." (Jensen 1993, S. 14, zitiert nach Lenin Werke Bd. 15, S. 189f)

Mit dieser Rede liefert Lenin bis heute aktiven KommunistInnen die Begründung, sich in patriotischer Phrasenhaftigkeit zu üben. Was sind nun die „objektiven" Interessen der Linken am Nationalismus bzw. warum übernahmen es die führenden Köpfe der ArbeiterInnenklasse, die Nation vor der analytischen Vernichtung zu bewahren? Sehen wir uns zunächst einmal die Zusammenhänge zwischen Nation und Klassismus an.

Klassenbildung und Nationalismus

Der Nationalismus schuf räumliche Grenzen, innerhalb derer erst Kapitalakkumulation und Proletarisierung vonstatten gehen konnten. Die Bourgeoisie – als Trägerin des Nationalgedankens – vertrat, anfangs durchaus erfolgreich, die Ansicht, daß ihre partikularen Interessen sich mit den Interessen der Gesamtnation überdeckten. Das Interesse der Bourgeoisie war, die Entstehung einer Klasse zu fördern, die keinen Zugang zu Produktionsmitteln besaß, sowie die Eingliederung „kulturell" unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen durch Gewalt oder Verhandlungen in expandierende Grenzen sicherzustellen. Diese Vorgehensweisen setzen einen Staat voraus, der gesetzliche Verfahrensweisen und Gewalt kombiniert, um die Enteignungs- und Konzentrationsprozesse der Produktionsmittel durchzusetzen. Die aufkommenden antagonistischen Klassengegensätze mußten vermittelt, eingedämmt und unterdrückt werden; das Territorium benötigte Schutz vor invasierenden Mächten. Zu diesem Behufe wurden Institutionen – Rechtssystem, Polizei, Streitkräfte – geschaffen.

Balibar dagegen weist auf die Probleme hin, die sich ergeben, wenn die Nation-Form nur aus den kapitalisti-

schen Produktionsbedingungen abgeleitet wird.

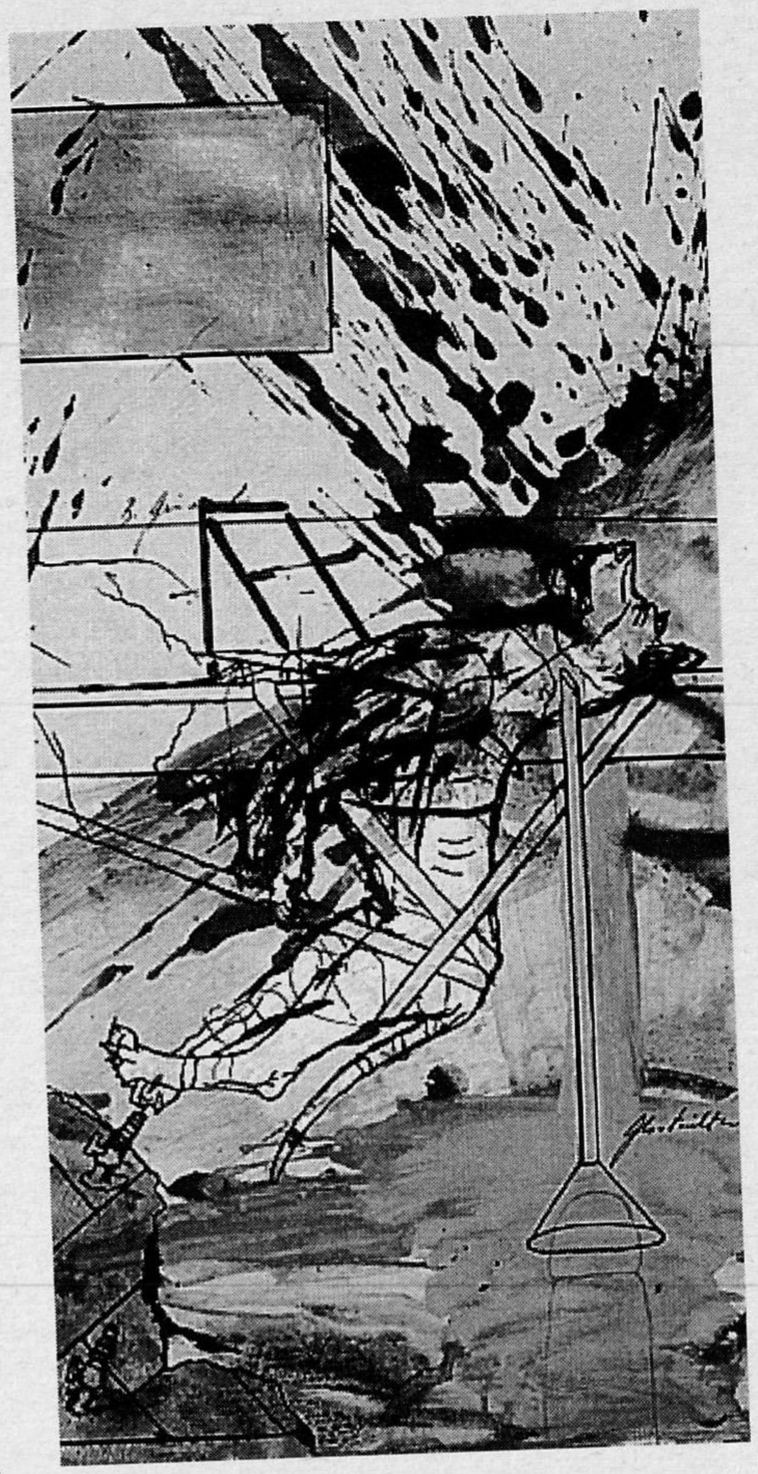
„Die nationalen Einheiten konstituieren sich ausgehend von der globalen Struktur der Welt-Wirtschaft, je nach der Rolle, die sie dort in einer bestimmten Periode spielen, wobei die Entwicklung vom Zentrum ausgeht. Besser gesagt: sie konstituieren sich gegeneinander als konkurrierende Instrumente der Herrschaft des Zentrums über die Peripherie. (...) In einer Hinsicht ist jede moderne ‚Nation' ein Produkt der Kolonisation: sie war stets bis zu einem gewissen Grad eine kolonisierte oder kolonisierende Macht, mitunter sogar beides." (Balibar 1988, S. 110)

Balibar wendet sich gegen den ökonomistischen Determinismus und macht für die Organisierung der Menschen in Nationen die „konkreten Konfigurationen des Klassenkampfes (...), sowie die entsprechende Verwandlung der gesellschaftlichen in nationale Formationen" (Balibar 1988, S. 111) verantwortlich.

Den Vorteil der Nation für die Herrschenden sieht Balibar in ihrer Möglichkeit der Eindämmung des Klassenkampfes. Da beide Klassen in ihrem Aufstieg voneinander abhängig waren, hatte Marx mit seiner Analyse recht, daß das Proletariat die übriggebliebenen Aufgaben der Bourgeoisie zu lösen hatten. Der Aufstieg des Proletariats in der Nation war auch an ihre Verteidigung gebunden. So war es nicht weiter verwunderlich, daß das von korporativistischen Interessen um das eigene Wohlergehen geplagte Proletariat sich in den Metropolen den Platz an der Sonne sicherte.

„Korporativismus und Internationalismus kennzeichneten die Anfangsphase der proletarischen Bewegung. Dies war mehr oder minder notwendig, denn wegen ihrer relativen sozialen und politischen Schwäche war die Arbeiterklasse gezwungen, ihre eigenen ökonomischen Interessen zunächst als solche zu erkennen, und mußte sich dafür vom Rest der Gesellschaft scharf abgrenzen. Gleichzeitig suchte sie eine Stütze in der Arbeiterklasse der anderen Länder." (Marmora 1983, S. 64)

Die ArbeiterInnenbewegung wurde in dem Maße bürgerlich-nationalistisch, wie sie die Ausbeutung durch die nationale Bourgeoisie zu bekämpfen vergaß, zugunsten des Kampfes gegen die ökonomische Unterdrückung durch fremde Bourgeoisien. Die von den Klassikern entwickelten theoretischen Instrumentarien wandelten sich



Bruno Gironcoli, Präparatoren, 1973

mit ihrem praktischen Einsatz. Durch die Zunahme ihres ökonomischen und politischen Gewichts und der Durchsetzung ihrer Interessen sahen viele AktivistInnen der ArbeiterInnenbewegung, vor allem der Sozialdemokratie, keinen Grund mehr, den Staat nicht als den ihren zu betrachten. Schlußendlich ist festzustellen, daß es keinen Unterschied zwischen dem Nationalismus der Bürgerlichen und dem der ArbeiterInnenbewegung gab und gibt. Eingedenk dessen, war Stalins Ausrufung der sowjetischen Nation nur die Konsequenz der theoretischen Überlegungen Lenins respektive Marx. Nur waren die Verhältnisse, welche die Bourgeoisie im Westen an der Macht hielt, entwickelter und überlegener als jene des Staatssozialismus.

„Legitime Funktion von Herrschaft im Kapitalismus ist es, Herrschaft zu verhindern; Gewalt und Herrschaft finden ihre Legitimation also nicht in oder durch sich selbst, sondern in der Negation ihrer selbst. Nicht der Glaube an die Legitimität von Herrschaft, sondern der Nichtglaube an ihre herrschaftliche Natur überhaupt sichert der bürgerlichen Herrschaft im Kapitalismus die Zustimmung der Massen." (Marmora 1983, S. 115)

Auch die VertreterInnen der ArbeiterInnenbewegung konnten ihre Zustimmung der Bourgeoisie nicht versagen, wenn sie bei den Massen Erfolg haben wollten. Mit der Proklamation der Sozialistischen Nation wurde ein rechtes Feld betreten, dessen integrative Wirkung unterschätzt wurde und wird. Als Mitte der dreißiger Jahre die kommunistische Bewegung bewußt mit den internationalistischen Traditionen der zweiten und dritten Internationale brach, wurden patriotische Symbole den Rechten entwendet und vor allem im antifaschistischen Kampf genutzt. Dieser antifaschistische Widerstand verlieh dem Patriotismus der KommunistInnen, die oft die Nationalmit der Roten Fahne koppelten, große Glaubwürdigkeit. Die Linke vertrat während des Kriegs und vorher beim internationalen Kampf gegen die Faschisierung Europas die nationalstaatlichen Interessen des ArbeiterInnenstaates Sowjetunion genauso, wie die soziale Frage der ArbeiterInnen in der eigenen Nation. Das und die Ansicht, daß der innenpolitische Faschismus durch den Einsatz in Spanien bekämpft werden könne, stärkte das Nationalgefühl vieler ArbeiterInnen und Intellektuellen im Widerstand. „Die nationale Befreiung war zu einem Schlagwort der Linken geworden." (Hobsbawm 1990, S. 176)

Der Nationalismus, und das sei unbenommen, war einmal ein wesentliches Element für fortschrittliche Bestrebungen. Daß er auch ein emanzipatorisches Moment war, ist zu bezweifeln. Was die anerkannten Theoretiker(Innen) der kommunistischen Weltbewegung der Zwischenkriegszeit nicht wußten oder ignoriert hatten, tritt heute um so klarer in unser Bewußtsein: Nationalismus ist eine Vermittlungsform von Herrschaft zwischen Gewinnern und Verlierern der weltweiten Dominanzkultur. Die Linke ist daher entweder antinational oder keine Linke.

Der nationalistische Teil der Linken versucht den identitätsbildenden Faktoren des Konstrukts *Nation* eine positive Funktion zuzuerkennen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht schwer, in den Tiefen programmatischer Ausrichtungen eine gewisse Begriffsstutzigkeit gegenüber dem Ineinandergreifen aller Unterdrückungsformen zu bemerken. In der überwiegenden Mehrzahl der Gruppen spiegelt sich die gesellschaftliche Realität der geschlechtlichen Präsenz in Leitungspositionen wider. Antirassismus ist theoretisch ein

Problem, Antisemitismus reduziert sich – wenn überhaupt – auf unreflektierte Formeln. Meist werden die Problematiken überhaupt ignoriert, dazu ein Zitat aus dem provisorischen Programm der KPÖ, Grundzüge einer Neuorientierung:

„An der Spitze der Pyramide bereichert sich eine ‚Elite' aus Finanzkapitalisten, Bürokraten und Politikern. Mit einem ‚Sozialstaat' hat dieser Sumpf von Korruptheit und Freunderlwirtschaft nichts zu tun. Angesichts eines zunehmend zerrütteten Arbeitsmarktes, wachsender Wohnungsnot und sozialer Unsicherheit ist das der Nährboden für eine gefährliche Rechtsentwicklung." (April 1994, S. 28)

Neben der Unwissenschaftlichkeit solcher Aussagen birgt diese personalisierende Kapitalismuskritik die Gefahr in sich, Antikapitalismus und Antisemitismus zu verwechseln. Heiner Möller gibt zu bedenken, daß die Gefährdung sozialer Standards keinen proletarischen Internationalismus freisetzt, sondern *proletarischen Nationalismus* und Rassismus. Der ausgebeuteten Klasse in den Metropolen ist das Interesse der Kapitalbesitzer näher, weil es mehr mit seinen eigenen korreliert, als jenes der hungernden Proletarier in der Peripherie. Es stand nicht mehr die revolutionäre Umgestaltung, sondern der Kampf um Sozialintegration im Mittelpunkt des Kampfes der Ausgebeuteten.

Günther Jacob geht in seinem Beitrag zum antinationalistischen Diskurs in »konkret« 5/94 darauf ein, wie die Nation im kommunistischen Manifest gesehen wird, weist mit Hannah Arendt auf die seltsame politische Kosten-Nutzen-Rechnung der Sätze „Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" hin und sieht die Repräsentation des Selbstverständnisses der marxistischen Arbeiterbewegung von 1848 bis 1918 im letzten Satz des Zitats. Als diese Losung von der kommunistischen Internationale auf „Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker, vereinigt euch!" erweitert wurde, führte Lenin als Begründung an, daß es vom „Standpunkt der gegenwärtigen Politik" aus richtig sei, diese taktische Variante der Vertretung nicht mehr nur des Proletariats, sondern nun auch der – nicht klar umrissenen – unterdrückten Völker zu beanspruchen, denn diese umfaßten „70 Prozent der Gesamtbevölkerung".

„Volk" und „Nation", beides keine Begriffe aus der Theorie des Klassenkampfs, wurden so zur Vervollständigung der Nebenwidersprüche. Da sich nicht alles ohne weiteres über einen klassistischen Kamm scheren ließ – zum Beispiel Antisemitismus, Patriarchat –, war das Verlangen groß, den Stein der Weisen, den allumfassenden Hauptwiderspruch zu finden (wobei dieser heute Grund- oder Basiswiderspruch genannt wird). Der Nationalismus, als universalistische Idee einer perfekten Gemeinschaft, wurde nicht von ungefähr dazu herangezogen. Schließlich ist diese Ideologie schon mit dem Anspruch angetreten, alle Widersprüche zu vereinen. Daß damit aber Gegner jedes emanzipatorischen Gedankens der nationalen Linken ein Feld bereiteten, auf das sie sich einließ und einläßt, muß einmal in den Diskursen verankert werden. Die Universalismen linker emanzipatorischer Bewegungen, in denen sich die begrenzte partikularistische Sichtweise einer der Gruppen zum Hauptwiderspruch aufschwingt, lassen viele Fragen offen und allzuoft wird dieser Leerraum mit rechter Ideologie gefüllt, unter anderem mit Patriotismus.

Die – schon bei den Klassikern angelegte – deterministische Sichtweise von historischen Prozessen reduziert das gesellschaftliche Subjekt zu Pflichterfüllern. Aufgrund von „Instrumentarien", zum Beispiel der klassenkämpferischen Doktrin, werden soziale Kräfte der historischen Situation angepaßt, wobei Widersprüche nur gesehen werden, soweit sie der Geschichte nützen.

„Der Punkt, an dem ‚das Proletariat'/die KP in der Unterstützung des Nationalismus ‚nicht weiter gehen darf', wurde dann auch regelmäßig verpaßt, weil man den Nationalismus nicht nur ‚ein bißchen' unterstützen kann, ohne ihn nicht auch ein bißchen ‚fortschrittlich' zu finden." (Jacob 1994, S. 19)

Wenn die Arbeiterklasse nach rechts geht, muß ihre Partei mitgehen: Hat sich dieser Spruch eines anonymen Chefideologen in der nationalistischen Linken durchgesetzt? Warum muß die hiesige Linke gerade das eigene Volk zum Mittelpunkt ihres Interesses machen, warum nicht dessen Opfer?

Das es in der Politik und im Diskurs von ParteikommunistInnen um nichts weniger geht als um die Opfer, zeigt sich immer wieder in Sätzen, in welchen sie ihre Sorge um jene ausdrücken, die den „rechten Rattenfängern" hinterherlaufen.

Je profilierter sich der Nazismus als Protestbewegung in Szene setzen kann, desto größer scheinen die Affinitäten der Linken zu seinen Unterstützern zu sein. Die positive Sicht dieses „Rebellentums" ist der Ansicht geschuldet, die Individuen des rassistischen Mobs hätten noch so etwas wie Klassenbewußtsein und man könnte sie per Appelation auf den „wahren" Weg zurückführen. Abergläubisch wird gepredigt, die soziale Frage sei per definitionem von links besetzt. Abgesehen von der mittelständischen Ignoranz, daß der Mob immer nur als proletarischer gesehen wird, ist offensichtlich, daß es hier nur um eine nationale Auseinandersetzung um Intensität von Rassismus und Ausgrenzung geht. Das „österreichische Volk" soll besser sein, als sein Ruf und vor allem seine Vergangenheit.

Alfred Klahr

Der historisch wichtigste Faktor der österreichischen nationalen Linken war die KPÖ. Sie konstruierte mittels Alfred Klahr die Nation von links, gegen den sozialdemokratischen Wunsch auf Eingliederung in das deutsche Reich (Bauer, Renner, usw.).

„Dr. Alfred Klahr wurde am 16. September 1904 in Wien geboren. Er studierte Staatswissenschaften. Später arbeitete er als Publizist und gehörte dem Zentralkomitee der KPÖ an. Im Juli 1944 wurde er in Warschau von der SS erschoßen, nachdem die illegale Lagerleitung erfolgreich seine Flucht aus dem KZ Auschwitz organisiert hatte.(...)

1937 veröffentlichte Alfred Klahr im März- und im Aprilheft von »Weg und Ziel« unter dem Pseudonym Rudolf seine Studie über die Nationswerdung Österreichs, die er im Auftrag des Zentralkomitees der KPÖ verfaßt hatte." (»Weg und Ziel«-Sondernummer 12/79, S. 23)

Mit Alfred Klahr huldigt die KPÖ einem Mann, der die stalinsche Definition der Nation auf die spezifische Eigenheit der zu bildenden österreichischen umlegte und der so die österreichische Nation von links konstruierte. Alle Kritikpunkte, die sich bei der Analyse am linken Nationalismus ergeben können – Determinismus, unwissenschaftliches Arbeiten, Ausblenden anderer Widersprüche, Anbiederung an Nationalisten, vor allem an Stalin usw. –, bestätigen sich in den beiden von mir untersuchten Artikeln,

die in der »Weg und Ziel«-Sondernummer im Dezember 1979 als Nachdruck unter dem Titel „Zur nationalen Frage in Österreich. Von Rudolf“ erschienen sind.

Im Vordergrund stand der Kampf gegen den Nationalsozialismus, dessen unverhohlen unterdrückerischen Auswuchs die Vertreter der proletarischen Klasse in Österreich wie auch im nahen Deutschland beobachten konnten. Mehrfach weist Klahr auf die Notwendigkeit seiner Arbeit für die Erhaltung der Unabhängigkeit Österreichs hin, um den Nationalsozialismus zu schwächen. Der Kampf um die sozialistisch-nationale gegen die faschistische Nation war das österreichische Puzzlestück, das in das Bild der Verteidigung der SU gegen den westlichen Imperialismus paßte.

Klahr bezeichnet den großdeutschen Gedanken als reaktionären Vorposten des Hitlerfaschismus, als Hauptfeind des internationalen Proletariats. Er begreift das nationale Programm der kommunistischen Partei als Kontra zu jenen der faschistischen Gruppen. Wie in Deutschland die „echten“ Marxisten glaubte auch Klahr an das unterdrückte Volk und weist auf die enge Verwandtschaft zwischen dem deutschen und österreichischen Volk hin. Um den Deutschnationalen nicht jede Hoffnung zunichte zu machen, hält er schließlich einen freiwilligen Zusammenschluß Deutschlands und Österreichs für nicht ausgeschlossen.

Ein Totschlagargument gegen antinational eingestellte Linke, damals wie heute, ist die Gleichsetzung des Patriotismus mit dem antifaschistischen Widerstandskampf. Wie die Zusammenhänge genau sind, ob antifaschistischer Widerstand nur auf nationaler Basis möglich war, oder ob die nationale Linie nicht sogar zu einem gewissen Teil zu den nationalistischen Auswüchsen vor der Machtergreifung der Nazis beitrug, gehört sicher noch näher untersucht. Klahr jedenfalls sieht in der nationalen Frage das Hauptkampffeld der proletarischen Linken gegen den Faschismus. Arbeiterklasse und österreichisches Volk eint der Kampf um Freiheit und Selbstbestimmung, Unabhängigkeit, Streben nach Eigenständigkeit und Eigenstaatlichkeit und das Gefühl der nationalen Besonderheit gegenüber Deutschland, das zur Negativfolie aufgebaut wird, von der sich Österreich positiv abzuheben hatte.

Immer wieder verweist Klahr auf den internationalen Charakter der nationalen Entwicklung eines Österreichertums, der er natürlich Fortschrittlichkeit zuspricht.

„Wir können nicht jedwede nationale Entwicklung eines Volkes verteidigen, sondern nur jene Entwicklung, die in der Richtung des allgemeinen historischen Fortschrittes liegt, das heißt den *Interessen der allgemein demokratischen Weltbewegung und des internationalen proletarischen Klassenkampfes* entspricht.“ (Klahr 1937, S. 30)

Zur Unterstützung dieses Gedankens von Marx und Engels, aus dem heraus schon Engels den Begriff der *geschichtslosen Völker* prägte, folgt das obligate Stalin-Zitat, siehe oben.

Man könnte nun auf die Widersprüchlichkeiten zwischen der Definition Stalins und dem Versuch Klahrs, eine Nation zu konstruieren, eingehen. So war zum Beispiel gerade Österreich das Gegenteil einer stabilen Gemeinschaft: Jahrzehntelange massenhafte Zuwanderung führte auf dem Territorium Österreichs nicht zuletzt zu einem „Sprachenproblem“; der durch den Zusammenbruch der Monarchie geschrumpfte Nationalmarkt war nicht das Zeichen für eine stabile Wirtschaft; schließlich sind die Werke der „Kulturgemeinschaft Restösterreich“ sehr wenig gegenüber dem „Kulturschatz“, den die Monarchie zusammengegaunert hatte. Man könnte auch darauf hinweisen, daß eine Konstruktion Österreichs nur auf der Grundlage der deutschen Sprache die Massen der in den Zeiten der Monarchie Zugewanderten ausschloß. Man könnte einwenden, daß Klahrs Versuch einer ethnischen Konstruktion, die sich nur von Deutschland abzugrenzen versucht, im Endeffekt doch wieder an Deutschland orientiert. Man könnte spekulieren, warum die ÖsterreicherInnen immer versuchen, die besseren Deutschen zu sein, was übrigens ein Hauptargument der Nationskonstrukteure der Austrofaschisten war.

Aber diese gesamte Argumentation bewegt sich auf dem von den Nationalen bereiteten Feld. Es ist nicht von Interesse, ob Alfred Klahr die österreichische Nation schlecht konstruiert hat, sondern warum er, respektive die Kommunistische Partei in Österreich, das tat.

Klahr schreibt:

„Können wir, die Kommunistische Partei und die revolutionäre Arbeiterklasse, die Entwicklung der österreichischen Nation offen anerkennen und fördern? *Wir können dies nicht nur, wir müssen es heute tun* und haben es bisher faktisch bereits getan. Der praktische Kampf der Partei und der Arbeiterklasse für die Unabhängigkeit Österreichs hat bereits die national österreichische Orientierung im Volke gefördert.“ (Klahr 1937, S.29)

Hier ist die Konstruiertheit der linken österreichischen Nation klar angesprochen: Wir sind national orientiert, weil wir uns gegen den Hitlerfaschismus wehren müssen, und dieser Kampf fördert die Nationsbildung. Abgesehen davon, daß die christlichsozialen Faschisten als nationale Bewußtseinsförderer einen größeren gesellschaftlichen Machtblock darstellten, wir es hier also mit der Allmachtphantasie einer KPÖ zu tun haben, deren damaliger Mitgliederstand dem heutigen entsprach, ist diese Argumentation ihr Selbstzweck, sie dreht sich im Kreis. Aber dieses Zitat macht auch klar, warum „österreichische Nation“ als Synonym für „antifaschistischen Widerstand“ gebraucht wird. Würde das eine vom anderen gelöst, würde die gesamte selbstgeschaffene Theorie und Praxis der KPÖ seit dem Zweiten Weltkrieg in sich zusammenbrechen.

Der Internationalismus dient dann nur noch als Feigenblatt dem chauvinistischen Patriotismus, der ausschließlich die Interessen der österreichischen Arbeiterklasse im Sinn hat. Sexistische, rassistische, nationalistische, antisemitische Rülpser werden so von Ausrutschern zu konstituierenden Elementen einer Partei, die sich nicht den theoretischen Entwicklungen der letzten zwanzig Jahren aussetzen will. Schon für Klahr diente der Internationalismus nur als Deckmantel für die Instandsetzung und Verteidigung der nationalen Besonderheiten Österreichs:

„Sicher ist, daß je länger das faschistische Regime in Deutschland an der Macht bleibt, je länger und schwerer der Abwehrkampf des österreichischen Volkes um seine Unabhängigkeit dauert, umso stärker die nationale Besonderheit der österreichischen Nation ausgeprägt wird. Sicher ist schließlich, daß *heute nicht nur die Unabhängigkeit Österreichs, sondern zahlreicher anderer Nationen im Donauraum durch den deutschen Imperialismus gefährdet ist und diese Lage auf die Zusammenarbeit der Proletarier, auf die Zusammenarbeit aller demokratischen Kräfte dieser Völker im Donauraum hindrängt, deren nationale Unabhängigkeit von Hitler oder Mussolini gefährdet ist.*“ (Klahr 1979, S. 31f)

Und so ist der nationalistische Internationalismus als Waffe gegen den

Hitlerfaschismus geschmiedet. Was aber noch nicht aufklärt, warum der Anteil der Bevölkerung am österreichische Widerstandskampf ähnlich dem deutschen Anteil nur unter einem Prozent blieb. Ebensowenig erklärt diese gegen die Nazis geschmiedete nationale Waffe, warum der Anteil der Österreicher an den schlimmsten Verbrechen des Regimes relativ der höchste war. Antworten auf diese Fragen der nationalen Eigenart der ÖsterreicherInnen sind meines Wissens noch keinem größeren Publikum zur Kenntnis gebracht worden. Trotz dieser Kritik sollen die Leistungen im antifaschistischen Widerstand, der von Frauen und Männern, die auch Mitglieder der KPÖ waren, nicht angetastet werden. Eine andere Frage ist es, ob die Partei, die sich heute als kommunistische vorstellt, den Widerstand in dieser Art vereinnahmen darf, wie sie es tut.

„Eine unleugbare historische Tatsache ist, daß die KPÖ das Rückgrat des antifaschistischen und nationalen Widerstandes bildete; daß die KPÖ relativ und absolut die größten Opfer im Kampf gegen die Nazibarbarei gebracht hat." (Grundzüge 1994, S. 45)

Nachdem für Klahr und die KPÖ nun die sprachlich-ethnischen Grundlagen der Zugehörigkeit der ÖsterreicherInnen feststanden, wird kurz der kulturtheoretische Teil abgehandelt, dessen eindeutig sexistische, kulturalistische und rassistische Implikationen die Auswirkungen der Dominanzkultur wieder ins Blickfeld rücken:

„Es gibt auf allen Gebieten der Kunst eine Reihe von Männern (sic!), die auf keinem anderen als österreichischen Boden (sic!) denkbar sind, die in ihrem Schaffen spezifisch österreichische und keine andere Eigenart des nationalen Charakters verkörpern. (...) Eine Analyse ihrer Werke wird darin jene besonderen Züge des *nationalen Charakters der Österreicher* widergespiegelt finden, von denen auch Engels auf einige hinwies, als er ‚das lustige, erregbare, der glücklichen kelto-germano-slawischen Rassenmischung (sic!) mit Vorwiegen des deutschen Elements geschuldete Temperament' der deutschen Österreicher hervorhob (Brief Engels an Victor Adler vom 11. XI. 1893). Man könnte dem noch eine Reihe von großen österreichischen Männern (sic!) auf dem Gebiete der Wissenschaften hinzufügen, um zu sehen, daß es eine besondere österreichische Kultur gibt, die getrennt von der deutschen einen eigenen Beitrag zur Entwicklung der Kultur der Menschheit geleistet hat." (Klahr 1979, S. 29)

Friedrich Engels war in den hegemonialen sozialdarwinistisch-rassistischen Diskurs eingebunden. Daß er dessen Begrifflichkeiten – anscheinend unkritisch – übernahm, kann ihm – mit Einschränkungen – vorgeworfen werden. Zu Zeiten von Alfred Klahr, der Engels zustimmend zitiert und damit die österreichische Nation auch auf eine biologistische Grundlage stellt, waren sowohl die antikolonialistischen wie auch die Frauendiskurse soweit gediehen, daß es nur wenig Mühe gemacht hätte, wenn Klahr sich mit diesen Themen auseinandersetzten hätte wollen, dies auch zu tun.

Daß die KPÖ sich keineswegs von nationalistischem Gedankengut getrennt hat, soll mit diesem Zitat belegt werden:

„Als InternationalistInnen bekämpfen wir Fremdenhaß, Rassismus und Nationalismus. (...) Trotzdem erkennen wir in der Entwicklung eines österreichischen Nationalbewußtseins vor allem im Hinblick auf die wiedererstandene deutsche Großmachtpolitik einen historischen Fortschritt gegenüber der Ersten Republik. Unseren Beitrag zur notwendigen Umgestaltung und Weiterentwicklung des Nationalbewußtseins sehen wir darin, die reaktionären Tendenzen zu bekämpfen und linke, widerständige und sozialistische Aspekte der österreichischen Nationalgeschichte lebendig zu halten." (Grundzüge 1994, S. 48f)

Viel hat sich nicht geändert. Deutschland wird schon wieder als Begründung vorgeschoben, um auf einem genuin österreichischen Nationalcharakter zu beharren. Ebenso ist immer noch die Rede von linken Aspekten im Nationalbewußtsein, wo die gerade im Falle Österreichs sich verstecken, ist mir nicht klar.

Abschließende Bemerkungen

Die Schlüsselthese der nationalgesinnten Linken lautet: Veränderungen sind nur im nationalen Rahmen möglich. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß schon die Klassiker ihre nationalistische Weltrevolutionstheorie nicht in die Tat umzusetzen vermochten. Auch im antifaschistischen Widerstandskampf erwies sich der ideologische Rückgriff auf den Nationalismus als Archillesferse. Balibar schreibt:

„Nicht, daß die Kommunisten ganz Europas und die Bürger der Sowjetunion in Konfrontation mit der ‚braunen Pest' nicht millionenfach gekämpft hätten und gestorben wären. Aber hier geht es darum, daß der Kommunismus unfähig war, sich *auf seiner eigenen* Klassenbasis dem Nazismus entgegenzustellen (d. h. als nicht-sektiererische proletarische Bewegung), und daß der Marxismus unfähig war, die Gründe für seine Macht zu verstehen und zu analysieren (d. h. als Theorie des Klassenkampfes). (...) Unfähig, den Nationalismus zu verstehen, haben sich die Kommunisten von einer Ecke des Kontinents bis zur anderen selbst ‚nationalisiert' wiedergefunden." (Balibar 1992, S. 185)

Es geht darum, daß die national orientierte Linke die Nation nicht als das herrschaftsabsichernde Instrument der GewinnerInnen der Dominanzkultur erkennt. Oder es sind diese (Metropolen-)Linken nicht in der Lage, sich ihrer Stellung als PrivilegienritterInnen in der Welt bewußt zu werden. Die Verteidigung des Nationalen ist in enger Verbindung zu der eigenen Lage zu sehen und in ihrem Anspruch dem ‚dummen unbewußten Volk' beibringen zu wollen, wo es langgeht. Daß jene Massen nicht an dieser Interessensvertretung interessiert sind, beweisen sie mit jedem Wahlergebnis (0,26 Prozent Anno Domini).

Mit der Errettung des eigenen Volkes wird meist das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Täter und Opfer werden gleichermaßen unter der Fiktion „Volk" subsummiert. Wenn Österreich heute als zu verteidigende Nation gesehen wird, wird der antifaschistische Widerstandskampf von GenossInnen verhöhnt. Statt sich eindeutig und unmißverständlich gegen diesen Staat zu stellen, dessen Angehörige vom Holocaust und vom Krieg ebenso profitierten wie vom Aufbau als Bollwerk gegen den Bolschewismus durch den Marshallplan, wird um die Zustimmung der Imagination gebuhlt. Globalisierende Behauptungen, wonach das „Land" durch die Weltkriege in Katastrophen gestürzt worden sei, sind falsch. Zu differenzieren ist, wer in welchen Krieg warum woran verdient oder verloren hat, oder klarer: wer war Täter und wer war Opfer der Verhältnisse.

Die Nation wird von den „nationalen Antinihilisten" als zeitlose Entität dargestellt, als leere Hülle, die bei Bedarf mit linken Politvorstellungen zu füllen sei. Das ist der beste Weg, sich nicht von rechten Hegemonievorstellungen zu befreien. Endlos wird heruntergebetet, daß die Nation der unveränderliche Rahmen für emanzipatori-

sche Politik sei, daß nur nationale Regierungen vor anderen schützen könnten. Ein wenig erinnern diese Positionen an das Versprechen des Ritters, wenn die Bauern ihm brav den Zehent ablieferten, würde er sie vor den Raubzügen anderer Ritter schützen. Eine gute Reflexion der eigenen Lage der – nahezu ausschließlich mit Apparaten von Parteien verbundenen – nationalen Linken als konkurrierende Politkaste.

Die Analyse des Nationalismus als Vermittlungsform von antagonistischen Widersprüchen hat zutage gefördert, daß der Ersatz des Klassenbewußtseins durch den Nationalcharakter eine historische Fehlleistung war und ist, ebenso wie der Anspruch, die Interessen des Proletariats seien mit jenen der Gesamtgesellschaft gleichzusetzen. Es geht schon länger nicht mehr um Auseinandersetzungen zwischen nationalen und antinationalen Linken, sondern um die Entwicklung neuer Theorie- und Praxiskonzepte einer undogmatischen Linken. ■

Mario ANT studiert Publizistik und Politologie.

Anmerkungen

Anderson Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt 1988, Reihe Campus (aus dem Englischen von Benedikt Burkard: Imagined Communities. Reflections on the Origin and the Spread of Nationalism, Verso Editions and NLB, London 1983)

Arendt Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, 3. Auflage, München 1986, Serie Piper (aus dem Englischen von der Verfasserin: The Origins of Totalitarianism, Harcourt Brace Jovanovich, New York 1951)

autonome l.u.p.u.s. gruppe: Geschichte, Rassismus und das Boot. Wessen Kampf gegen wessen Verhältnisse: 2. Auflage, Berlin 1993, Edition ID-Archiv

Balibar Etienne: Die Nation-Form: Geschichte und Ideologie, in: Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein, Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, 2. Auflage Hamburg; Berlin 1992, Argument-Verlag (aus dem Französischen von Ilse Utz, aus dem Englischen von Michael Haupt: Race, Nation, Classe. Les identités ambigues, Edition La Découverte, Paris 1988), S. 107-130

Balibar Etienne: Die Grenzen der Demokratie, Hamburg 1993, Argument-Verlag (aus dem Französischen von Thomas Laugstien u.a.: Les frontieres de la democratie, Editions La Découverte, Paris 1992)

Castles Stephen: Weltweite Arbeitsmigration, Neorassismus und der Niedergang des Nationalstaats, in: Uli Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde, Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1991, Junius Verlag, S. 129-159

Elsässer Jürgen: „Proletarier aller Nationen, massakriert Euch!“, in: »Weg und Ziel«, Heft 1/93, S. 18ff.

Elsässer Jürgen: Nationaler Sozialismus und Antisemitismus, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 10f.

Feministischer Landkreis: Von Grund auf deutsch. Zum Selbstverständnis der Deutschen in ihrer Verfassung, in: Olga Uremovi'c, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 47-64

Gellner Ernest: Nationalismus und Moderne: Berlin 1991, Rotbuch Rationen (aus dem Englischen von Meino Büning: Nations and Nationalism, Basil Blackwell Ltd., Oxford 1983)

Hirsch Albert: Alfred Klahrs Rolle in der Durchsetzung einer fortschrittlichen Theorie der österreichischen Nation, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 16

Hobsbawm Eric J.: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780, Frankfurt/Main 1991, Campus Verlag (aus dem Englischen von Udo Rennert: Nations and nationalism since 1780. Programme, myth, reality, Cambridge University Press 1990)

Jacob Günther: Rechte Leute von links, in: »konkret«, Heft 5/94, S. 14ff.

Jensen Britta: Die Theorie der Nation bei Lenin, in: »Weg und Ziel«, Heft 1/93, S. 12ff.

Zu Enderwitz Jutta: „Antisemitismus und Volksstaat“, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 32ff.

Kalpaka Annita: Die Hälfte des (geteilten) Himmels: Frauen und Rassismus, in: Olga Uremovic, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 33-46

Kalt Hans: Gefahren des Nationalismus, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 21f.

Kappeler Susanne: „Als Frau habe ich kein Land“ – aber einen deutschen Paß. Strukturen des Nationalismus in der Politik der deutschen Frauenbewegung, in: Olga Uremovic, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 92-106

Klahr Alfred: Zur nationalen Frage in Österreich, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 23ff.

KPÖ: Grundzüge einer Neuorientierung, April 1994

Mármora Leopoldo: Nation und Internationalismus. Probleme und Perspektiven eines sozialistischen Nationbegriffs, Bremen 1983, Periferia Verlag

Meulenbelt Anja: Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus, Hamburg 1988, Rowohlt-Verlag (aus dem Niederländischen von Silke Lange: De ziekte bestrijden, niet de patient, Amsterdam 1986, Uitgeverij Van Gennep)

Miles Robert: Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs, 2. Auflage Hamburg; Berlin 1992, Argument-Verlag (aus dem Englischen von Michael Haupt: Racism, London; New York 1989, Routledge)

Möller Heiner: Die Linke und die soziale Frage, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 12ff.

Möller Heiner: Kritik: Fülberth zu Nationalbolschewismus, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 19

Müntzel Max: Wieso eigentlich mit diesem Volk?, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 21f.

Nationale Linke – Dokumentation, in: »Bahamas«, Heft 12/93, 20

Pankow Horst: Nationale Rettung im „Neuen Deutschland“, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 16ff.

Papi'c Zarana: Nationalismus, Patriarchat und Krieg, in: Olga Uremovi'c, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 107-117

Reemtsma Jan Philipp: Die Falle des Antirassismus, in: Uli Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde, Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1991, Junius Verlag, S. 269-282

Rommelspacher Birgit: Frauen in der Dominanzkultur, in: Olga Uremovi'c, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 18-32

Rommelspacher Birgit: Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft. Zur Täterentlastung in den Sozialwissenschaften, in: »1999«, Heft 2/91, S. 75-87

Rommelspacher Birgit: Heile, heile, Nazi, es wird schon wieder gut, in: »konkret«, Heft 9/91, S. 52ff.

Willemsen Heinz: Linker Antizionismus und NS-Bewältigung, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 29ff.

Wimmer Ernst: Nation und Nationalität, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 11f.

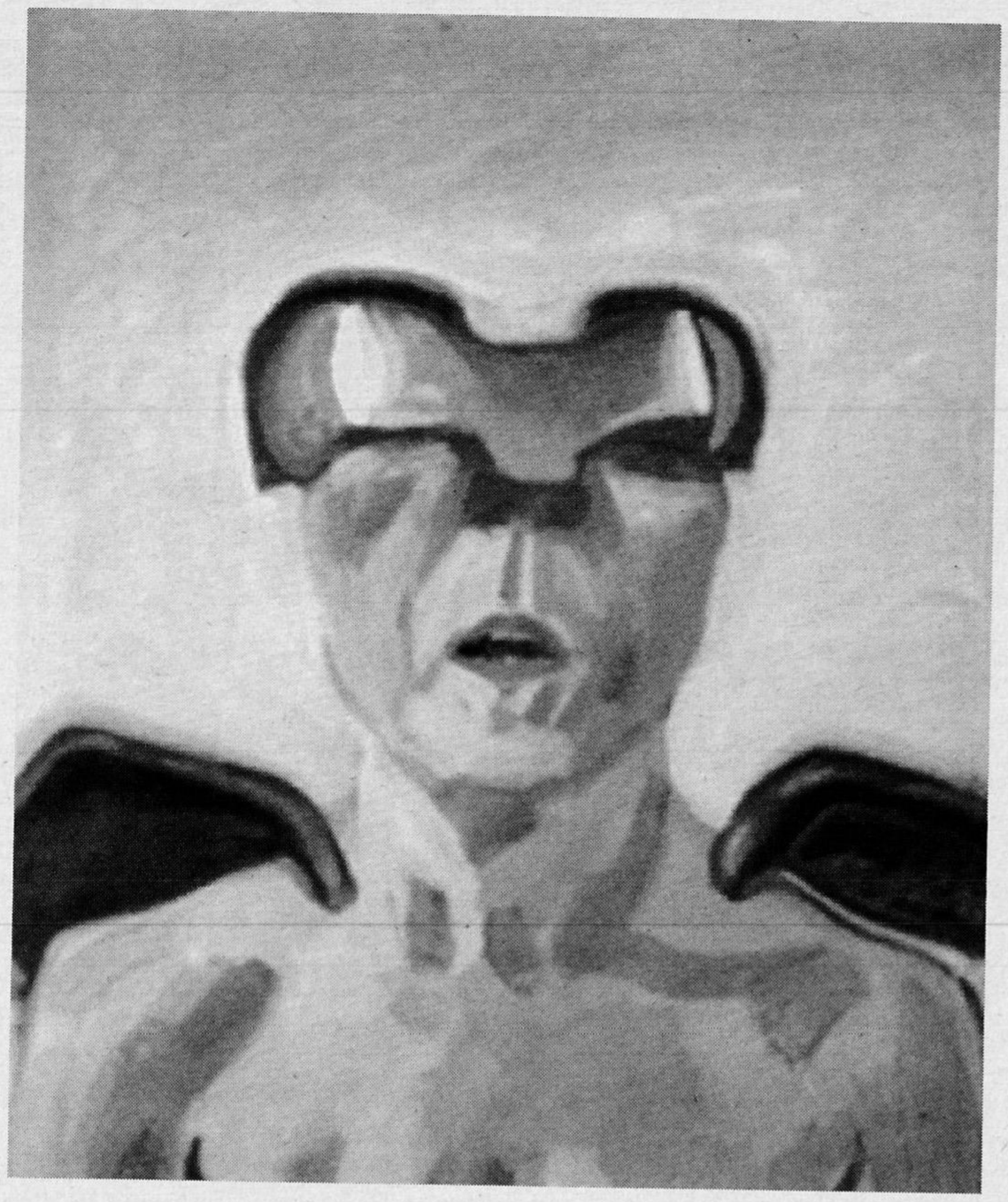
Wohlfahrtsausschüsse (Hrsg): Etwas Besseres als die Nation. Materialien zur Abwehr des gegenrevolutionären Übels: Berlin 1994, Edition ID-Archiv

Zucker-Schilling Erwin: Alfred Klahr und die Rolle der Kommunisten bei der Herausbildung des österreichischen Nationalbewußtseins, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 2ff.

Individualisierung • Entfremdung • Gewalt

Am Anfang stand meine Idee, einen Schwerpunkt zum Thema „Zwischenmenschliches" zu organisieren. Die Reaktionen darauf — auch in der Redaktion — waren, na, sagen wir: verhalten bis befremdend.

Auf den Satz „Das Private ist politisch" — mein Vorschlag, diesen Schwerpunkt so zu betiteln, jetzt der Titel meines Beitrags -, reagieren fast alle, denen ich davon berichte, mit großem Staunen, mit großer Verwunderung — gemischt mit einem Schuß Erschaudern (ob angenehmes oder unangenehmes Schaudern ist nicht immer auszumachen). Ist es persönliche Betroffenheit, die dieser Satz auslöst — wachgerufen aus der Anonymität des privaten Daseins? Privates öffentlich zu machen ist nicht opportun, vermeintlich private Miseren sind zur Zeit kein Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung (außer die von Prominenten — vornehmlich aristokratischen — in den Klatschspalten der Medien). Die Betitelung „Individualisierung" hingegen ist im Vergleich zu „Das Private ist politisch" weitaus weniger betroffenheitserregend. Diese Bezeichnung für das, was uns zum Beispiel als „zwischenmenschliches Zwangsverhältnis" (vgl. Beitrag von Konstanze Wetzel) leidvoll bestimmt, stammt aus der Wissenschaftssprache — die meisten Menschen können mit diesem Begriff jedoch wenig anfangen. In einem Wissenschaftsjargon, in einer Sprache, die einer breiteren Öffentlichkeit völlig unzugänglich bleibt, wird die Lage des Individuums erörtert. Das heißt die meisten, die es betrifft, bleiben von einer Diskussionsbeteiligung ausgeschlossen. (Das trifft natürlich nicht nur auf die Individualisierungsdebatte zu, zeigt sich aber hier sehr kraß). Mein Anspruch geht jedoch unumwunden dahin, wissenschaftliche Fragestellungen und Erkenntnisse möglichst allgemeinverständlich zu formulieren (wofür ich bereits als Studentin an der Universität schlechte Note bekommen habe, weil ich mich bewußt auch der „Objektsprache" (Umgangssprache) und nicht nur der „Metasprache" (Wissenschaftssprache) bediente). Alles andere widerspricht meinem politischen Verständnis, das ein demokratisches und kein elitäres ist.



Weiters verdeutlicht sich in der Individualisierungsdebatte, wie sie in der Wissenschaft geführt wird, daß das Individuum, oder besser gesagt das Subjekt, außen vor bleibt: Ganz im Sinne des beschriebenen postmodernen „Anything goes" (vgl. Artikel von Dorothee Sölle) betrachtet und beschreibt der/die WissenschaftlerIn das Individuum. Friedhelm Kröll etwa beschreibt die verschiedenen Strömungen der Mainstream-Individualisierungsdebatte bzw. die Alternativen dazu: Er beschreibt die Gegensatzpaare: das Politische versus Individualisierung, das Kommunikative, die Befindlichkeit; das Biographische versus Objektivismus, Strukturalismus und Ökonomismus. Für ihn endet alles Subjektive in Irrationalismus und Neo-Okkultismus. Kröll bleibt streng im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Mainstream — politisch notwendige Perspektiven sind offensichtlich kein Thema: Die „Politisierung des Privaten" kann für ihn „innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsform nicht weiter reichen als die Poetisierung der Betroffenheit; allemal attraktiv für den Erlebnismarkt, aber eine zweifelhafte Alternative für die Selbstermächtigung der gesellschaftlichen Individuen unter den Strukturbedingungen der Ohnmacht". „Die Politisierung des Privaten bzw. Privatisierung des Politischen" kann für ihn nur zu einem „neuen ‚Gehäuse marktmedialer Hörigkeit', in Nachfolge der bürokratischen" und in Neo-Okkultismus führen. (Vgl. Kröll in diesem Heft bzw. im 2. Teil des Artikels im Heft 1/1995)

Für mich gibt es sehr wohl eine Alternative zur New-Age-, Esoterik-, Okkultismus-Variante bzw. diese ist ja unter anderem gerade als Reaktion zu verstehen, auf den Verlust der Dialektik in unserem wissenschaftlichen Denken, auf die seit Jahrhunderten andauernde undialektische Subjekt-Objekt-Trennung, die Trennung von Wissenschafts-Subjekt und Wissenschafts-Objekt (vgl. Klaus Ottomeyer, zitiert in meinem Beitrag). Folge dieser und anderer gesellschaftlicher Tatsachen ist der herrschende Wunsch kein handelndes und veränderndes Subjekt mehr sein zu müssen. Nicht nur im Esoterik-Gefolge sind handelnde und verändernde Subjekte passé, sondern gerade auch im politischen und wissenschaftlichen Mainstream. Utopien sind gänzlich out. Unterwerfung unter die „Macht des Faktischen" ist angesagt.

Nun noch zur Jugend- und Gewaltdebatte, die ja ebenfalls mit der Individualisierungsdebatte in Zusammenhang steht. Die Jugend-, Gewalt- und Rechtsextremismusdebatte wird zur Zeit wieder heftig geführt (z. B. in den soeben erschienenen Heften »Erziehung heute« 3/1994 aus Innsbruck und »Marxistische Blätter« 6/1994 aus Essen). Nach dem inhaltlich bemerkenswerten Heft zum Thema „Ausländergesetze" von »Erziehung heute« 1/1994 ist das, worauf dieser Schwerpunkt „Rechtsextrem" hinausläuft, ein unumwundenes Einschwenken auf die beim wissenschaftlichen und politischen Establishment so beliebte Heitmeyer-Position (Bernhard Natter: Zwischen Anti-Fa-Erziehung und akzeptierender Pädagogik). Dem wollen wir die Artikel von Dorothee Sölle „Gewalt — von oben, von unten und von innen" und Gerald Grüneklee „... und dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu" entgegensetzen. Ausführungen dieser Art sind in der aktuellen Debatte kaum zu finden.

Maria Wölflingseder

Individualisierung, Solidarität und Freiheit

Widersprüchliche ethische Problemlagen in der Risikogesellschaft

Konstanze WETZEL

Seit etwa drei bis vier Jahren wird in den Sozialwissenschaften, aber zunehmend auch in der veröffentlichten Meinung verstärkt über Individualisierung, Wertewandel, soziale Verantwortungsübernahme, Gemeinwohl und Gemeinsinn, konkrete Sittlichkeit usw. diskutiert, also im Kern ethische Grundfragen des gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Lebens erörtert (z. B. im Zusammenhang mit der Gewaltakzeptanz, Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit von Kindern und Jugendlichen, aber auch von Erwachsenen)

Dieser Beitrag will der Frage nachgehen, welches die Hintergründe dieser Diskussionen sind, welche ethische Probleme dabei aufgeworfen werden und wie eine zeitgemäße emanzipatorische Ethik begründet werden kann.

Pluralität der Lebensformen und verallgemeinerungsfähige Prinzipien

Das wesentliche Kernproblem besteht darin, daß einerseits die Pluralität der konkreten Lebensbedingungen und Lebensauffassungen immer deutlicher und größer wird (zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, Schichten und Klassen, den Ethnien, den Geschlechtern, den Familien- und Lebensgemeinschaftsformen, den einzelnen Biographien, den aktuellen Lebens- und Lernerwartungen usw.), und andererseits stellt sich die Frage, ob nicht trotzdem übergreifende, universelle Prinzipien (wie zum Beispiel Gerechtigkeit und Solidarität) möglich sind, ohne daß die Pluralität dabei verleugnet werden muß. Im Konzept der Diskursethik wird diese Frage bejaht, und zwar mit folgendem Grundargument: „Praktische Fragen, die die Orientierung des Handelns betreffen, entstehen in konkreten Handlungssituationen – und diese sind stets in den historisch geprägten Kontext einer besonderen Lebenswelt eingelassen. Im Lichte streng moralischer Maßstäbe müssen sich solche lebensweltlichen Fragen verwandeln, denn unter moralischen Gesichtspunkten werden problematische Handlungen und Normen nicht mehr nach dem Beitrag beurteilt, den sie zur Erhaltung einer bestimmten Lebensform oder zur Freisetzung einer individuellen Lebensgeschichte leisten. Sobald wir Handlungsweisen oder Normen unter dem Gesichtspunkt prüfen, ob sie im Falle allgemeiner Verbreitung bzw. Befolgung die ungeteilte Zustimmung aller potentiell Betroffenen finden würden, sehen wir zwar nicht von ihrem Kontext ab; aber die Hintergrundgewißheiten der faktisch eingewöhnten Lebensformen und Lebensentwürfe, in denen die Normen stehen und problematisch geworden sind, dürfen dann nicht mehr als fraglos gültiger Kontext vorausgesetzt werden. Die Transformation von Fragen des guten und richtigen Lebens in Fragen der Gerechtigkeit setzt die Traditionsgeltung des jeweiligen lebensweltlichen Kontextes außer Kraft.“ (Habermas 1991 a, S. 33) Eine derartige konkrete Sittlichkeit, die sich zugleich an moralischen Maßstäben orientiert, kann nur das Ergebnis fundamentaler, reflexiver Lernprozesse sein. Solche Sittlichkeit ist den konkreten Subjekten nicht gegeben, sondern aufgegeben. „Die moralisch urteilenden Subjekte können normalerweise ihrer Einsicht gemäß erst handeln, wenn sie in sittlichen Lebenszusammenhängen zu moralisch handlungsfähigen Subjekten herangebildet worden sind. Die Sittlichkeit einer Lebensform bewährt sich also in Bildungsprozessen und in Verhältnissen, die dem einzelnen seine konkreten Pflichten bewußt machen und ihn zugleich motivieren, danach zu handeln.“ (ebd. S. 36f.)

Nun können aber die Individuen auch durch moralische Ansprüche überlastet und überfordert werden, indem ihnen Handlungen und soziale Lernprozesse abverlangt werden, die unter konkreten, historisch gewordenen Abhängigkeits- und Entfremdungsverhältnissen nicht zu realisieren sind. Unter dieser ethischen Fragestellung verdeutlicht sich nun die Relevanz soziologischer Untersuchungen: Sie haben nämlich auch zu klären, welche Lebensbedingungen und pädagogischen Entwicklungsangebote einer solchen universalistischen Handlungsorientierung förderlich sind, ihr also entgegenkommen. „Wie im Falle des Anwendungsproblems ist eine universalistische Moral, die nicht in der dünnen Luft guter Meinungen hängenbleiben soll, auf das Entgegenkommen der sozialisatorisch wirksamen Umgebung angewiesen. Sie ist auf Sozialisationsmuster und Bildungsprozesse angewiesen, die die Moral- und Ich-Entwicklung der Heranwachsenden fördern und die Individuierungsvorgänge über die Grenzen einer traditionellen, an bestimmten sozialen Rollen haftenbleibenden Identität hinaustreiben. Eine Lebenswelt, die sowohl in den institutionellen Ordnungen wie in den Sozialisationsmustern auf postkonventionelle Strukturen zugeschnitten ist, erfordert im übrigen einen reflexiven Modus der Überlieferung, der die Erneuerung von Traditionen stärker von der Kritikbereitschaft und der Innovationsfähigkeit der Individuen abhängig macht.“ (ebd. S. 44f.)

Was das heißt, soll nun in vier Argumentationsschritten erläutert werden.

Individualisierung als objektives Zwangsverhältnis

Aus der Formulierung „entgegenkommende“ Lebensbedingungen folgt bereits, daß diese Lebensbedingungen

den ethischen Prinzipien und ihrer konkrethistorischen Anwendung auch entgegenstehen können – und es faktisch auf vielfältige Weise auch tun. Das Phänomen der Individualisierung faßt den Aspekt solcher widerständigen Bedingungen in der gegenwärtig sich durchsetzenden Risikogesellschaft, der für das soziale Lernen besonders wichtig ist; dabei wird Individualisierung häufig in einer großen begrifflichen Nähe zu Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung, Emanzipation usw. angesiedelt. Wenn man aber den Umbau der Alltagsbeziehungen in ihrer Bedeutung für die konkreten Individuen näher betrachtet, dann zeigt sich, daß Individualisierung zunächst ein rein objektiver Prozeß ist, der sich in relativer Unabhängigkeit von den Entscheidungsmöglichkeiten, dem Willen und Wollen der Subjekte vollzieht, ein Prozeß, der ihnen aufgedrängt wird und mit dem sie sich – ob sie es nun wollen oder nicht – auseinandersetzen müssen. In ihrem Kern bedeutet Individualisierung zunächst den Verlust der sozialen Integrationskraft zentraler „Säulen" des „standardisierten Normallebenslaufs": Teilnahme am gesellschaftlichen Arbeitsprozeß, Gründung einer Familie, Herausbildung einer lokalen und regionalen Verbundenheit, Zustimmung zu den zentralen Elementen des politischen Systems und der politischen Kultur.

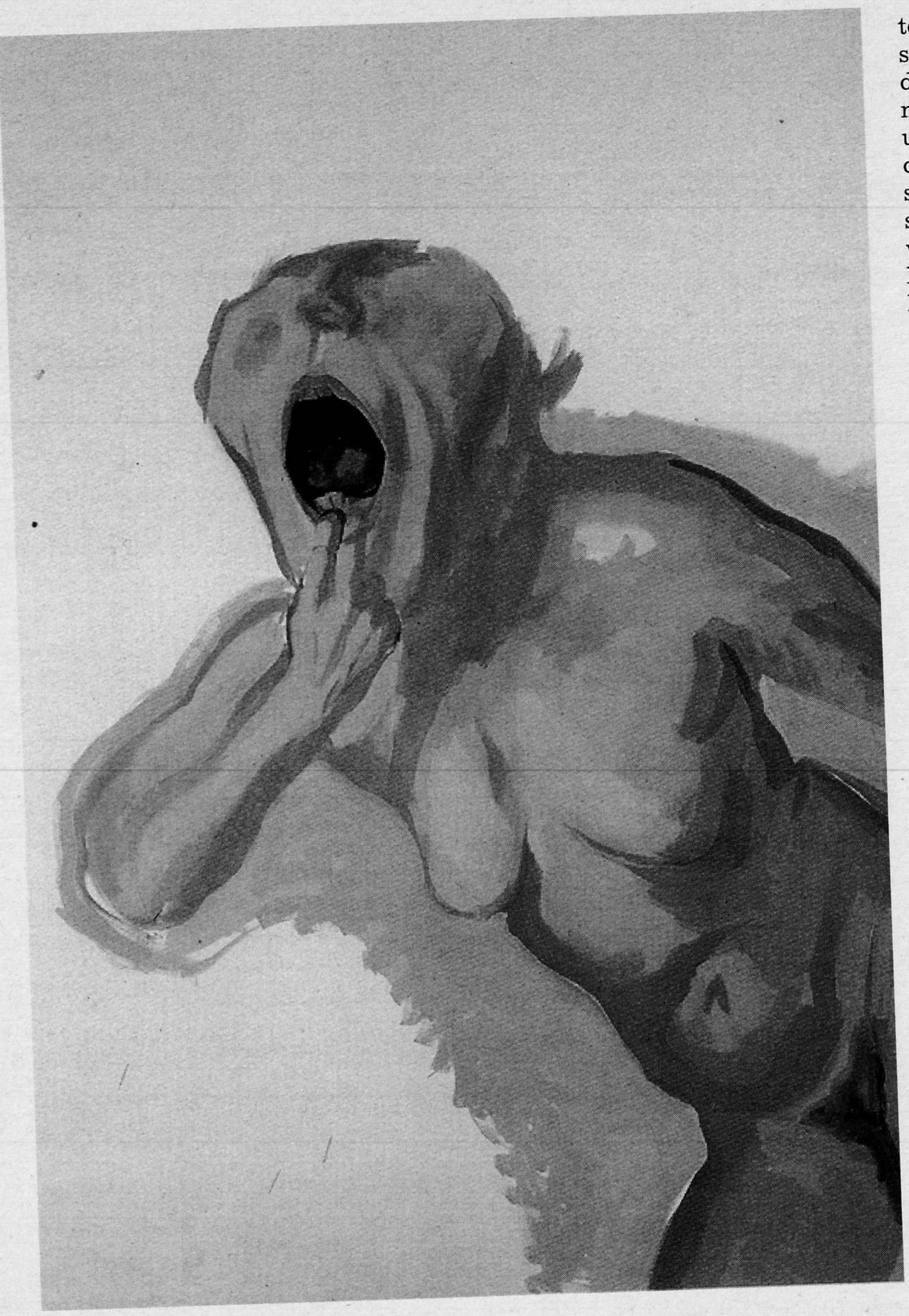
Die immer wieder anzutreffende Widersprüchlichkeit in der Bewertung dieser Entwicklungen rührt daher, daß dieser Individualisierungsschub Spielräume freisetzt, Spielräume, innerhalb derer ich mich entscheiden kann – aber auch muß. Sie sind Freiheitsgewinn in dem Sinne, als „Abweichungen" von der Standardbiographie nunmehr zur Normalität werden; dieser Freiheitsgewinn ist zugleich (sehr) begrenzt dadurch, daß es sich hier im wesentlichen um aufgezwungene Handlungsspielräume und nicht um durchgesetzte Gestaltungsspielräume handelt. Das macht die Besonderheit dieser riskanten Freiheiten aus, daß sie einerseits den Subjekten erhöhte Selbstbestimmungsansprüche nahelegen und sie andererseits aufgrund der objektiven Uneindeutigkeiten der Entscheidungsfolgen (z. B. bei der Schul- und Berufswahl, dem Wechsel des Arbeitsplatzes und des Arbeitsortes, bei der Umschulung) die Subjekte mit Verantwortung überlasten (die Individuen also für mehr verantwortlich machen als das, worauf sie tatsächlich Entscheidungsmöglichkeiten besaßen). Mit diesem Wechsel von der gesellschaftlichen Normalbiographie zur standardisierten Einmaligkeit des je individuellen Lebenslaufs (mit so etwas wie einem gesellschaftlich festgelegten Angebot an „biographischem Auswahlmenü") entsteht eine psychosoziale Verunsicherungsspirale, denn man sieht sich andauernd und immer massiver vor die Aufgabe gestellt, ein gelungenes Leben, eine erfolgreiche Bewältigung der biographischen Umstellungen und Brüche vorzuweisen (z. B. beim Arbeitsamt oder beim Arbeitgeber).

Diese psychosozialen Zwänge werden besonders dadurch massiv gesteigert, daß diese Individualisierung – zumindest aktuell und für absehbare nähere Zukunft – mit einer massiven Verschärfung der sozialen Ungleichheiten verbunden ist, die zugleich deutliche regionalökonomische Ausprägungen erfahren als „Zonen des Reichtums" und „Zonen der Armut" innerhalb der Städte und zwischen Städten und Städten und Regionen (vgl. Beck 1994, Beck-Gernsheim 1993).

Individualisierung als zwischenmenschliches Zwangsverhältnis

In den vorausgegangenen Bemerkungen ist schon die interpersonale Seite dieses Zwanges angedeutet worden: Unter den gegenwärtigen Verhältnissen des deformierten Vergesellschaftungsschubes der Reproduktion bei gleichzeitiger Individualisierung der Lebenswege/-risiken des einzelnen, nimmt die Individualisierungstendenz unter bestimmten Voraussetzungen subjektiv die Form von individueller „Autonomie"hoffnung durch individuelle Selbstbestimmung/Selbstverwirklichung an. Das sozialstaatlich vermittelte Verhältnis von „Freiheitsverbürgung und Freiheitsentzug" (Habermas) treibt die Individualisierung in Form der Vereinzelung bei gleichzeitiger gesellschaftlich-institutionalisierter Kontrollstruktur der individuellen Lebenslage auf die Spitze (zum Beispiel Sozialamt, Arbeitsamt, Jugendamt, Schule, Jugendpolizei). Selbstbestimmung über das eigene Leben scheint nur noch in ständiger Legitimation/ Beweisführung der Berechtigung der eigenen Existenz gegenüber fremdbestimmten Machtinstanzen zu funktionieren. Gegen diese Entsubjektivierungstendenz entwickelt sich auf seiten der Individuen der Standpunkt der Selbstbehauptung gegen die gesellschaftlich-institutionelle Kontrollstruktur/-funktion, und um der eigenen Existenzsicherung willen entsteht ein funktionalistisches, ichzentriertes „egoistisches" Weltbild, welches die Gesellschaft nach Maßgabe der eigenen Bedürfnisse zu handhaben versucht. Zur Lebensachse wird die individualistisch verstandene Selbstbestimmung, um die sich der individuelle Handlungsradius in bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und zwischenmenschlichen Beziehungen dreht. Das heißt, mein instrumentelles, ichzentriertes Verhältnis zur Welt und zu anderen Menschen bildet den Ausgangspunkt für meine Entscheidungen und Begründungen, für die selbstverständlich nur ich verantwortlich bin. Der Individualisierungszwang in Form der Vereinzelung auf der Stufe erhöhter Abhängigkeit von gesellschaftlichen Machtinstanzen wird subjektiv aufgefaßt als Chance zur Selbstverwirklichung und Realisierung von individueller „Autonomie". Was als neue Bedürfnisse nach individueller Selbstbestimmung in den Bereichen von Arbeit, Freizeit, zwischenmenschlichen Beziehungen usw. sich artikuliert, hat seine reale Grundlage in der erhöhten Verfügbarkeit, Freisetzung, Vereinzelung menschlicher „Wesenskräfte" im Rahmen des wissenschaftlich-technischen Vollzugs der gesellschaftlichen Systemreproduktion, die in Form erhöhter Souveränität, Freizügigkeit und Eigenverantwortlichkeit erscheint.

Die Konstruktion von einer „autonomen" Selbstverwirklichung als individueller Freiheit beruht auf der Voraussetzung, daß das eigene Bestreben nach Sicherheit und Entfaltung immer nur auf Kosten der Entwicklung anderer Menschen zu erreichen ist. Diese Art von „Autonomie" hat zu ihrer Voraussetzung die Anerkennung der Koexistenz von Fremdbestimmtheit und autonomer Selbstverwirklichung, das heißt, sie ist in sich selbst auch immer gebrochen, leidvoll, sowie der ständigen Gefahr ausgesetzt, ausgehöhlt und entleert zu werden und in ihrer Selbstrückläufigkeit zu erstarren. Die Abkopplung der individuellen Selbstbestimmung vom Ringen um die umfassende Befreiungsperspektive der Menschen bedeutet auch, daß ich mich tendenziell von der Zukunft und damit aus der Geschichte verabschiede. Der Preis, der dafür bezahlt werden muß, ist hoch: nicht nur, daß ich meine Bedürfnisse nach Sicherheit und Geborgenheit zurückschrauben, umbiegen und in letzter Instanz sozusagen selbst-



Maria Lassnig, Sprechzwang, 1980

genügsam verleugnen bzw. hochstilisieren muß, sondern auch die damit verbundenen Gefühle der Angst und Hoffnungslosigkeit sowie das Wissen um ihre Ursachen muß ich entschärfen, abstumpfen, betäuben. Das heißt, der Traum von individueller Freiheit in eigener Regie erweist sich in Wirklichkeit als eine Praxis der Trost- und Zeitlosigkeit, der Perspektivlosigkeit und Endlichkeit, damit der Leere und Einsamkeit, die wiederum bewältigt werden muß.

Diese Lebensorientierung läßt sich gerade in der Risikogesellschaft prinzipiell nur in Konkurrenz zu anderen Menschen, in der Verteidigung des je erreichten Entwicklungs- und Lebensniveaus gegenüber anderen realisieren. Das bedeutet umgekehrt, daß ich immer auch in irgendeiner Weise an der Unterdrückung/Behinderung von Entwicklungsmöglichkeiten anderer beteiligt bin, also ich mit dieser Vorstellung von individueller Freiheit gleich Repressionsfreiheit in bezug auf mich und andere einer Täuschung unterliege. In der traditionellen Konzeption von Autonomie steckt somit in gewisser Hinsicht ein Stück Freispruch/Entlastung von der eigenen „Verstricktheit" in den gesellschaftlichen Unterdrückungszusammenhang. Dabei wird der Umstand verkannt bzw. umgedeutet, daß für meine jeweils erreichte Position notwendigerweise andere auf der Strecke bleiben, wofür ich zwar nicht unmittelbar die Schuld trage und umgekehrt nicht haftbar gemacht werden kann, im Gegenteil die gesellschaftliche Praxis eher für mich spricht. – Gibt es dazu unter den gegenwärtigen und absehbaren gesellschaftlichen Bedingungen eine Alternative? Ich meine immer noch: Ja.

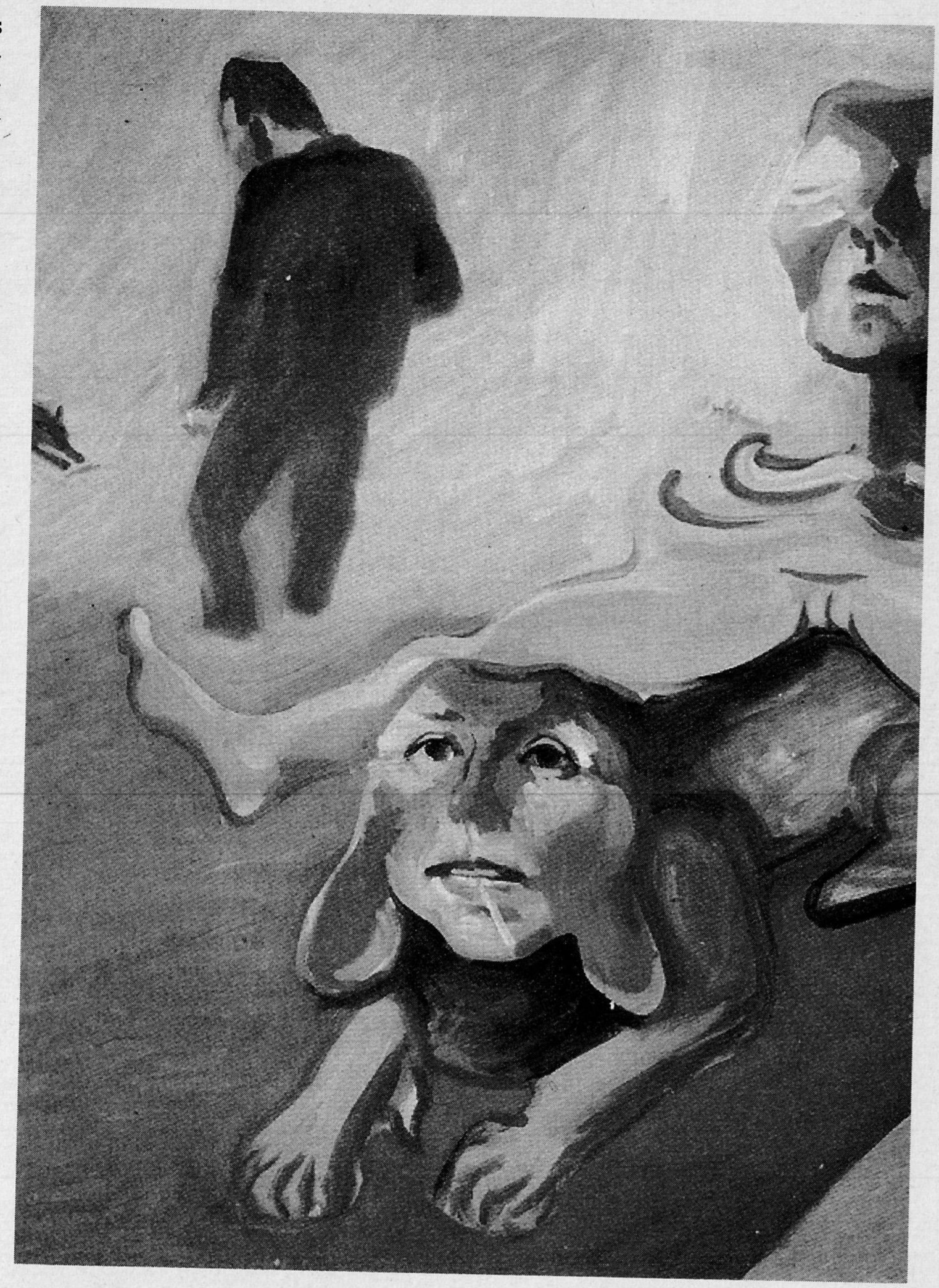
Allgemeininteresse und Solidarität: Zur Frage wirklicher individueller Freiheit

Die bisherigen kritischen Überlegungen zur mißverstandenen individuellen Autonomie setzen konstruktive Hintergrundannahmen darüber voraus, was denn – gerade unter ethischen Gesichtspunkten – als individuelle Freiheit zu fassen ist. Dies soll nun dadurch expliziert werden, daß das Verhältnis von Allgemeininteresse und Solidarität als freiheitsermöglichendes Verhältnis erörtert und damit das thematische Zentrum des sozialen Lernens offengelegt wird.

Das Allgemeininteresse ist prinzipiell dadurch bestimmt – und da gibt es kein Zurück hinter die Aufklärung (besonders nicht Rousseau) –, daß es als allgemeines das Interesse aller Menschen an Freiheit in sich aufhebt und somit nicht gegen das wohlverstandene Interesse von Individuen oder Gruppen gerichtet sein kann. Das Allgemeininteresse der Menschen an der Uberwindung der Abhängigkeit/Unterdrückung des Menschen durch andere Menschen bildet die humane Richtungsbestimmung für die gesellschaftlich-individuelle Entwicklung und zugleich den kritischen Maßstab für die Beurteilung der jeweils artikulierten Interessen und politischen Handlungsstrategien. „Als Bestandteil einer universalistischen Moral verliert freilich Solidarität ihren bloß partikularen, auf die Binnenverhältnisse eines ethnozentrisch gegen andere Gruppen sich abschließenden Kollektivs beschränkten Sinn – jenen Charakter von erzwungener Opferbereitschaft für ein kollektives Selbstbehauptungssystem, das in vormodernen Formen der Solidarität stets mitschwingt. Auf die Formel des ‚Alle für einen, und einer für alle' kann sich die Formel „Führer befiehl, wir folgen dir" – wie auf den Plakatsäulen meiner Jugend in Nazi-Deutschland – reimen, weil in jedem traditionalistischen Sinn von Solidarität die Genossenschaft mit der Gefolg-

schaft verflochten blieb. (Habermas 1986, S. 311f.) Das Verhältnis von Allgemeininteresse und dem wohlverstandenen Interesse des/der einzelnen an Selbstbestimmung/individueller Freiheit ist dem Menschen kein äußerliches Verhältnis, das ihm erst von außen durch fremde Mächte, Erziehungsinstanzen, politische Organisationen, Religionen oder ähnliches aufgezwungen werden muß, sondern: indem die Verfügung über meine eigenen Lebensumstände in ihren relevanten Aspekten immer auch gerichtet ist auf die Verfügung über die sie bestimmenden gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, ergibt sich der Zusammenhang zwischen meinen Interessen an Selbstbestimmung in Durchdringung auf deren verallgemeinerbare Aspekte und damit ihre mögliche Perspektivenverschränkung mit dem Allgemeininteresse. „Die Verfügung über relevante individuelle Lebensbedingungen ist also notwendig die individuelle Teilhabe an deren gesellschaftlicher Verfügung. Demnach sind Allgemeininteressen nur im Zusammenschluß mit anderen, als gemeinsame Interessen, realisierbar. Dies ist indessen nicht umkehrbar: Die Realisierung von gemeinsamen Interessen muß nicht auch deren Verallgemeinerbarkeit einschließen. Wir dürfen also Allgemeininteressen und gemeinsame Interessen nicht in eins setzen, haben vielmehr gemeinsame Interessen daraufhin zu befragen, ob sie am Allgemeininteresse orientiert sind oder lediglich gemeinsame Partialinteressen darstellen." (Holzkamp 1980, S. 211)

Die in der jeweiligen Konzeption von Autonomie als individueller Freiheit implizit steckende Vorstellung von selbsttätiger Befreiung des Menschen aus gesellschaftlichen Fremd- und Unterdrückungsverhältnissen muß nach den bisherigen Überlegungen daraufhin geprüft werden, inwieweit die eigene Selbstverwirklichung in ihren verallgemeinerbaren Aspekten lediglich eine Partialinteressenartikulation unter Anerkennung der gesamtgesellschaftlichen Grundlagen von Ungleichheit, Entfremdung und Unterdrückung zuläßt oder aber im Wissen um die eigene Unzulänglichkeit dieser individuellen Lebensweise heraus eine individuelle Verantwortungsübernahme für die Veränderung der allgemeinen, so auch je meiner Beschränkungen von Lebensperspektiven einsetzt. Das setzt voraus, daß ich erkenne, daß meine Bedürfnisse, Gefühle, Handlungsziele alles andere sind als „je meine" Privatsache und damit beliebig, sondern in den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen objektiv begründet sind und somit mein individuelles Handeln immer auf gesellschaftliche Dimensionen zielt, damit Konsequenzen für andere Menschen hat. Das heißt aber auch, daß die Konstruktion einer persönlichen Autonomie ihre Funktion als Selbstschutz vor Unmenschlichkeit verliert und damit ihre normativ gemeinte Kraft einbüßt, andere Menschen, die nicht gewillt oder in der Lage sind, eine solche Autonomie zu bewahren/zu erlangen, auszugrenzen. Dann allerdings wird die Autonomiefrage überführt in eine alternative Möglichkeit, in welcher ich mich als verantwortlich für die Überwindung von allgemeinen Unterdrückungsverhältnissen begreife und entsprechend auch handle. Individuelle Verantwortungsübernahme qualifizierte sich somit zur Verantwortungsübernahme für Gesellschaftsveränderung in Richtung auf das Interesse von unsereins. Habermas hat diesen Sachverhalt so umrissen: „... ohne die uneingeschränkte individuelle Freiheit der Stellungnahme zu normativen Geltungsansprüchen könnte die faktisch erzielte Übereinstimmung nicht wahrhaft allgemein sein; aber ohne die solidarische Einfühlung eines jeden in die Lage aller anderen könnte es zu einer konsensfähigen Lösung gar nicht kommen. Weil Argumentationen das verständigungsorientierte Handeln mit reflexiven Mitteln bloß fortsetzen, ist auch das



Maria Lassnig, Dressur, 1965

ewußtsein nicht verschwunden, daß ie egozentrische Perspektive kein Erstes, sondern gesellschaftlich produziert ist. So trägt das Verfahren diskursiver Willensbildung dem inneren Zusammenhang beider Aspekte Rechnung: der Autonomie unvertretbarer ndividuen und ihrer vorgängigen Einbettung in intersubjektiv geteilte Lebensformen überhaupt." (Habermas 1986, S. 314)

Das subjektive Erleben dieses Verhältnisses von individueller Freiheit und Verantwortung für mich und unsereins läßt sich biographisch nicht beliebig, rein willensmäßig durch einen Entscheidungsakt herbeiführen, denn das hieße, die Menschen könnten, wenn sie nur wollten, jederzeit frei über sich verfügen. Über eine spezifische objektive Bedingungskonstellation in ihrer ganz besonderen Bedeutung für mich hinaus, bedarf es der subjektiven Notwendigkeit als innerem „Antriebsmotor" für die Herbeiführung eines „Wendepunktes" in der Geschichte meines Lebens. Aber auch das charakterisiert noch unzureichend die gemeinte Qualität des subjektiven Erlebnisses von individueller Freiheit. Die Erfahrungsdimension „nicht mehr weitermachen zu wollen wie bisher" bei gleichzeitiger Unmöglichkeit, das eigene Leben qualitativ anders gestalten zu können, also immer nur die „kleinen Lösungen" als Alternative zum Bestehenden anstatt der einen großen Lösung, zu der es dann keine Alternative für mich in dieser Frage gibt, bildet eine typische Erfahrungskonstellation subjektiven Erlebens unter den Bedingungen gesellschaftlicher Fremdbestimmtheit. Das heißt, Freiheit als eine Möglichkeit individueller Handlungsbereitschaft muß gegen die ihr zuwiderlaufende Hartnäckigkeit der gesellschaftlichen Praxis, gegen die scheinbar bequemere Anpassung an die gesellschaftlichen Lebensbedingungen aufrechterhalten werden. Die Hoffnung auf ein anderes, meine Verfügung über die gesellschaftlich-individuellen Angelegenheiten tatsächlich erweiterndes/bereicherndes Leben, also die Verknüpfung der individuellen Lebensutopie mit dem Allgemeininteresse an Freiheit, gilt es in Auseinandersetzung mit den herrschenden Vereinnahmungs- und Einebnungsversuchen samt ihrer Scheinrationalisierungen im Namen des Gemeinwohls, des Augen- und Schrittmaßes, des Machbaren usw. zu behaupten. Die Aufrechterhaltung dieses Anspruchs auf wirklich menschliches Leben – aufgehoben im Konzept von der Utopie der Freiheit eines jeden einzelnen und aller Menschen – auch wenn die aktuellen und zukünftigen Bedingungen seine Realisierung nicht zulassen werden, bildet doch zugleich den kritischen Maßstab für die Beurteilung der Verhältnisse im Hier und Jetzt, ohne sich über die realen Entwicklungsbehinderungen hinwegsetzen zu müssen. Wie, nicht, daß es ein Menschenmögliches geben kann, steht als zu bewältigende Aufgabe und zur Disposition.

Die „Postmoderne" bietet keine humane Alternative

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen erschließen sich nochmals weitere ethische Widerspruchsaspekte in der Lebenspraxis der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen in der Risikogesellschaft und ihrer Deutung in „postmodernen" Denkfiguren. Mit Honneth (1994, S. 17f.) steht für die Kritik solcher solipsistischen Modelle der Selbstverwirklichung „seit Hegel die Leitformel der Anerkennung ein: Mit ihr wird gesagt, daß menschliche Subjekte in ihrer Identitätsbildung konstitutiv auf die normative Zustimmung anderer angewiesen sind, weil sie sich ihrer praktischen Ansprüche und Zielsetzungen nur anhand der positiven Reaktion eines Gegenübers vergewissern können. Die Freiheit der Selbstverwirklichung bemißt sich in dieser Auffassung daher nicht an dem Abstand, zu dem der einzelne gegenüber seiner kulturellen Lebenswelt zu gelangen vermag, sondern am Grad der Anerkennung, den er für seine freigewählten Ziele in seiner gesellschaftlichen Umwelt finden kann; statt durch das Maß der Distanzierung von allen normativen Bindungen wird hier die Steigerung der persönlichen Individualität durch den Grad der kommunikativen Gewährung, ja Ermutigung von individuellen Abweichungen bestimmt." Aber die Auflösung der um die industrielle Sittlichkeit zentrierten und von ihr bestimmten Anerkennungsverhältnisse und sozialen Lernansprüche hat zu einer sittlich-kulturellen Entwurzelung der (zumindest: vieler) Menschen geführt. Und dies vorrangig und entscheidend deshalb – daran wird besonders deutlich, daß wir uns im Wechsel von der Epoche der Industriegesellschaft zu der der Risikogesellschaft befinden –, weil neue, objektiv angemessene und subjektiv sinnvolle und befriedigende, also erstrebenswerte intersubjektive Anerkennungsverhältnisse, die den erreichten Grad der Pluralisierung nicht zurücknehmen, sondern aufheben wollen, (noch) nicht erkennbar sind. Was die TheoretikerInnen der „Postmoderne" „aufgrund ihrer spezifischen Freiheitskonzeption nicht angemessen berücksichtigen können, ist, daß den experimentellen Erprobungen neuer Lebensweisen bislang jeder soziale Rückhalt in einer nachwachsenden Form von Sittlichkeit fehlt. Die kulturelle Alltagspraxis wird Schritt für Schritt von ihren traditionellen Wertbindungen und Überlieferungen befreit, ohne daß an deren Stelle bereits solche übergreifenden Orientierungsmuster wieder hätten treten können, in denen die Selbstverwirklichungsversuche der vereinzelten Subjekte intersubjektive Anerkennung finden könnten; und erst dieses Anerkennungsvakuum läßt, zugespitzt gesagt, die wachsende Bereitschaft entstehen, kulturindustriell vorfabrizierte Lebensstile als ästhetische Ersatzangebote für die sozial leerlaufenden Biographien zu übernehmen" (ebd., S. 19). ■

Mag. Konstanze WETZEL ist Psychologin. Sie lebt in Marburg.

Anmerkungen

Beck, Ulrich: Vom Verschwinden der Solidarität. Individualisierung der Gesellschaft heißt Verschärfung sozialer Ungleichheit. In: Dettling, Warnfried (Hrsg.): Perspektiven für Deutschland, München 1994.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: Individualisierungsthorie: Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In: Keupp, Heiner (Hrsg.): Zugänge zum Subjekt, Frankfurt/M. 1993.

Bloch, Ernst: Naturrecht und menschliche Würde. Werkausgabe, Band 6, Frankfurt/M. 1985.

Habermas, Jürgen: Diskursethik – Notizen zu einem Begründungsprogramm. In: Ders.: Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt/M. 1983.

Habermas, Jürgen: Gerechtigkeit und Solidarität. In: Edelstein, Wolfgang, Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.): Zur Bestimmung der Moral, Frankfurt/M. 1986.

Habermas, Jürgen: Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt/M. 1991 (darin: 1991a: Was macht eine Lebensform „rational"? Erläuterungen zur Diskursethik).

Holzkamp, Klaus: Individuum und Organisation. In: »Forum Kritische Psychologie«, Bd. 7, Berlin 1980.

Honneth, Axel: Desintegration, Frankfurt/M. 1994.

Individualisierung
The Alienation goes on* (1. Teil)

Friedhelm KRÖLL

Angefangen hat alles mit autobiographisch getönten Rekonstruktionen individueller Politisierungsgeschichten. Echo des Niedergangs der Studentenbewegung im Westen (Berkeley, Paris, Frankfurt).

Es versteht sich, daß die Optik meiner Überlegungen justiert ist durch den bundesdeutschen Erfahrungszusammenhang, der, was das *Individualisierungsideologem* angeht, in einem engen Korrespondenzverhältnis zur US-amerikanischen Entwicklung steht. Bis zu einem gewissen Grade sind auch französische Rezeptionseinflüsse aufzuweisen, wofür nicht nur die Marxverächter, sprich: die Meisterdenker (Glucksmann u.a.), sondern allen voran der seit den achtziger Jahren auch in Österreich markt- und geistgängige Name Pierre Bourdieu stehen, dessen viel- und dauerzitierte Studie „Die feinen Unterschiede" erstmals 1982 in deutscher Sprache erschienen ist. (Die französische Erstausgabe datiert von 1979.)

Die Wegmarken und Straßenheiligen des Siegeszuges des Individualisierungsideologems lassen sich recht präzise benennen. Zunächst aber, worauf reflektiert das Wort Individualisierung, bei dessen Aussprechen alle ohne sonderliche Vorkenntisse ins Gespräch einfallen können, weil jede und jeder irgendwas aus seiner Lebensumsphäre damit verbindet? Dem Ehepaar Beck/Beck-Gernsheim zufolge, bekannte Generalisten und Spezialisten der Verkündigung des Evangeliums der Individualisierung, ist Individualisierung ein Stichwort, das als Trendaussage zu verstehen ist. Ich gehe noch weiter und sage, Individualisierung hat den Status eines Sesamwortes erreicht. Es fungiert längst als Formel zur Entschlüsselung des gegenwärtigen Zeitalters. Daß die Formel auf die westliche Hemisphäre bezogen ist, liegt auf der Hand und braucht weiters keine Erläuterungen. Erläuterungsbedürftig freilich ist der Karriereverlauf dieses Sesamwortes, sind die Verpuppungen und Metamorphosen. Mit der Aufhellung der Karriere fällt allemal Licht auf den ideologischen und das heißt stets zugleich Wahrheitsgehalt der im Stichwort Individualisierung zusammengezogenen Trendaussage. Individualisierung erscheint als ein erfolgreicher Begriff zur Ortung des Standes und der Perspektiven der laufenden gesellschaftlichen Dinge. Als solcher ist er genauer zu verorten. Dem dient die Betrachtung der Wegmarken und Straßenheiligen des Siegeszuges des Individualisierungsideologems, also des Karriereverlaufs.

Inkubationsgestalt der Kategorie Individualisierung

Die Inkubationsgestalt der Kategorie Individualisierung, Kategorie im Sinne von ordnender Buchstabierung der Welt, lautet auf den Namen *Subjektivität*. Für die Bundesrepublik läßt sich mithin das Jahr angeben, in dem die individualismusfrohe Zeitenwende, jedenfalls in der literarischen und wissenschaftlichen Kultur, anhebt. 1973 erscheint im Rotbuch Verlag Berlin eine Erzählung von Peter Schneider mit dem symptomatischen Titel „Lenz". (Es sei, um irreführender Ortungsmechanismen vorzubeugen, erwähnt, daß derselbe Autor zwei Jahre später unter dem Titel „... schon bist du ein Verfassungsfeind. Das unerwartete Anschwellen der Personalakte des Lehrers Kleff" eine treffliche Erzählung wider den autoritären Geist der Berufsverbote publiziert. Vorbereitet durch die, meines Wissens von der Frauenbewegung verkannten, zumindest unzureichend verarbeiteten, in der Bundesrepublik seinerzeit Furore auslösende Erzählung von Heinrich Böll „Die verlorene Ehre der Katharina Blum. Wie die Gewalt entstehen und wohin sie führen kann" (1974), einer story über eine „subversive Madonna", für die Ulrike Meinhof Patin gestanden hat.) „Morgens wachte Lenz", so beginnt die aufschlußreiche Erzählung Peter Schneiders, „aus einem seiner üblichen Träume auf. Er war mit L. kilometerlang in einem Förderkorb durch ein Gebäude ohne Türen und Fenster gefahren. Um sie herum nichts als Wände. Dann war er einen dunklen Schacht hinuntergefallen, viele hundert Meter tief, ohne aufzuschlagen. Ein Fließband hatte ihn aufgenommen, das seinen Sturz in einen waagrechten Flug nach vorn verwandelte. Am Ende des Fließbandes wurde er aufgefangen. Er war erwartet worden: Frauen mit riesigen Brüsten, Zauberer, Clowns, saltoschlagende Kinder, die ganze kaputte Fellinitruppe. Ein Mann in einem flimmernden Kostüm drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Lenz wurde wütend. Er sprang aus dem Bett.
Schon seit geraumer Zeit konnte er das weise Marxgesicht über seinem Bett nicht mehr ausstehen. Er hatte es schon einmal verkehrt herum aufgehängt. Um den Verstand abtropfen zu lassen, hatte er einem Freund erklärt. Er sah Marx in die Augen: ‚Was waren deine Träume, alter Besserwisser, nachts meine ich? Warst du eigentlich glücklich?'"

Sesamwort Individualisierung

„Glücklich", ein Befindlichkeitsadjektiv, das sich durch alle Verpuppungen und Metamorphosen, das sich durch den Karriereverlauf des Sesamwortes Individualisierung wie ein grüner Faden hindurchzieht. Schneiders Eröffnungsmelodie, heute kann es keinen Zweifel mehr darüber geben, bringt zum Klingen, was in der Folge sym-phonisch wird. 1973, das ist das Jahr, in dem der spätere Präsident der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Joachim Matthes, damals eine nahezu singuläre Gestalt, insofern er auf dem Gebiet der Religionssoziologie seine Forschungszelte errichtet hatte, seine bis heute in vielen Auflagen erschienene „Einführung in das Studium der Soziologie" vorlegt. (Das Individualisierungsideologem auf den Spuren der Soziologe zu verfolgen, ist nicht nur le-

* Die Entfremdung geht weiter

gitim, da die Soziologie als neue Einzelwissenschaft aus der ersten Erfahrung der Krise der Moderne um die Jahrhundertwende hervorgegangen ist (Emile Durkheim, Georg Simmel, Max Weber), sondern sachgeboten auch insofern, als die Trendaussage, Individualisierungsprozesse seien die Signatur des gegenwärtigen Zeitalters, von der soziologischen Profession ihren Ausgang genommen hat und von ihr, im Laufe der Jahre Nachbardisziplinen ansteckend, ausbuchstabiert worden ist; jederzeit nachprüfbar an Verlagsprospekten, Universitäts- und Seminarbibliotheken sowie Vorlesungsverzeichnissen, endlich am Feuilleton der Print- und audiovisuellen Medien.) Die genannte „Einführung" bezeichnet symptomatisch den Übergang zu einer zukünftig „weichen" Soziologie, eine Abkehr von dem, was nun gleichermaßen als objektivistisch-makrostrukturelle Gesellschaftswissenschaft in die Zone der Kritik geriet, glimpseartig festgehalten in der Erzählung „Lenz", wo die Hauptfigur das Marxporträt schon mal „verkehrt herum aufgehängt" hat. In die Zone der Kritik geraten um das Jahr 1973 zwei Denktraditionen, die vormals, nach dem Schema des Ost-West-Konflikts, als einander spinnefeind galten: die Tradition des US-amerikanischen Strukturfunktionalismus, für dessen Übervater Talcott Parsons, Freud und Weber legierend, die Individuen im Grunde nichts anderes gewesen sind als zu sozialisierende Triebbündel, also im Sinne Webers zu Disziplinierende oder im bereits „weicheren" Verständnis von Norbert Elias zu Zivilisierende. Und nicht minder die Tradition des nunmehr des Ökonomismus verdächtigten und bezichtigten Marxismus, für den, in seiner pontifikalen Gestalt, die Individuen im wesentlichen dirigierbedürftige Produzenten gewesen sind. Die Individuen, deren Subjektivität wieder ins Recht zu setzen, das ist der nunmehr zum main stream sich ausbreitende Grundgedanke einer Soziologie, die sich seither, um ihr Profil zu kennzeichnen, „subjektorientiert" offeriert. „Qualitative Methoden" steht auf dem Firmenschild. „Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie", so lautet nicht zufällig der Untertitel der Einführung in den jüngst erschienenen Sammelband um das Individualisierungsthema oszillierender Beiträge aus den letzten Jahren, dem die Herausgeber Beck/Beck-Gernsheim den sinnigen Titel „Riskante Freiheiten" (1994) gegeben haben.

Die Vor-Leistung für eine subjektorientierte Wende in der Soziologie ist von einem US-amerikanischen Soziologen erbracht worden, den die gegenwärtige soziologische Prominenz im deutschsprachigen Raum nicht nennt, wenn sie ihn überhaupt noch kennt. Nennte sie ihn, müßte sie einbekennen, wie vieles epigonal ist, was heute originell einher kommt. 1974 erscheint auf dem bundesdeutschen Markt Alvin W. Gouldners zweibändige Bestandsaufnahme „Die westliche Soziologie in der Krise". (Die amerikanisch-englische Erstausgabe ist 1970 unter dem etwas nuancierteren Titel „The Comming Crisis of Western Sociology" erschienen. Im zweiten Band findet sich ein lesenswertes Kapitel über die „Krise des Marxismus", denn von einer Krise der „östlichen Soziologie" konnte schlechterdings nicht die Rede sein, da es diese nicht gegeben hat, und wo es eine institutionalisierte Soziologie gab, handelte es sich um eine mit marxistisch-leninistischen Termini drapierte Western Sociology stukturell-funktionaler Provenienz, mit Ausnahme des polnischen Departements, dessen soziologische Denktradition just im Verlauf der Karriere des Individualisierungsideologems in der westlichen Soziologie zu ungeahntem Prestige gelangte.)

Reflexive Modernisierung

Gouldners Perspektive einer „Reflexiven Soziologie", sie ist, wer ein bißchen näher hinschaut, eingewandert in die bekannte Studie eines bundesdeutschen Soziologen, ich meine die „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne" von Beck (1986), der seit diesem Durchbruch, Leitmetapher ist „Reflexive Modernisierung", nicht nur diesseits des Atlantiks als der Wortführer und Stichwortgeber des Individualisierungsideologems gilt und entsprechend auf den Märkten gehandelt wird. Gouldners detaillierte und umsichtige Krisen-Diagnose darf nachgerade in der Rückschau als Manifestation eines Denkens gewertet werden, das feinsinnig genug gewesen ist, um früh schon zu registrieren, daß die bislang gültigen soziologischen Muster zur Abbildung der gesellschaftlichen Ordnung in dem Maße revisionsbedürftig oder abfallreif werden, wie die Strukturierungsmechanismen der Ordnung selbst sich verändern. Anders, Gouldner reflektiert die Paradigmen des Strukturfunktionalismus wie des Ordnungsmarxismus als zeitgebundene Theoreme der Produktivkraftentwicklung in ihrer wohlfahrtsstaatlichen, will sagen: fordistisch-keynesianischen Prägung. (Es ist hier nicht der Ort, näher auf Gouldners Denkmotiv einer Qualverwandtschaft zwischen der westlichen und östlichen Version der Wohlfahrtsordnung einzugehen, des inneren Zusammenhangs der feindlichen Muster von New Deal und „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik". Jedenfalls notiert Brecht am 7. März 1941 in sein (kalifornisches) Arbeitsjournal: „der große irrtum, der mich hinderte, die lehrstückchen vom BÖSEN BAAL DEM ASOZIALEN herzustellen, bestand in meiner definition des sozialismus als einer *großen ordnung*. er ist hingegen viel praktischer als *große produktion* zu definieren. produktion muß natürlich im weitesten sinn genommen werden, und der kampf gilt der befreiung der produktivität aller menschen von allen fesseln." (Man könnte auch sagen, dem einen Deal ermangelte es an einer angemessenen Eigentumsordnung, dem anderen an der nötigen Reichtumsproduktion. Oder noch anders, die Frage steht: wo ist der Möglichkeitsmensch zwischen Baal und dem Kommissar?). Mit seiner an Nervpunkten ansetzenden Kritik am Strukturfunktionalismus, der Leitdominante der US-amerikanischen Soziologie in den vierziger und fünfziger Jahren, ist Gouldner im Übergang zu den siebziger Jahren auf der Höhe der sich heraufkündigenden Wandlungen des kapitalistischen Akkumulations- und Regulationsregimes gewesen. Es war freilich ein anderer US-amerikanischer Gesellschaftswissenschaftler, ein bereits erfahrener und erprobter Stichwortgeber für Trends (er hatte seinerzeit, im Ausklang der fünfziger Jahre das „Ende der Ideologien", den Niedergang der klassisch ideologisch-religiösen Vergesellschaftung konstatiert, sehr zum Unwillen des pontifikalen Marxismus, für den er das Lieblingsobjekt „vernichtender Kritiken" abgab), es war Daniel Bell, mitnichten wie Gouldner von der kritischen Idee einer radikaldemokratischen Sozialwissenschaft beseelt, der 1969 für die sich abzeichnenden Strukturwandlungen das plakative Signum geliefert hat: *Dienstleistungsgesellschaft*, das Stichwort der „Trendprognose für 1970 bis 1980". Im Jahre der Verdichtung der Symptome, 1973, hat Bell dann die berühmt gewordenen, vom offiziellen Marxismus nicht minder attackierte, mithin belächelte Schrift „Die nachindustrielle Gesell-

schaft“ vorgelegt, Vorbote der alsbald einsetzenden Modernisierungsoffensive des Kapitals, die zwar nicht eine postindustrielle Gesellschaft, wohl aber eine radikal umstrukturierte Industrie, heute heißen die von Bell verheißenen Perspektiven „lean production“, schlanke Produktion und schließlich schlanker Staat, hervorgebracht hat.

Institutionalisierter Individualismus

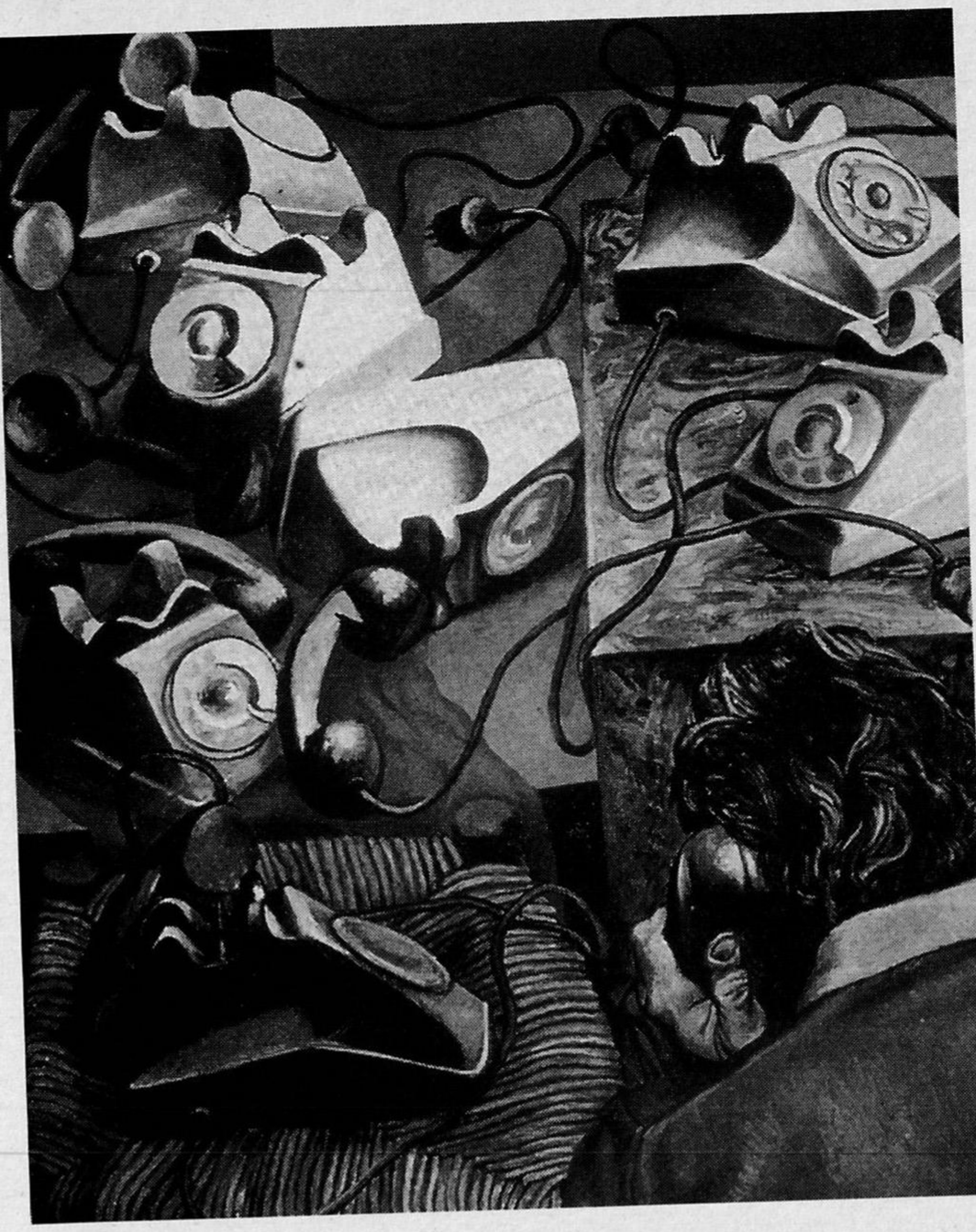
Zur Seite des gesellschaftlichen Verkehrs reflektiert sich in Bells Trendprognose ein tiefgreifender Statuswandel der gesellschaftlichen Individuen. Das neue Zeitalter des Postfordismus und Postkeynesianismus, die Prozesse sind längst noch nicht zum Abschluß gekommen, das heißt zu einer neuen Formation durchgebildet, konnte demzufolge nicht länger mit der älteren soziologischen Figur des *„institutionalisierten Individualismus“* beschrieben werden. Inzwischen, nach zwanzig Jahren, mehren sich die empirischen Anzeichen dafür, daß das Signum des Zeitalters auf *„riskanter Individualismus“* lautet, so jedenfalls legen es die wachsenden Berge einschlägiger Studien und Publikationen nahe. „Riskanter Individualismus“ wäre demnach ein Vergesellschaftungstyp, der sukzessive der Garantien der wohlfahrtsstaatlichen Institutionalisierung wird entraten müssen. In der Terminologie der zeitgenössischen konservativen Soziologie: der „betreute Mensch“ wird in die freie Wildbahn entlassen. Kurz, Gouldner und Bell erscheinen als Seismographen einer Zeitenwende, die alsbald im Paradigmenwechsel nicht nur der Soziologie ihren Niederschlag findet. Was als Echo des Zerfalls der Studentenbewegung der sechziger Jahre in den siebziger Jahren in Gestalt von Rekonstruktionen (gescheiterter) Politisierungsgeschichten aufscheint, die Subjektivitätskehre, ist nur der Vorschein entschieden tieferund weiterreichender Entwicklungsperspektiven jener internationalen Modernisierungsschübe, für die der Realsozialismus eh nicht gerüstet war und die in den entwickelten kapitalistischen Ländern zu Umbrüchen, Struktur- und Anpassungskrisen geführt haben, von denen unter anderem die VOEST-Belegschaften ihr Lied singen können. Bei Lichte besehen, in der anhaltenden Konjunktur des Individualisierungsideologems, im Aufbruch zu einer „subjektorientierten“, schließlich „subjektivitätszentrierten Soziologie“, mit all ihren Begleiterscheinungen eines wuchernden Irrationalismus, Modernisierungskrisen sind stets die Stunde von Lebensphilosophien gewesen, brechen sich Strukturwandlungen der kapitalistischen Produktionsweise. Hierauf ist später zurückzukommen. Was hier aber bereits vermerkt wird, um üblicher geisteswissenschaftlicher Illusions- und Legendenbildung, um der Verwechslung von Erregerkonstellation und Symptomreliefs vorzubeugen: dem jüngsten, in den Sozialwissenschaften extensiv diskutierten Individualisierungsideologen, ist mit den Mitteln konventioneller Ideologiekritik im Sinne von Entlarvung („Maske herunterreißen“) schlechterdings nicht beizukommen.

Symptomatologie

Zurück zur Symptomatologie. Ebenfalls im Jahre 1973 (ich halte mich an Enzensbergers Devise „Lies keine Oden, mein Sohn / Lies Fahrpläne), erscheint der Schlager der Saison, dessen Melodie auch heute noch in allen Gassen der Soziologie gepfiffen wird. (Genauer: in allen Gassen der liberalen Softsoziologie, denn auf den Plätzen der nationalliberal-konservativen ertönt längst schon wieder das Lied der politischen Soziologie, intoniert von Max Weber und Carl Schmitt.) Unter Federführung von Joachim Matthes erscheint der alsbald prominente Reader „Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit“, seither das Brevier für diejenige Soziologie, die in antiobjektivistischer Absicht und Manier um das Subjektivitätsthema sich dreht. (Zu diesem Zeitpunkt ist Pierre Bourdieu noch ein weithin Unbekannter in deutschsprachigen Landen.) Bevor ich die Wegstrecke hin zum Individualisierungsideologem in der Gegenwartssoziologie weiter abgehe, blende ich ein Publikationsereignis ein, das ebenfalls ins Jahr 1973 datiert, dessen Signalbedeutung aber weiter darüber hinaus bis in diese Tage reicht. Im Jahre der Symptome und Signale, inmitten der Subjektivitätskehre in den Sozialwissenschaften, erscheint auf dem bundesdeutschen Markt ein resonanzträchtiges Buch aus der Umsphäre der historischen Zunft. Joachim Fest, seinerzeit Mitherausgeber der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, legt seine, bald schon filmisch umgesetzte, Hitler-Biographie vor („Der Dauphin des Jahrhunderts“). Aus der Rückschau läßt sich ohne Umschweife konstatieren: 1973 bezeichnet den Pendelschlag von matten Strukturkategorien zum Denken in heißen Entscheidungskategorien. Also, die Subjektivitätswende im gesellschaftlichen Denken der „ideologischen Stände“ und die Vorankündigung der „Rückkehr des Politischen“ (vgl. »Weg und Ziel«, 50. Jg., Nr. 6/92) verlaufen synchron. Ohne diese Vorankündigung, die Hitler-Biographie, ebenso eine Wegbereitung gewesen ist, ist der berühmt-berüchtigte Historiker-Streit der achtziger Jahre nicht zu verstehen. Wissenschaftsdisziplinär gesehen ist Fests Hitler-Biographie der öffentliche Auftakt zu einer mithin erfolgreichen Gegenbewegung gegen die strukturalistische Historiographie, die als Sozialgeschichte gerade erst, in den sechziger Jahren, ein Stück Terrain erobert hatte. Eine Gegenbewegung, die auf die Restauration eines Geschichtsdenkens aus gewesen ist, worin politische Geschichte, das Wirken und Entscheidungshandeln politischer Persönlichkeiten charismatischen Formats in den Mittelpunkt gerückt wird.

Zeitgeist-Stern des Biographischen

Weist die Fahrtrichtung der subjektorientierten historischen Zunft, sofern sie am Entscheidungshandeln und historischen Größen und nicht wie die Alltagshistoriographie am everyday life und sozialkulturellen Lebensformen interessiert ist, seit jenen Tagen auf *Renaissance des Politischen*, so die der (eher freundlich-beliebige) subjektorientierten Soziologie auf *Renaissance des Kommunikativen*. Dort also stehen die Zeichen auf Sturm und *Entscheidung* im Zeichen des Politischen, hier auf Südwinde im Zeichen der *Befindlichkeit*. Wiewohl beide unterm Zeitgeist-Stern des Biographischen stehen, beide in Frontstellung gegen Objektivismus, Strukturalismus und zumal Ökonomismus. Daß sich alsbald auch die Schleusen zum Irrationalismus und endlich im Verlauf der achtziger Jahre zum manifesten Obskurantismus öffnen, das hat sich schon im Umkreis der beginnenden Subjektivitätswende angedeutet. 1974, mit dem Deutschen Soziologentag in Kassel, wird bereits von einer „biographischen Hausse“ gesprochen. Die „Wiederkehr des Menschen“, sie verläuft nämlich just über eine breite Rezeption der deutschen Lebensphilosophie, allen voran die Wiederentdeckung des „biographischen Programms“ eben jenes Wilhelm Dilthey, dessen Denkweise ein



Bruno Gironcoli, Telefoni (o L'Incomunicabilitá), 1980

gestandener liberaler Soziologe wie Ralf Dahrendorf 1958 noch unumwunden mit „Irrationalismus" quittiert hatte. Noch dauert es freilich eine Weile, bis Nietzsches Figur des „*souveränen Individuums*", plaziert in der „Genealogie der Moral", seine Schatten auf das neueste Individualisierungsideologem wirft, wobei nicht wundern darf, daß die Herausgeber der prominenten „Riskanten Freiheiten" (1994), das Ehepaar Beck/Beck-Gernsheim, es vorziehen, Robert Musil „Der Mann ohne Eigenschaften" zu zitieren, statt die Folie, worauf dieses Großfragment hin entworfen ist, der „Denkraum Nietzsche". Dazwischen liegen noch die Stationen Psychoanalyse als hermeneutische Sozialwissenschaft, wofür insbesondere Alfred Lorenzer („Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis", 1974) und Ulrich Oevermann („Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik", 1979) zeichnen, und vor allem, auf dem Gelände der Historiographie, die Oral History. Dazu kommen auf dem Gelände der Sozialwissenschaften die Alltagskulturforschung sowie die Theorien über den „schleichenden Wertewandel", die inzwischen zu einem Überschwemmungsgebiet ausgeuferten Forschungen entlang der notorischen Postmaterialismus-These. Ronald Ingleharts Kultstudie „The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles", an der Wende zu den siebziger Jahren vorbereitet, erscheint 1977. Danach gibt es auf breiter Front, von den Kultur- über die Sozial- bis hin zu den Politikwissenschaften, kein Halten mehr: *Stil* wird zum Signum der Kategorienwelt, die in der Folge nur noch mit dem Diltheyschen „Leben" und dem „Individuum" verknüpft zu werden braucht, um als „Soziologie der Lebensstile" zur Domäne dieses Fachs aufzusteigen.

Charakteristisch, wenn auch des öfteren aus den Augen verloren, daß die Lebensstil-Soziologie, gleichsam der kulturempirische Zweig der Individualisierungsthese, auf den Weg kommt als theoretische Reorientierung der Ungleichheitsforschung, worauf die Übersichtspublikation von Hans-Peter Müller „Sozialstruktur und Lebensstile" (1993) noch einmal nachdrücklich aufmerksam macht. Erst im Lichte dieser Eigentümlichkeit ist es völlig angemessen, wenn für den jüngst erschienenen Reader „Riskante Freiheiten" (1994) als Starttext Ulrich Becks „Jenseits von Stand und Klasse" gewählt worden ist, in der Tat einer „der Bezugstexte der neueren ‚Individualisierungsdebatte' ". Dieser Text, Beglaubigungsschrift für die Wiederauferstehung der Individuen auf breiter Front aus dem Zerfall der alten Weberschen und Marxschen Gehäuse „Stand und Klasse", stammt aus einem einflußreichen Sammelband zur Ungleichheitsforschung, der von Reinhard Kreckel 1983 herausgegeben worden ist. Beck, der sich seine frühen Meriten auf dem Gebiet der Berufssoziologie erworben hat, hat den 83er-Text dann in seine berühmt gewordene „Risikogesellschaft" von 1986 einmontiert. Das Herauswachsen der Individualisierungsthese aus der neueren Ungleichheitsforschung, die ihrerseits in der akademischen Soziologie das Erbe der älteren Klassen- und Sozialstrukturtheorie angetreten hat, ist präzise und treffend 1990 von Joachim Bischoff und Sebastian Herkommer unter dem Titel „Von der Klassentheorie zur Ungleichheitsforschung?" nachgezeichnet worden. Die neuere Ungleichheitsforschung reflektiere Becks 86er-Befund eines neuen „Kapitalismus ohne Klassen", polit-ökonomisch gesprochen: sie bilde den inneren Zusammenhang von Modernisierungsprosperität des Kapitals, neokonservativer Deregulierungs- und Privatisierungspolitik sowie wachsender Disproportionen in der Verteilung des sozialen Reichtums ab. Es ist der Boden, auf dem der neue Individualisierungsschub statthat. Daß der neueren Ungleichheitsforschung die lautstarke Debatte über die Krise bzw. gar das Ende der Arbeitsgesellschaft vorläuft, sei kontexthalber Vollständigkeit erwähnt. Erste Gärungen der Individualisierungsthese hat es bereits einige Zeit zuvor gegeben. In jenem symptomatischen Jahr 1973 erscheint aus dem Umkreis der ernstzunehmenden Industriesoziologie Martin Osterlands wegweisender Aufsatz „Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein", der, wie sich alsbald zeigt, die Wende zu einer *subjektorientierten Arbeitssoziologie*, wohinein Industrie- und Angestelltensoziologie integriert werden, einleitet. Auch von dieser Seite aus lassen Alltagsgeschichte, Oral History und Subjektperspektive grüßen.

Einen überaus kräftigen Anstoß haben die Individualisierungsthese mitsamt Lebensstil-Soziologie, abgesehen von der US-amerikanischen political-culture-Forschung („Politischer Stil"), durch die Übersetzung und Verbreitung von Pierre Bourdieus „Critique sociale du jugements" (1979), besser bekannt unter „Die feinen Unterschiede", deutsch 1982, erfahren. Man wird kaum sagen können, daß die französische Soziologie einen gerade überwältigenden Einfluß auf die deutschsprachige gehabt hätte. Aber in diesem Falle lag die breite Rezeption deshalb nahe, weil sie auf einen aufnahmebereiten Zeitgeist getroffen ist. Denn in dieser Studie wird zwar die Idee der Klassen- und Sozialstrukturanalyse nicht preisgegeben, wohl aber systematisch zurückgebunden an soziologische Porträts von kulturellen Lebensstilen, damit eine ältere amerikanische Tradition, die von Thorstein Veblens „Theorie der feinen Leute", auf spezifische Art wieder aufgreifend. Veblens allemal eindrucksvolle Studie von

1899 wurde seinerzeit, Anfang der siebziger Jahre, in bemerkenswerter Weise „als eine der ersten post-marxistischen sozialökonomischen Untersuchungen" dem bundesdeutschen Lesepublikum vorgestellt!

Biographische Mode

Das Subjektivitäts-, Alltags-, Kultur-, Wertewandel- und Lebensstil-Syndrom verdichtet sich zunächst einmal, an der Wende zu den achtziger Jahren, disziplinübergreifend zur „biographischen Mode", um eine schöne Bezeichnung von Leo Löwenthal zu verwenden. Seit der konstitutiven Nürnberger Tagung von 1981 „Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive", auf der sich von Erving Goffman über Fritz Schütze bis zu Thomas Luckmann einiges von dem versammelt hat, was dann die biographiewissenschaftliche Prominenz ausmacht, ist die „Biographie" die Chiffre für eine Individualitätswende in den Sozialwissenschaften. Das Paradigma „Biographie" wird in der Folge tonangebend für die Problem- und Themenselektion der bundesdeutschen nicht weniger als der österreichischen Soziologie, worüber ein Blick auf die Soziologentage aufklären mag. Es darf füglich als trenderhellendes Indiz gewertet werden, daß im Kontext der Ausarbeitung biographiewissenschaftlicher Konzeptionen und der Ausbreitung biographiesoziologischer Forschungsthemen die Wiederaneignung der Chicago School, des weiteren des Symbolischen Interaktionismus erfolgt, vorgezeichnet im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in den USA. Manchen, die so tun, als sei Goffmans Konversationslehre über die „Organisation von Alltagserfahrungen", seine „Rahmen-Analyse", eine Entdeckung der letzten Jahre, sei ins leere Stammbuch geschrieben, daß Ralf Dahrendorf bereits 1963 auf Goffmans Kultstudie „The Presentation of Self in Everyday Life" von 1963 sich bezieht, also die Mode älteren Usprungs ist. Sie ist mindestens so alt wie die fruchtbare Legierung von Social Problems-Forschung und autobiographischer Soziologie, wie sie in der Chicago School im Zeichen von gesellschaftlichen Migrations- und Segregationsproblemen in den USA seinerzeit von W. I. Thomas und F. Znaniecki im „Polish Peasent" präsentiert worden ist. Kein Zufall also, daß die méthode polonaise, die polnische Tradition autobiographischer Soziologie just im Zusammenhang mit dem Marktständigwerden des Biographie-Themas Anfang der achtziger Jahre eine Renaissance erfährt. (Wer über die Verlaufsgeschichte der Idee einer biographiewissenschaftlichen Soziologie bis herauf zu den achtziger Jahren sich informieren will, dem sei Werner Fuchs' Übersicht „Biographische Forschung" von 1984 empfohlen.)

Aufschlußreich an den Rezeptionsverhältnissen des biographischen Paradigmas ist die Erinnerung daran, daß die Chicago School, der subjektempfindliche Symbolische Interaktionismus im Verlaufe der dreißiger Jahre vor dem subjektindifferenten Strukturfunktionalismus, für den eine ganze Zeit lang der Name Talcott Parsons steht, sich zurückziehen muß. Was nichts anderes und nichts weniger heißt, als daß mit dem Rooseveltschen New Deal, mit dem Umsichgreifen des fordistisch-keynesianischen Regulierungskonzepts, alsbald zusätzlich gestützt durch die Weltkriegsökonomie, die ums Qualitativ-Eigenartige der Individuen oszillierendern Soziologien verabschiedet werden zugunsten der am Quantitativ-Nivellierenden orientierten Modelle der Integration der gesellschaftlichen Individuen. So recht erst wieder mit den siebziger Jahren, als die wohlfahrtsstaatliche Regulierung der generalisierten Lohnarbeit ins Rutschen gerät, erscheinen das Biographie-Paradigma, die forschungsleitende Idee des Qualitativ-Eigenartigen, die Autopoeisis, welche eben durch jenen fordistisch-keynesianischen Nivellierungstrend (Ideologem der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft"), flankiert von der fordistischen Wachstums- und Vollbeschäftigungsphilosophie der Gewerkschaften, für eine ganze Weile zum Verschwinden, zumindest zur Rezession gezwungen worden sind, wieder am Horizont. (Daß das Aufgewärmte als Originelles offeriert worden ist, hängt vor allem mit dem Schwund an wissenschaftsgeschichtlichem Wissen innerhalb der sozialwissenschaftlichen Disziplinen zusammen.) Kurz, mit dem konjunkturellen, wie sich heute zeigt, strukturellen Einbruch des Keynesianismus als Regulierungsdoktrin, mit dem Triumph des Friedmanschen Neoliberalismus bzw., ganz wie's beliebt, Neokonservatismus einer deregulierten Sozialökonomie, taucht die *Qualitative* Soziologie, die ums Individuelle sich scharende Sozialforschung wieder aus der Versenkung auf. Unmißverständlicher Fingerzeig darauf, daß die Konstellation, unter der das Individualisierungsideologem sich profiliert, sich der Modernisierungsoffensive des Kapitals verdankt. Segmentierung, Deregulierung, Flexibilisierung, Privatisierung und Verschlankung der öffentlichen Haushalte, das sind die Kenngrößen der Neuen Individualisierung. Und einmal mehr, jedenfalls für die Bundesrepublik Deutschland, wird das Jahr 1973 zum Menetekel. Das in Wien ansässige OPEC-Kartell hatte drastisch die Preisschraube angezogen. Die wachstumsratenverwöhnte Regierung, schockiert, verordnete daraufhin autofreie Sonntage. Die Energiespardebatte war eröffnet, immer mehr Menschen konnten nun das Wort „fossile Brennstoffe" buchstabieren. Nebenher wurde die Ökologie entdeckt, dank des Waltens der List der Vernunft. Ab dann lautete die Devise: Einsparen, Kostensenken, Verschlanken, Entstaatlichen und Entbürokratisieren. Die fordistisch-keynesianische Wachstumsphilosophie wurde umformuliert. Mit der Idee des *qualitativen* Wachstums war der Weg frei für die Individualisierungsthese. Späterhin wurde dann selbst der Müll in die Regie der souverän sortierenden Individuen genommen.

Bastelbiographie

Ohne Übertreibung kann resümiert werden, es ist die neokonservative Modernisierungsstrategie, es ist der Thatcherismus gewesen, dem sich der Triumph der Theorien der Individualisierung verdankt. Die Stunde der „Entstrukturierung der Klassengesellschaft", genauer: der Entstandardisierung der sozial institutionalisierten Lohnarbeit hatte geschlagen. Ein Grundvorgang, der anhält und dessen Ausgang ungewiß ist. Ihr Leitfossil, dies freilich ist gewiß, hat das Individualisierungsideologem im IKEA-Baukasten gefunden, worin das Erbe der fordistischen Serie, die Massenfertigung, und die Rebellion der Subjektivität, Erbschaft dieser Zeit, aufgehoben sind. Dem IKEA-Weltbild respondiert die Becksche Idee der BASTEL-Biographie inmitten „Riskanter Freiheiten". Riskante Freiheiten, was wäre dies anders als die Chiffre für Deregulierung der Sozial- und Segmentierung der Klassenstrukturen. ■

(Fortsetzung in Heft 1/1995)

Univ.-Doz. Dr. Friedhelm KRÖLL ist Soziologe in Nürnberg. Er lehrt auch an der Universität Wien.

Anmerkungen

ADORNO Th.W., Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt 1969

BECK U., Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt 1993

BECK U., Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: KRECKEL R. (Hrsg.), Zur Theorie sozialer Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen 1983

BECK U., Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986

BECK U./BECK-GERNSHEIM E. (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt 1994

BECK U./Beck-Gernsheim E., Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: dies. (1994)

BELL D., The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties, Glencoe, Ill. 1960

BELL D., Die nachindustrielle Gesellschaft. In: Das 198. Jahrhundert. Eine Trendprognose für 1970 bis 1980, Hamburg 1969

BELL D., Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt – New York 1975

BENJAMIN W., Charles Baudeleaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus. In: Ders., Gesammelte Schriften Bd. I.2., Abhandlungen, Frankfurt 1980

BENJAMIN W., Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (Zwei Fassungen). In: Ders., Gesammelte Schriften Bd. I.2., Abhandlungen, Frankfurt 1980

BISCHOFF I./HERKOMMER S., Von der Klassentheorie zur Ungleichheitsforschung? In: LEISEWITZ A./PICKSHAUS K. (Hrsg.), Gewerkschaften, Klassentheorie und Subjektfrage, Frankfurt 1990

BÖLL H., Die verlorene Ehre der Katharina Blum. Wie Gewalt entstehen und wohin sie führen kann, Köln 1974

BOURDIEU P., Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschafltichen Urteilskraft, Frankfurt 1982

BRECHT B., Arbeitsjournal 1938 bis 1942, Frankfurt 1973

DAHRENDORF R., Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft (1992). In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)

DANIEL C., Theorien der Subjektivität. Einführung in die Soziologie des Individuums, Frankfurt – New York 1981

DILTHEY W., Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Gesammelte Schrift, Bd. VII, Stuttgart-Göttingen 1958

DRESLER-BRUMME Chr., Nietzsches Philosophie in Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften". Eine vergleichende Betrachtung als Beitrag zum Verständnis, Frankfurt 1987

ELIAS N., Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Frankfurt 1977

FEST J.C., Hitler. Eine Biographie, Frankfurt – Berlin 1973

FUCHS W., Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984

GOFFMAN E., Interaktion: Spaß am Spiel/Rollendistanz (1961), dtsch. München 1973

GOFFMAN E., Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisationen von Alltagserfahrungen (1974), dtsch. Frankfurt 1977

GOULDNER A. W., Die westliche Soziologie in der Krise, 2 Bde., Reinbek 1974

HORKHEIMER M., Egoismus und Freiheitsbewegung (1936). In: ders., Kritische Theorie Bd. II, o. J.

INGLEHART R., The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles Among Western Publics, Princeton 1977

KEUPP H., Ambivalenzen postmoderner Identität. In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)

KOHLI M.,Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie (1989). In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)

KRECKEL R. (Hrsg.), Zur Theorie sozialer Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen 1983

KRÖLL F., Biographie. Ein Sozialforschungsweg? In: »Das Argument« 126, 23. Jg. (1981)

KRÖLL F., Die Idee der Alltagssoziologie im Werk Siegfried Kracauers. In: »Österreichische Zeitschrift für Soziologie« 3/1993

KRÖLL F./MATTHES J./STOSBERG M, „Einführendes Arbeitspapier" zur Arbeitstagung „Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive". In: MATTHES J./PFEIFENBERGER A./STOSBERG M (Hrsg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg 1981

KRÖLL F./WAMMERL M., Angebetet und Verworfen. Streitfrage ‚Arbeiterklasse'. Sozialstrukturen und Lebensweisen in Österreich. Segmentierung der Lohnarbeit, Marburg 1992

LASCH Ch., Das Zeitalter des Narzismus, dtsch. München 1980

LETHEN H., Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt 1994

LORENZER A., Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf, Frankfurt 1974

LÖWENTHAL L., Die biographische Mode. In: Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 1 – Sociologica, Frankfurt 1955

LUHMANN N., Beobachtungen der Moderne, Opladen 1992

MARX K., Theorien über den Mehrwert. (Vierter Band des „Kapitals") (MEW 26.1., 26.2., 26.3.), Berlin 1973

MATTHES J. u.a. (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reader, rororo studium 22, Reinbek 1973

MATTHES J., Einführung in das Studium der Soziologie, Opladen 1973

MÜLLER H.-P., Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt 1993

NATTER E./RIEDLSPERGER A. (Hrsg.), Zweidrittelgesellschaft. Spalten, Splitten – oder Solidarisieren?, Wien – Zürich 1988

NIETHAMMER L. (Hrsg.) Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History', Frankfurt 1980

NIETZSCHE F., Zur Genealogie der Moral (1887), Stuttgart 1954

OEVERMANN U. u.a., Die Methodologie der ‚objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: SOEFFNER H.-G. (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979

OSTERLAND M., Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein. In: Soziale Welt, Jg. 24 (1973

PARSONS T., The Structure of Social Action, Glencoi, Ill. 1973

POSTMAN N., Die Verweigerung der Hörigkeit, dtsch. Frankfurt 1988

POSTMAN N., Wir amüsieren uns zu Tode, dtsch. Frankfurt 1985

RIESMAN D., Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters; dtsch. Darmstadt – Berlin – Neuwied 1958

SCHMITT C., Wesen und Werden des faschistischen Staates (1929). In: Ders., Positionen und Begriff im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923 – 1939, Hamburg 1939

SCHNEIDER P., ... schon bist du ein Verfassungsfeind. Das unerwartete Anschwellen der Personalakte des Lehrers Kleff, Berlin 1975

SCHNEIDER P., Lenz. Eine Erzählung, Berlin 1973

SCHULZE G., Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt – New York 1992

THOMAS W.I./Znaniecki F., The Polish Peasant in Europe and America (zuerst 1918-1922), New York 1958

VEBLEN Th., Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen (1899), München 1971

Utilitarismus – der reduzierte Wert*

Bemerkungen zum entfremdeten Wertgebrauch

Peter MOESCHL

Nützlichkeit, der höchste Wert eines vernünftigen Lebens, der Wert hinter allen Werten, der Wert der Praxis! – Wer außer ewiggestrigen Moralaposteln oder Esoterikern könnte daran noch zweifeln? Dasjenige, wozu etwas dient, die Festgelegtheit des Zieles, die causa finalis – ist das nicht im Grunde der eigentliche Gegenstand aller wertenden Bestrebungen?

Betrachten wir den ökonomischen Wert, so scheint das sogar unmittelbar einsichtig. Aber auch Ethik und Moral exekutieren ihre Werte doch ebenfalls im Interesse des Nutzens für ein „höheres Ziel" wie Menschheit, Gott und dergleichen. Neuere Ethikkonzeptionen à la Peter Singer bekennen sich sogar offen dazu!

Der wissenschaftliche, kognitiv logische Wert dagegen leitet unser Erkenntnisinteresse nur implizit, aber im Sinne einer für den Menschen optimalen Brauchbarkeit der Welt – und das auch dann, wenn sich über die Ziele der zu gestaltenden Welt streiten läßt!

Bleibt also nur die Ästhetik? – Keineswegs: Lustprinzip und Geschmacksurteil haben längst schon den Weg für einen hedonistischen Utilitarismus geschaffen! Wer außer den Lebensberatern in den Großkaufhäusern hätte es gedacht: am vermeintlich unmittelbarsten Ort des Lebens, bei Lust und Geschmack, „nützt" man dem Menschen am Unmittelbarsten!

Und doch ist das alles altbekannt, ist doch das utilitaristische Nützlichkeitsprinzip nur der aktuelle Ausdruck jener Rationalität der Aufklärung, welche schon von Hegel bezeichnet und von Adorno und Horkheimer in ihrer „Dialektik der Aufklärung" als zerstörend gebrandmarkt wurde. – Von der nur im einzelnen und abgeleitet fungierenden, praxisimmanenten Kategorie der Nützlichkeit, wie sie in jeder gegenständlichen Tätigkeit unmittelbar praktisch wirkt, ist hier natürlich nicht die Rede. Es handelt sich dabei vielmehr um eine abstraktiv isolierte und zur Allgemeinheit eines Prinzips aufgeblasene Nützlichkeit/Brauchbarkeit.

In der verabsolutierten Festlegung des für den Menschen „vernünftigen" Zieles gewinnt nämlich die Rationalität einen ontologischen, also einen die Seinsweise des Menschen unmittelbar ausdrückenden Charakter, und dies trotz und gerade vermittels ihrer instrumentellen Form. Die ausschließliche Geltung der causa finalis im Utilitarismus läßt derart auch von einem „Finalismus der Rationalität" sprechen. Eine vorgegebene, systematisch geschlossene Weltsicht und teleologisch determinierte Handlungsaufforderungen sind die dafür praktische Erscheinungsform.

Gewiß hat der Utilitarismus auch seinen spezifisch historischen Gehalt. Erst darüber hat er sich überhaupt zu einer strukturellen Kategorie unserer heutigen Rationalität formen können. Eben das bezeichnet auch Marx, wenn er die Entstehung des Utilitarismus in der Epoche des beginnenden Kapitalismus ortet.

Philosophie des Gemeinnutzes

Hat nun aber schon Marx einerseits darauf hingewiesen, daß die dem Utilitarismus eigene Auflösung aller mannigfaltigen Verhältnisse der Menschen zueinander unter das eine Verhältnis der Brauchbarkeit in der Ökonomie des Kapitalismus wurzelt, so hat er andererseits auch betont, daß gerade die utilitaristische Nützlichkeitstheorie primär als eine Philosophie des Gemeinnutzes aufgetreten ist. Allein das zeigt schon deutlich, daß jede Kritik des Utilitarismus, welche sich lediglich mit der individuellen oder auch gruppenmäßigen Beschränktheit des Nutzens befaßt, im Grundsätzlichen zu kurz greifen muß: es ist nämlich auch eine allgemeine Nützlichkeitstheorie für die gesamte Menschheit, zumindest formal, denkbar. Wie wir wissen ist derartiges nach wie vor Thema von abstrakten Utopien, auch der sozialsten!

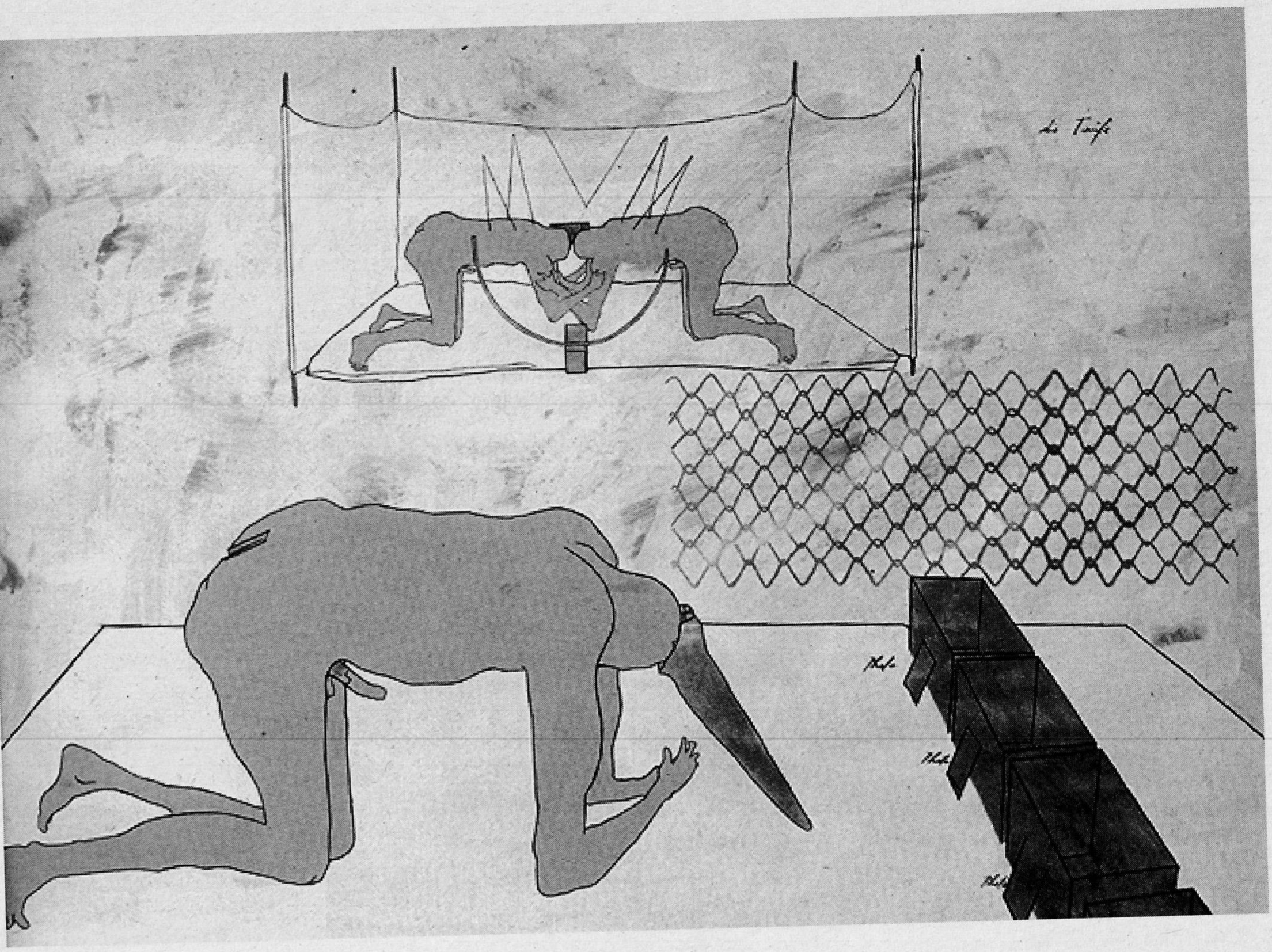
Wenn wir aber heute bei jedem Versuch eine alternative, oder auch nur eine irgendwie individuell differenzierte Lebensform zu realisieren, zumindest als verrückt abgestempelt und ausgegrenzt werden, so zeigt sich bereits deutlich, welchen Allgemeinheitsgrad die herrschenden Nützlichkeits- oder Brauchbarkeitsauffassungen erreicht haben. Bedeutend schlimmer steht es dabei noch um den von der utilitaristischen Bewertung ausgeübten Druck zur gesellschaftlichen Konformität auf jene Randgruppen, für die schon naturgemäß Barrieren der Anpassung bestehen: auf Angehörige anderer Nationen, sogenannte Rassen, Behinderte oder auch für Frauen! Sie alle haben schon aus Nützlichkeitserwägungen in bestimmten historischen Situationen ihr Leben eingebüßt, man denke nur an Holocaust, Euthanasie Behinderter und systematische Vernichtung weiblicher Nachkommen.

Daß derartige gesellschaftliche Homogenisierungszwänge und Ausgrenzungsstrategien keineswegs bewußt aggressiv, sondern in sogenannter bester Absicht einer utilitaristischen Ethik auftreten können, beweist die jüngste Euthanasiedebatte um Peter Singer (man denkt „für" den leidenden Behinderten und beschließt „für" ihn seine Vernichtung). Erwin Riess hat dies in seinem Essay „Vom Terror der Glückseligen", in: »Streit« Nr. 39/40), ausführlich und anschaulich dargelegt.

Liegt aber diese, im utilitaristischen Wert ausgedrückte Unterordnung aller menschlichen Werte unter einen einzigen nicht auch den ethisch/moralischen Wertungen nahezu aller Religionen zugrunde? – Eben das ist der Fall, und das ermöglichte auch dem Utilitarismus – historisch gesehen – ursprünglich jene radikale Religionskritik, durch welche der mystifizierte Kodex göttlicher Gebote durch

---

* Diese Arbeit wurde im Rahmen der Podiumsdiskussion: „Zur Lage der behinderten Menschen in Österreich" im Juni 1991 an der Universität Wien vorgetragen.



Bruno Gironcoli, Entwurf, 1975

ein weltliches Kriterium der Brauchbarkeit/Nützlichkeit ersetzt wurde. (Vgl. „Kurzer Abriß der Geschichte des Utilitarismus", in: »Streit« Nr. 39/40)

Das grundsätzliche werttheoretische Problem des Utilitarismus liegt aber nicht einfach in einer Vereinheitlichung der menschlichen Werte. Gerade am Beispiel der Ethik/Moral kann gezeigt werden, daß eine derartige Vereinheitlichung menschlicher Werte auch eine für die subjektive Einheit des Individuums sinnvolle Funktion hat. Während nämlich Moral heute oft nur als verinnerlichter Zwang äußerer gesellschaftlicher Kriterien verstanden wird (man denke etwa an diverse psychoanalytische Theorien), so sollte aus werttheoretischer Sicht (Peter Moeschl: Werttheoretische Aspekte der Psychologie) nicht vergessen werden, daß in der intrapsychischen (Selbst-) Kommunikation des Individuums auch eine (bidominate) Wertinstanz wirksam sein muß. Diese Wertinstanz ist auch als subjektiv einheitlicher Ausdruck der gesellschaftlichen Gesamtheit im Inneren jedes einzelnen Individuums als Moral wirksam und gehört somit zur psychischen Natur des Menschen. Ob es sich dann bei bestimmten Moralvorstellungen um echte Zwänge handelt ist eine dazu sekundäre Frage. Wie wir schließlich mit unserer Moral zurechtkommen, ist eine Frage des wachen Subjekts, welches nicht nur das Leben durch die eigene Moral überprüfen, sondern auch die Moral (Verhältniskategorie) durch den realen Lebensprozeß hinterfragen läßt.

Gegenseitige Instrumentalisierung

Das grundlegende reduktionistische Element des utilitaristischen Wertes liegt vielmehr in seiner vorauseilenden Festgelegtheit des Zieles, in seiner Finalität. Dieses verabsolutierte Ziel degradiert letztlich jegliche praktische Wertung zu einer Frage seiner technischen Realisierung. Gesellschaftliche Verhältnisse sind damit jeglicher eigenen Entwicklungsdynamik beraubt, zwischenmenschliche Beziehungen werden als über das utilitaristische Ziel entfremdet, als gegenseitige Instrumentalisierung (K. H. Braun) erlebt. Die vorher erwähnte Vereinheitlichung menschlicher Werte dient für diese Finalität nur als Vorraussetzung, sie sichert ihren universellen Effekt.

Der Utilitarismus ist insofern auch das Modell einer Realabstraktion, als er die Wirklichkeit nur als Abstraktion auf ein vorgegebenes Ziel hin gelten läßt.

Menschliches Leben kann aber derart nicht auf diese Zielvorstellung hin entfaltet werden, es wird vielmehr durch die reale Abstraktionspraxis immer weiter eingeengt. Nützlichkeit ist dann nicht ein „natürliches" Maß, das hinter allem steht, es ist das von außen auf alles projizierte Maß, welches einer erstarrten Ideologie zugrunde liegt.

Wert als Verhältnis ist demgegenüber eine prozessuale, eine strukturell dynamische Kategorie (R. Sturm: Allgemeine Werttheorie). Es ist diejenige Struktur, über die lebendige gesellschaftliche Entwicklung realisiert wird, über die Subjekte untereinander, sowie Subjekte und Objekte prozessual, irreversibel in Beziehung treten. Die Kategorie Wert bezeichnet damit auch das Mittel, über das Subjekt (individuelle wie überindividuelle, zum

Beispiel Klasse, Nation etc.), das Leben als ein offenes System gestalten können.

Daher ist die Wertbildung auch keine dem Wert vorhergehende, sondern eine dem Wert implizite Kategorie. Der Wert realisiert dementsprechend ein inneres (intrinsisches) Maß, was jedoch im projektiven, utilitaristischen Gebrauch von diversen „Maßstäben" nicht mehr bewußt wird.

Wert als Mittel zur Bewältigung des offenen Systems: „Leben" ist weder für das einzelne menschliche Individuum, noch für die Menschheit (als allgemeines Subjekt) ein Luxus. Gerade das Auftreten und Wirksamwerden neuer lebensweltlicher Zusammenhänge, wie sie die Ökologie im steigenden Maß des menschlich Machbaren entdeckt, muß heute und immer wieder neu bewertet werden.[1]

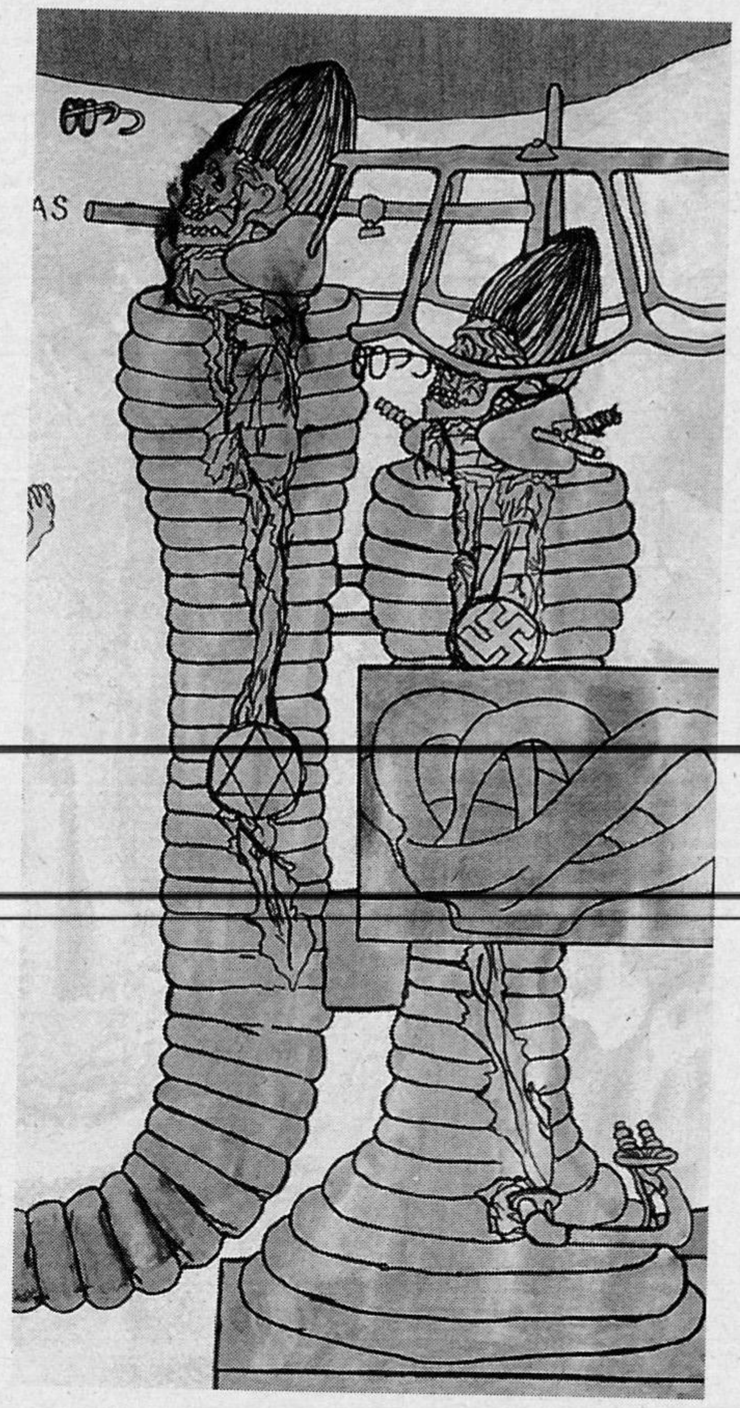
Für die Rationalität bedeutet die allgemeine Anerkennung einer utilitaristischen Zielsetzung seine Degradierung zu einem Vollzugsorgan einer Teleologie, zu einer rein instrumentellen Rationalität. Jegliche Reflexion, die Grundlage der philosophischen Erkenntnis, ist damit obsoletistische Philosophie, die kritische Arbeit des Denkens über diese selbst (Foucault), hat damit die Funktion Grundlage lebendiger, weil lebensverändernder Selbsterfahrung zu sein, eingebüßt. Nicht ein generelles Zuviel an Rationalität, sondern ein Zuwenig an rationaler Selbsterkenntnis der geistigen Produzenten bringt heute Instrumentalisierung und Verdinglichungssyndrome der wissenschaftlichen Produktion zur Geltung (Habermas).

Hat nun die Bewertung der menschlichen Lebenswelt ein derartiges Ausmaß der Entfremdung erreicht, so scheint die von Proponenten einer utilitaristischen Ethik ruhig geäußerte Feststellung, alles in unserem Leben sei schließlich menschlich bewertet, einfach nur konsequent und sogar progressiv. In ORF-Debatten (E. Riess: „Zur Lage der behinderten Menschen in Österreich") läßt sich dann „ruhig und demokratisch" mit Behinderten über deren Lebensrecht diskutieren, der formale Rahmen einer derart „allgemeinen Werttheorie" ist dabei schon vorgegeben.

Ausgrenzung durch Lebensvernichtung

Anschaulich und klar erscheint der verführerische Fehler in den hier suggerierten Wertvorstellungen erst dann, wenn wir konkret weiterdenken und die damit verbundenen gesellschaftlichen Integrationsmöglichkeiten (nicht Konformitätszwänge!) beleuchten. Die Strategie der Vollstreckung des jeweils starr vorgegebenen allgemeinen Nützlichkeitswertes (Finalismus) ist nämlich einzig und allein die Methode der vernichtenden Negation, der Ausgrenzung. Diese mag sich nun dadurch human zeigen, daß sie die gesellschaftlichen Reservate bei den verschiedenen Formen des alltäglichen Verkehrs nur funktionell in Erscheinung treten läßt oder darüber hinaus schon eine direkte räumliche Ausgrenzung in Ghettos (Apartheid) vornimmt. Prinzipiell sind diese Formen von einer Ausgrenzung durch Lebensvernichtung (Holocaust, Euthanasie) nicht verschieden, denn eine integrative Entwicklung (der dynamische Aspekt der Wertkategorie!) ist weder angestrebt noch möglich.

Gesellschaftliche Randgruppen nicht auszugrenzen kann andererseits aber nicht einfach das sentimental „humanistische" Bedürfnis bedeuten, diese als mehr oder weniger bemitleidenswerte Objekte „menschenwürdig" innerhalb der Gemeinschaft endzulagern. Gerade eine lebendige Demokratie muß alle Individuen zu einer aktiven Subjektivität befähigen, diese also handlungsfähig machen, damit sie zur Entwicklung einer gesamtgesellschaftlichen Subjektivität (die inhaltliche Forderung der Demokratie!) beitragen können. Wie wir nämlich wissen sollten, ist die Freiheit der einzelnen die Bedingung für die Freiheit aller (Marx), – natürlich und gerade auch dann, wenn verschiedene Einzelinteressen vorliegen!



Bruno Gironcoli, Säule mit Totenkopf und Symbolen, 1970

Letztlich bewertet sich also eine Gesellschaft – wie in jedem Wertverhältnis – durch die Art der realisierten Werte auch selbst. Wertvoll ist demnach eine Gesellschaft in dem Maße, in dem ihre Dynamik die Integration gesellschaftlicher Randgruppen – bei Wahrung der subjektiven Identität – erlaubt. Dermaßen negiert sich eine Gesellschaft durch die finale Statik eines in ihr geltenden Utilitarismus – und sollte dieser auch in bester ethischer Absicht gelten! – selbst: Gesellschaftlichkeit als eine sich entwickelnde, prozessierende Einheit ist damit schon zerstört. – So gibt es noch das eine zu bedenken:

Gerade die tiefe emotionale Erschütterung über die Menschenverachtung des Faschismus, unsere unmittelbare Klarheit der Gefühle, darf hier eine exakte Analyse der Ursachen und Hintergründe nicht ersetzen. Wie sich nämlich zeigt, ist auch hier nicht alles von vornherein geklärt, selbst wenn sich unsere Gefühle – zu Recht – klar äußern.

Faschistische Rassenhygiene und Euthanasie sprechen zwar eine laute, durch die starke Emotionalisierung aber zuwenig deutliche Sprache! – Daß deren Grammatik noch immer in den „maßvollen" Sätzen des alltäglichen Utilitarismus schlummert, könnte dann verborgen bleiben. ■

Univ.-Prof. Dr. Peter MOESCHL ist Chirurg und Mitherausgeber des »streit«.

Anmerkungen

1 Da sich das im Wertbegriff ausgedrückte dynamische Verhältnis nicht auf ein vorgegebenes Relationsgefüge „reduzieren" läßt, sondern, wie hier gezeigt – in der Terminologie Laclau/Mouffe gesprochen („Hegemonie und radikale Demokratie", Passagen 1991) –, artikulatorische, also „konstruktive" Prozesse bezeichnet, ist auch eine strukturalistische Auffassung von Wert als Ausdruck eines „geschlossenen" relationalen Systems (z. B. Saussure) abzulehnen.

Das Private ist politisch

Eine Annäherung an meist ignorierte Zusammenhänge mit großen Auswirkungen

Maria WÖLFLINGSEDER

„Das Private öffentlich machen!', hieß es etwa – aus der feministischen Bewegung kommend – zu unvordenklicher Zeit und in dieser Losung steckt, wenn man sie weiter denkt, eine beträchtliche oppositionelle Sprengkraft. Heute sind wir im ‚alternativen' oder eigentlich alternierenden Milieu mit der Gegenbewegung konfrontiert: Alles rennt, rettet, flüchtet sich in Marktnischen oder was dafür gehalten wird: Räume, in denen die jeweiligen besonderen Interessen einer Gruppe gepflegt und gegen Anfechtungen von außen geschützt werden."[1]

Utopien – Politisches wie Privates betreffend–, der Transfer von Privatem zu Politischem und umgekehrt sind in der öffentlichen Auseinandersetzung heute nicht gefragt. Ein Teil konzentriert seine Hoffnungen, Sehnsüchte und Utopien – allerdings großteils in völlig verquerer Form – auf die New-Age- und Esoterik-Bewegung. Bei anderen haben Hoffnungen, Sehnsüchte und Utopien unter der Macht des Faktischen – vor allem diktiert durch Arbeits-, Leistungs-, Erfolgs- und Konsumzwänge – keine Möglichkeit zur Entfaltung. Und selbst in linken Zusammenhängen ist zur Zeit wenig davon zu spüren. Auch linke, kritische wissenschaftliche Analyse wird in meinen Augen meist zu abstrakt betrieben. Mir scheint, als hätten systemimmanente wissenschaftliche Normen platzgegriffen, sowohl was den elitären „elaborierten Code" der Sprache als auch die fehlende persönliche Betroffenheit sowie die politische Utopie betrifft. Analyse und Kritik werden somit meist nur mehr auf abstraktem Niveau und „Wissenschaft der Wissenschaft wegen" betrieben. Kritik trifft auf diese Weise schon lange nicht mehr die, die es treffen soll.

Außerdem wird „jede Theorie grau, wenn sie nicht durch Lebenserfahrung gefiltert wird; jede Theorie wird zum Dogma, wenn sie nicht maßnimmt an den Verhältnissen; jede Theorie dient nur den Mächtigen, wenn sie sich nicht als Erzählung eignet, wenn sie nicht vermittelbar ist".[2]

Wenn jemand – meist Frauen – es wagt, persönliche, private Erfahrungen mit politischer Analyse zu verbinden, reagieren Männer meist verstört und verständnislos – fast so, als ob sie etwas „Unanständiges" vorgebracht hätte. Es gibt zwar öffentliche Auseinandersetzungen über wichtige aktuelle Problemlagen, aber der Transfer von Privatem zu Politischem und umgekehrt fehlt mir beispielsweise gerade in der Individualisierungs- und Gewalt-Debatte oftmals.

Und: etwa Lebens- und Liebensformen und -entwürfe werden in der Öffentlichkeit fast nie diskutiert. Wenn es ums Privat-Alltägliche geht, herrscht offensichtlich *schweigender Pragmatismus*.

Im folgenden möchte ich einige dieser wenig diskutierten privaten Brisanzen etwas mehr ins politische Licht rücken.

Wie stehts um Liebe, Lust und Sinnlichkeit?

Öffentliche Auseinandersetzungen über das Private *und* das Politische, wie sie etwa von Erica Fischer, Anja Meulenbelt, Marie Cardinal und vielen anderen geführt wurden, sind heute äußerst rar. Und nicht zu vergessen Dorothea Zeemann: Ihr Bekenntnis zur Polygamie sowie ihre einzigartige Weise über sich zu schreiben (z. B. in „Jungfrau und Reptil") – ihre Gefühle, Sehnsüchte, Hoffnungen oder ihre Wut dermaßen offensiv und schonungslos zu *veröffentlichen*, sucht heute weit und breit ihresgleichen: Die Fähigkeit und diesen Mut bewundere ich zutiefst – vielleicht auch deshalb, weil ich vieles ähnlich fühle.

Es scheint, als hätten viele Frauen die verbale, emotionale und die gelebte „Beziehungsbeschäftigung" endgültig satt – bis vor kurzem fühlten sich Frauen meist für Beziehungsarbeit zuständig – und verweigern nunmehr alles, was damit zu tun hat – bis hin zu den Männern selbst. Viele gestatten sich keine diesbezüglichen Gedanken, Sehnsüchte und Gefühle mehr. Die unfreiwillige Beziehungslosigkeit ist rapide angestiegen. Ein anderer Großteil lebt in unbefriedigenden, öden, leeren „Gefängnis"-Beziehungen. Jede zehnte Frau will eigentlich auf Sex verzichten. Wir leben in einer sexuellen Dreidrittelgesellschaft: Ein Drittel lebt weitgehend partner- und sexlos. Von den aktiven zwei Dritteln ist gerade die Hälfte mit der körperlichen Kommunikation zufrieden. Fast jede/r fünfte sagt, daß die sexuelle Verständigung mit dem Partner nicht klappt.[3]

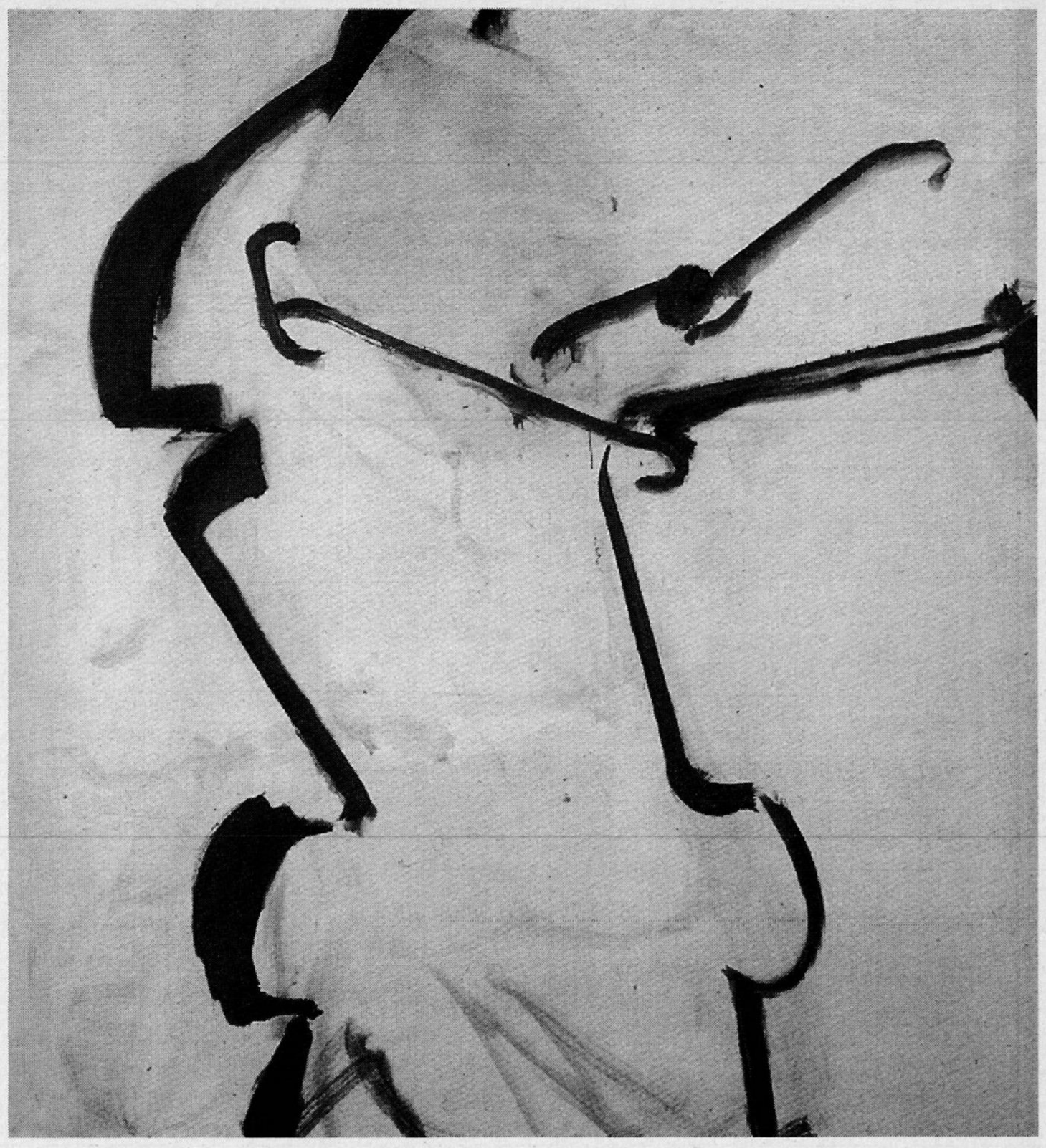
„Die Zugbrücken der Wünsche sind hochgezogen, weil dies als einziger, bester Schutz erscheint gegen ansonsten unerträgliche Verletzungen."[4]

In unserer Gesellschaft mit ihrem Jugendlichkeitswahn und standardisierten Normen für das, was als sexuell attraktiv zu gelten hat und gelten darf, wird großen Teilen das Recht auf Sexualität abgesprochen: Alten, Behinderten, Unattraktiven... Kindern wird mehr denn je jede Sexualität abgesprochen. Mit dem Bade Kindesmißbrauch wird nun auch gleich das Kind als sexuelles Wesen ausgeschüttet. Immer wieder begegne ich Kindern, die Erwachsene nie nackt sehen, geschweige denn Sex von Erwachsenen miterleben dürfen. Diese Kinder scheinen dann wie von allem Sexuellem magisch angezogen zu werden. Wenn sich doch irgendwann eine Gelegenheit dazu ergibt, wollen sie unbedingt endlich ihre aufgestaute Neugierde befriedigen: „alles" genauestens untersuchen bzw. „unten suchen" und alles *begreifen*. Kinder, die als sexuelle Wesen akzeptiert werden, werden zwar auch die Körper von Erwachsenen und anderen Kindern lustvoll erforschen – *wann immer* ihnen danach ist –, aber bei ihnen gerät Sexualität wahrschseinlich weniger leicht zu einem überdimensiona-

len Faszinosum mit unrealistischen, unerfüllbaren Vorstellungen, die sich in der Realität nie bewahrheiten – etwa die Erwartung von „der glücklichen Familie", vom treuen Partner und von der ewigwährenden Verliebtheit.

Hoffnung auf Zweisamkeit = letzte Möglichkeit in den ausgedünnten Sozialbeziehungen

Enttraditionalisierung und Individualisierung haben nicht nur Befreiung und Chancen zur Selbstverwirklichung zur Folge, sondern die Kehrseite ist das Fehlen von variationsreichen Kommunikationsmöglichkeiten.
Gruppen, Gemeinschaften, Freundeskreise als Orte der Auseinandersetzung, der Gelegenheit des solidarischen Streitens, des Angenommenseins, Orte der gemeinsamen zweckfreien Betätigung – sprich des gemeinsamen Spiels, des gemeinsamen Essens und Feierns, Orte des freiwilligen Zusammenkommens sind kaum existent: „Die Menschen werden in den ausgedünnten Sozialbeziehungen in die Zweisamkeit, in die Suche nach dem Partnerglück *hineingetrieben*. Das Bedürfnis nach geteilter Innerlichkeit, wie es heute im Ideal von Ehe als Gefühlsgemeinschaft ausgesprochen wird, ist kein Urbedürfnis. Es *wächst* mit den Verlusten, die die Individualisierung als Kehrseite ihrer Möglichkeiten beschert."[5] Wenn die meisten in eheähnlichen Zweierbeziehungen leben, dafür oft kaum die gewünschte Zeit aufbringen, wird es verständlich, daß sich die anderen auch gezwungen sehen, eine Zweierbeziehung zu erheischen, weil kaum Möglichkeiten zu anderen Kommunikationsmöglichkeiten bestehen, ohne aufwendiges Organisieren jeder Zusammenkunft. In Zweierbeziehungen „und vielleicht sogar nur noch hier werden *soziale Erfahrungen* gemacht, durchlitten, in einer Gesellschaft, deren Wirklichkeiten, Gefahren und Konflikte ins Abstrakte verrutscht sind, sich der sinnlichen Wahrnehmung und Beurteilung mehr denn je entziehen".[6] Dieser völlig überforderte Anspruch an Zweierbeziehungen führt in einen Teufelskreis: Je weniger diese uneinbringlichen Ansprüche erfüllt werden können, die Realität zeigt deutlich, daß Beziehungen auf diese Weise unmöglich gelingen können – je mehr sie scheitern, desto höher wird das Banner von Liebe und Familie gehalten. Beziehung, Trennung bzw. Ehe und Scheidung in immer schnellerer Abfolge sind die Konsequenz. In Theater und Film gibt es zur Zeit sehr eindrucksvolle Darstellungen der allgegenwärtigen Beziehungskrise. Etwa im Film „Snake Eyes" von Abel Ferrara, in Elfriede Jelineks Stück „Raststätte oder sie machens alle" oder auch im Stück „In den Augen eines Fremden" des Münchners Wolfgang Maria Bauer.



Maria Lassnig, Spannungsfiguration, 1961

Angst vor Einsamkeit als einziges Fundament von Beziehungen

„Viele reden von Liebe und Familie wie früheren Jahrhunderte von Gott. (...) Die *Sucht* nach Liebe ist *der* Fundamentalismus der Moderne. (...) In den Idealisierungen der modernen Liebesehe spiegelt sich noch einmal der Weg der Moderne. Die Überhöhung ist das Gegenbild zu den Verlusten, die diese hinterläßt. Gott nicht, Priester nicht, Klasse nicht, Nachbar nicht, dann wenigstens Du. Und die Größe des Du ist die umgedrehte Leere, die sonst herrscht. Das heißt auch: weniger das materielle Fundament und die Liebe, sondern die Angst vor dem Alleinsein hält Ehe und Familie zusammen. Was *jenseits* von ihr droht oder befürchtet wird, ist bei allen Krisen und Konflikten vielleicht das stabilste Fundament der Ehe: Einsamkeit."[7]

Im sogenannten Kommunikationszeitalter, im Zeitalter der Verkabelung und Vernetzung will es immer weniger gelingen – das Kontakte knüpfen und pflegen, das Kommunizieren. Die boomenden Partnervermittlungsverkaufseinrichtungen, von Instituten bis Kontaktanzeigen, von Telefonsex bis hin zu Cybersex mittels virtual reality, werden in Zukunft mehr und mehr an Bedeutung gewinnen.

Waren- und Geschlechtsverkehr

Die Warenförmigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen realisiert sich in vielfacher Weise: Einerseits durch Zunahme gekaufter/bezahlter Zuwendung – von herkömmlicher Prostitution bis zu käuflich erworbener Seelenpflege in zahllos angebotenen New-Age- und Esoterik-Seminaren – andererseits dadurch, daß die kapitalistischen Verhältnisse nicht vor den sogenannten Privatbeziehungen haltmachen. Zu den prominentesten Kritikern

dieses Umstands gehören Herbert Marcuse, Wilhelm Reich, Ernest Borneman und Klaus Ottomeyer. Marcuse schreibt im 1964 erschienenen Buch „Der eindimensionale Mensch", sexuelle Repression sei das Hauptmerkmal einer auf Ausbeutung gerichteten Gesellschaftsstruktur. Der Kapitalismus macht Sex zur Ware und beraubt ihn seines spielerischen und spontanen Elements. Liebe wurde zur Pflicht und Gewohnheit.[8] Ernest Borneman meint: „Im Geschlechtsleben der bürgerlichen Gesellschaft unserer Tage schlagen sich diese Eigentumsverhältnisse so eindeutig nieder, daß man vom bürgerlichen ‚Waren- und Geschlechtsverkehr' sprechen kann, als handle es sich um ein und dieselbe Transaktion. Aus dem, was man einst ‚Liebe' nannte, entsteht eine entpersönlichte Beziehung zwischen zwei Wesen, von denen jedes das andere sexuell zu konsumieren sucht. Dieses Verhalten wird in der bürgerlichen Familie schon sehr früh eingeübt, indem die Eltern dem Kinde Gehorsam abverlangen, ihm als Belohnung für erfolgten Gehorsam ‚Liebe' geben und Ungehorsam mit Liebesentzug bedrohen. So beginnt der heranreifende Mensch seine sexuellen Beziehungen nicht mehr als Beziehungen zwischen Menschen, sondern bereits als Beziehungen zwischen Verhaltensformen zu empfinden. Das Konkrete wird mit jeder Stufe der ‚Entwicklung' abstrakter. Das Kind lernt, daß die einzige Leistung, die mit ‚Liebe' belohnt wird, die Anpassungsleistung ist und daß der Unangepaßte (das heißt derjenige, der Befriedigung erstrebt, statt Unbefriedigung als Preis der Anpassung zu akzeptieren) mit Liebesverlust bestraft wird. Wenn Liebe zur Ware wird, verwandelt sich das persönlichste aller zwischenmenschlicher Verhältnisse in ein Verhältnis zwischen Dingen."[9]

Meß- und zählbare genitale Betätigung

Zu den wichtigsten Büchern, die das Thema Entfremdung ausführlich und umfassend behandeln, gehört „Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen – Soziales Verhalten im Kapitalismus" von Klaus Ottomeyer, Psychologe, früherer Assistenzprofessor an der Freien Universität Berlin, seit geraumer Zeit Professor für Psychologie an der Bildungsuniversität Klagenfurt. Dieses Buch befaßt sich eingehend mit Bereichen wie: Grundbedingungen der menschlichen Vergesellschaftung im Kapitalismus, Zwischenmenschlichkeit und Warenmarkt, Zwischenmenschlickeit in der Arbeitswelt, Zwischenmenschlichkeit im Freizeit- und Privatbereich, Recht, Staat und abweichendes Verhalten sowie mit den Erziehungsinstitutionen. Niemand anderer zeigt besser auf, wie sehr alle unsere Lebens-, Arbeits-, Freizeit-, Erziehungs- und Privatbereiche völlig von ökonomischen Zwängen und kapitalistischen Anforderungen durchdrungen sind.

Zwei Zitate aus diesem Buch, die alltäglich erlebte Zusammenhänge erhellen: „In der kapitalistischen Gesellschaft, wo eine extreme Knappheit an zwischenmenschlichen ‚Bindemitteln' herrscht, an gemeinsamen Gegenständen für eine fundierte Perspektivenübereinstimmung und ein wechselseitiges Verstehen – in dieser Gesellschaft muß es notwendig zu einer Überlastung der sexuellen Bindung mit unbefriedigten sozialen Ansprüchen kommen. Wenn ich auf Grund der enttäuschten Erfahrungen im kapitalistischen Markt- und Produktionsbereich beständig mit der angstvollen Frage herumlaufe, ob es eine verläßliche Bindung zwischen mir und den anderen überhaupt gibt, dann bietet sich die Sexualität – und hier insbesondere die leicht meß- und zählbare genitale Betätigung – als kurzfristiges Beruhigungsmittel und als buchstäblich handgreiflicher Gegenbeweis für diese verbreitete Angst geradezu an. Die Fetischisierung von genitaler Sexualität, Potenz, Orgasmushäufigkeit usw. in der bürgerlichen Gesellschaft muß man vor diesem Hintergrund interpretieren. (...)

Eifersucht ist Selbstzerstörung

Beides, die als Ersatz für einen wirklichen Zusammenhalt fetischisierte genitale Sexualität und die extreme Verlassenheits- und Besitzangst der ökonomisch isolierten Individuen sind der schönste und fruchtbarste Nährboden für die Eifersucht gegenüber wirklichen oder eingebildeten Rivalen, den man sich überhaupt denken kann. Die Eifersucht bringt eine besonders quälende, endlos-mißtrauische und selbstzerstörerische Form der wechselseitigen Perspektivenverschränkung zwischen den Partnern hervor, die eine große Menge der seelischen Energie verzehrt, die man zum Beispiel für ein produktives gesellschaftliches und politisches Engagement so dringend brauchen könnte. Auch hier haben wir wieder eines jener Fässer ohne Boden vor uns, die für die gegenstands- und vertrauensarme zwischenmenschliche Landschaft des Kapitalismus so kennzeichnend sind."[10]

In Erich Fromms Buch „Das Menschenbild bei Marx" gibt es ein interessantes Kapitel zum Thema Entfremdung, indem es um die wichtigsten Teile der Frühschriften von Karl Marx geht: „In der kapitalistischen Welt sind die Bedürfnisse nicht der Ausdruck der latenten *menschlichen* Kräfte, das heißt, sie sind nicht menschliche Bedürfnisse; im Kapitalismus spekuliert ‚jeder Mensch darauf, dem anderen ein *neues* Bedürfnis zu schaffen, um ihn zu einem neuen Opfer zu zwingen, um ihn in eine neue Abhängigkeit zu versetzen und ihn zu einer neuen Weise des *Genusses* und damit des ökonomischen Ruins zu verleiten. Jeder sucht eine *fremde* Wesenskraft über den anderen zu schaffen, um darin die Befriedigung seiner eignen eigennützigen Bedürfnisse zu finden. Mit der Masse der Gegenstände wächst daher das Reich der fremden Wesen, denen der Mensch unterjocht ist, und jedes neue Produkt ist eine neue *Potenz* des wechselseitigen Betrugs und der wechselseitigen Ausplünderung. Der Mensch wird um so ärmer als Mensch, er bedarf um so mehr des *Geldes* um sich des feindlichen Wesens zu bemächtigen, und die Macht seines *Geldes* fällt gerade in umgekehrtem Verhältnis als die Masse der Produktion, das heißt seine Bedürftigkeit wächst, wie die *Macht* des Geldes zunimmt.'"[11]

(Hinweisen möchte ich in diesem Zusammenhang, daß die Bezeichnung „kapitalistisch" als Kennzeichnung der Verhältnisse, die uns „ganzheitlich" prägen, bestimmen und deformieren auch bereits in weiten kritischen Kreisen – etwa bei den Grünen – nicht mehr vorkommt... Eine oft nicht wahrgenommene politische Tatsache mit großen privaten Auswirkungen.)

Das allgegenwärtige Konkurrenzverhältnis, das alle zwischenmenschliche Verhältnisse prägt, wird selten als dieses wahrgenommen und eingestanden; wer das kapitalistische System, das Konkurrenz zur *Voraussetzung* hat, nicht als dieses begreift, wird auch die menschlichen Verhältnisse darin verzerrt wahrnehmen: „Das bürgerliche Individuum fühlt sich *allein* im größten Gedränge, und es wünscht sich im seinem Inneren auch allein zu sein, weil es dann die lästige Konkurrenz los wäre. (...) Körper und Seele (werden) von Disziplinierung durch Zeitdruck

und Effizienzanforderungen erfaßt. Diese Disziplinierung erzeugt eine Tendenz zur Verrohung, wie sie sich zum Beispiel in instrumentalistischen Umgangsformen und entsprechender Gleichgültigkeit gegenüber anderen offenbart. Die Ausdifferenzierung von Gefühlen und ihre Abstumpfung liegen in dieser Gesellschaft dicht beieinander."[12]

Spontanität und Emotionalität sind Sand im Getriebe

Allgegenwärtiger Anpassungs-, Leistungs- und Erfolgsdruck, aber auch beschriebene kapitalistische Deformation der Zwischenmenschlichkeit einerseits und Spontanität, Emotion, Sehnsucht und Triebhaftigkeit andererseits vertragen einander nicht. Letztere sind Sand im Getriebe. Das Verwertungsinteresse fordert seinen Tribut.

Lust-Verlust

Die gesellschaftliche Ent-erotisierung, die Ent-sinnlichung nimmt zu. Die erotischen Funken sind erloschen. Die Spirale Kommerzialisierung und Funktionalisierung von Sex – in Werbung, Medien – und tatsächliche Entsinnlichung der zwischenmenschlichen Kontakte dreht sich immer weiter. Eine Untersuchung[13] ergab, daß unter jenen Gruppen, die stark leistungs- und konsumorientiert sind – vor allem die Altersgruppe 16- bis 27jähriger Männer – starke sexuelle Lustlosigkeit herrscht. Es wurde geantwortet: „Reges Liebesleben ist heute nicht mehr gefragt, sondern Erfolg, Beruf und Outfit." Als Gründe für die Lustlosigkeit gaben sie an:

- „Wir sind zu müde, abgespannt, voller Streß."
- „Warum sollen wir überhaupt so oft, es ist doch immer dasselbe. Es ist alles vorhersehbar, wie's ablaufen wird. Ich kann's mir vorstellen, ich muß es nicht selber machen."
- „Es mangelt an Atmosphäre."

Auf die Frage, wann das letzte Lusterlebnis stattgefunden habe, reagierten fast alle mit langem Schweigen. Die zögerliche Antwort bezog sich dann meist aufs Essen.

Daß Sexualität eine Kommunikationsform ist, hat sich im Bewußtsein der meisten Menschen noch nicht durchgesetzt. Miteinanderschlafen wird als triebhafter Akt gesehen, als eine Notwendigkeit, als Spaß oder als Ergänzung zum Umstand, daß jemand jemanden mag.[14] Sozialwissenschaftlerinnen konstatieren: Lustlosigkeit ist heute die verbreiteteste Störung (Kurt Loewit). Borneman meint, „Anorgasmie ist die eigentliche Geschlechtskrankheit dieser entfremdeten und verdinglichten Epoche, in der wir leben. Ihre Verbreitung ist größer als die von Aids, Gonorrhoe und Syphilis zusammen." Sie hat gravierende gesundheitliche Folgen.

Apropos Anorgasmie, Lustlosigkeit und Aids: Ohne hier zur aktuellen sehr kontrovers geführten Aids-Debatte bezüglich Krankheitsursachen, -verlauf etc. Stellung nehmen zu wollen, wage ich es, eine Frage zu veröffentlichen, die mir schon lange am Herzen liegt. Offensichtlich getraut sich niemand, dazu etwas publik zu machen – sei es, weil die Aidsgefahr so angstbesetzt ist, oder sei es, weil die aktuelle *moralinsaure Schmutz- und Schundkampagne* bereits wieder Oberwasser bekommen hat? Meine Frage lautet, inwieweit trägt Aids zu einem (abermaligen) *Einbruch der „Rationalität" und Sterilität in die Sexualität* bei? Präservative hin, Präservative her, psychisch bzw. psychoanalytisch gesehen ist es wohl von entscheidender Bedeutung, ob wir uns in all unseren Körpersäften wohlig suhlen dürfen (wenn wir die frühkindlich anerzogenen Reinlichkeits- und Antilustgebote endlich überwunden haben), oder ob wir nun zu *denken* haben: „Achtung, alle Körperflüssigkeiten sind potentiell lebensgefährlich! Möglichst wenig damit in Berührung kommen!"? Die Folge: (abermalige) Identifikation von – letztlich – Sexualität allgemein mit schmutzig, gefährlich, lebensgefährlich. Sexualität evoziert daher: Aufpassen, Denken, Disziplin, Kontrolle, eigentlich alles, was dem Sex konträr gegenübersteht: „Kopflos" sein, nur fühlen anstatt zu denken, die Kontrolle verlieren, sich hingeben mit Leib und Seele... In so einem Zustand muß aufgepaßt werden, unterbrochen werden, zur Rationalität und Sterilität zurückgekehrt werden, um im richtigen Moment das Präservativ *ordnungs*-gemäß zu verwenden, *aufzupassen*, daß es nicht verrutscht – während oder vor allem nach dem Geschlechtsverkehr. War Sex nicht immer das Gegenteil von Ordnung und Aufpassen?

Außer einen kurzen Leserbrief in einer Psychologie-Zeitschrift mit ähnlichem Inhalt, habe ich noch nirgendwo etwas diesbezügliches gelesen. Von PsychoanalytikerInnen erwarte ich mir jedoch schon Überlegungen, wie sich die Aidsgefahr auf die Sexualität auswirkt.

Aber es soll ja scheinbar – wenn überhaupt – der brave, keusche, sterile (Kuschel)Sex mehr gefragt sein als der wilde, unbändige, kopflose, grenzüberschreitende. Zu berechen-barem(?!), kontrolliertem, planbarem Sex paßt die Verwendung von Präservativen vielleicht besser als zu äußerst unterschiedlichem, unberechenbarem, wirrem und chaotischem Sex. Mittlerweile gibt es in den USA bereits Partnervermittlungsinstitute, die nur BewerberInnen akzeptieren, die auf Geschlechtsverkehr verzichten. ...Telefonsex, Computersex etc. sind auch weit ungefährlicher – und deshalb im Trend liegend?

Lebens- und Liebensformen

Wie eingangs bereits erwähnt, sind andere Lebens- und Liebensformen als die althergebrachten heute kein Thema. Ganz im Gegenteil, je mehr Ehe und herkömmliche Zweierbeziehungen scheitern, desto mehr werden sie als Rettungsanker im Meer der Kontaktlosigkeit zu erheischen versucht. Im politischen Roll-back scheinen Ehe, Familie und Treue als adäquat, um gesellschaftlich anerkannt zu werden und erfolgreich sein zu können. Die zweite adäquate Lebensform ist die als Single ohne Kind: maximal flexibel und verfügbar für Arbeit und Konsum.

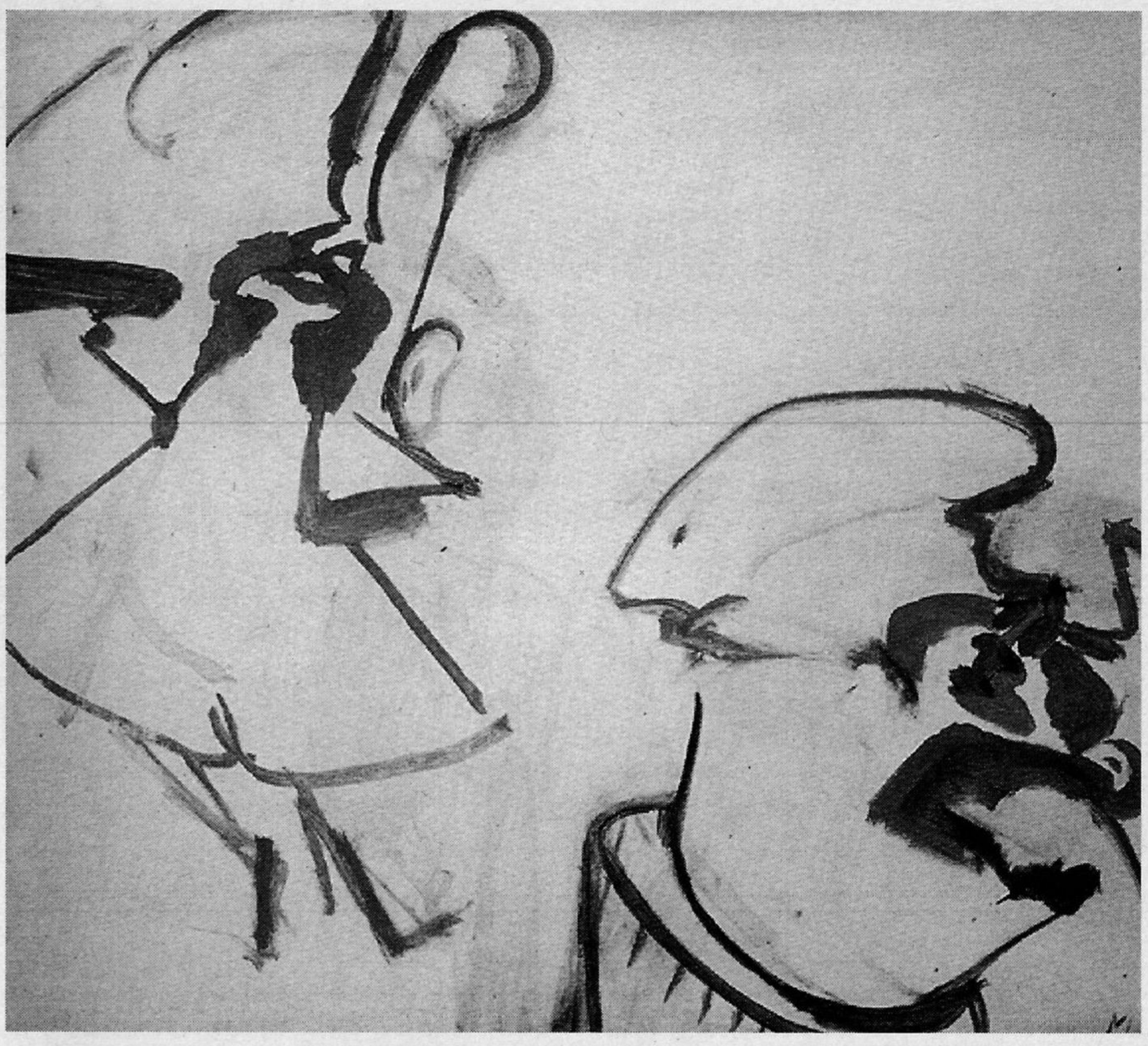
Manche mögen behaupten, gemeinschaftliche Wohnformen – Wohngemeinschaften oder Kommunen – hätten sich ja selbst als ungeeignet entlarvt. Ich aber meine, daß der Rückgang von alternativen Wohn- und Lebensformen neben den beschriebenen Individualisierungstendenzen auch auf das Fehlen geeigneter Möglichkeiten zurückzuführen ist – etwa an mangelnden Gelegenheiten, Hausgemeinschaften zu gründen. Das aktuelle Fehlen von politischer Utopie schließt auch das Fehlen von Utopien im sogenannten Privatbereich mit ein. Hinzu kommt, daß man sich heute mit vermeintlichen Privatproblemen in die eingangs zitierten Marktnischen – etwa in zahllose Varianten von New-Age- und Esoterik-„Therapien" – flüchtet und nicht damit an die Öffentlichkeit geht. Oftmals geschieht aber nicht einmal mehr die Flucht in geschützte Nischen, sondern es werden Gefühle und Sehnsüchte überhaupt weitgehend verdrängt – was zahlreichen Workaholics mitnichten gelingt. Andernfalls werden Kino, Fernsehen, Video oder

auch eine funktionalisierte Zweierbeziehung dazu benutzt, um Illusionen *schweigend-pragmatisch* aufrechtzuerhalten.

Polygamie und Gemeinschaften als Alternativen

Spärlich, äußerst spärlich wird etwas über Wünsche nach und Versuche von Lebens- und Liebensformen publiziert, die weniger entfremdet und mehr realitätsbezogen sind. Jene Wissenschaftler*Innen, die sich damit befaßt haben, sind in der Mehrzahl zum Schluß gekommen, daß die bürgerliche, monogame Ehe bzw. Kernfamilie aus vielerlei Gründen – nicht erst heute – eine kulturelle Kategorie von zweifelhafter Universalität darstellt.[15]

In der jüngeren Literatur schreibt zum Beispiel Linda Grant: „Angesichts steigender Lebenserwartung sollten wir nicht erwarten, daß Menschen eine fünfzigjährige monogame Ehe führen. Ich denke, daß wir neue nicht-monogame Beziehungsmodelle entwickeln werden, die über die schuldbelastete Aktivität des Ehebruchs hinausgehen.“[16] Sie verweist beispielsweise auf die Kultur von schwulen Männern, die es geschafft haben, langfristige Beziehungen aufzubauen, in denen soviel Vertrauen herrscht, daß polygame Beziehungen möglich sind. Diese Beziehungen sind geprägt von Liebe, Kameradschaft und Verantwortungsgefühl. Polygame Liebensform ohne Eifersucht, Besitzansprüche und Unsicherheit fördert die Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit einer Beziehung. (Oft jedoch sind in homosexuellen Beziehungen die herkömmlichen Beziehungsmuster noch stärker vorhanden als in heterosexuellen.) Daß Leidenschaftlichkeit und Lebenspartnerschaft tendenziell Grundwidersprüche



Maria Lassnig, Seilhüpfendes Teuferl, 1962

sind, ist ja evident – es will nur niemand wahr haben: Alle streben nach einer *„vernünftigen amour fou“* (einer vernünftigen verrückten Liebe) (André Béjin)!

In den westlichen Ländern zur Zeit der industriellen Revolution, als die Ehe noch mit erheblichen Einschränkungen versehen war, heirateten die, denen es erlaubt war, vor allem als Sicherung gegen Unglück: gegen Not und Krankheit, aber für die Gläubigen auch gegen das Unglück, das von der Sünde des Fleisches, der fleischlichen Begierde, drohte *(heirateten, um nicht zu „brennen“)!*[17]

Grant zitiert eine 60jährige Frau: „Ihrer Ansicht nach ist die einzige Möglichkeit mit Problemen von Monogamie, Sex und Alter umzugehen, in einer Gemeinschaft zu leben und sich das Gefühl dafür zu bewahren, daß das Leben Wandel und Veränderung bedeutet, daß es ein ständig in Bewegung befindlicher Fluß ist, der uns mit anderen Menschen zusammenführt und wieder trennt.“[18]

Meine Vorstellung von Beziehungsalternativen haben keineswegs etwas mit „Wegwerfbeziehungen“ zu tun oder mit hierarchischen Sekten á la AAO von Otto Mühl oder der Berliner ZEGG. Nur weil es zur Zeit wenig hoffnungsvolle Ansätze dazu gibt, will ich mich jedoch nicht mit der herrschenden Anpassung und Phantasielosigkeit bezüglich Beziehungen zufrieden geben, sondern versuchen, Alternativen denkend und lebend zu entwerfen. (Vgl. auch meine Besprechung des Buches von Regula Heinzelmann „Die neuen Paare – Anleitung zur Polygamie“ in diesem Heft.)

Vor zehn bis zwanzig Jahren gab es noch mehr Mut zum Leben von Alternativen. Ein schönes Beispiel, das mir in zärtlicher Erinnerung geblieben ist: Ein Arbeitskollege erzählte mir Anfang der achtziger Jahre, sein Sohn in der ersten Klasse Volksschule wurde wie die anderen Kinder auch gefragt, wer denn aller zu Hause mit ihm wohne. Der kleine Armin erzählte frischfröhlich ohne Bedenken: „Bei uns wohnen meine Mutter und der Freund meiner Mutter, mein Vater und die Freundin meines Vaters...“ Das Gesicht der Lehrerin wurde immer länger und länger; obendrein ist Armins Mutter selbst Volksschullehrerin.

Oder, ich selbst etwa habe die alternativsten Lebens- und Liebensformen zwischen 1977 und 1980 ausgerechnet mit sehr fortschrittlichen katholischen StudentInnen, SchülerInnen und Lehrlingen erlebt – in einem sehr offenen, gemeinschaftlichen Klima. Ich möchte die siebziger Jahre keineswegs glorifizieren; die sexuelle Revolution steht sicher noch aus...

Beziehungen variieren heute meist nur zwischen sexueller Beziehung oder nicht-sexueller Beziehung. Natürlich ist dies ein wichtiges Unterscheidungskriterium, aber dazwischen gibt es seelisch, geistig und körperlich gesehen *unendlich viele Zwischentöne*. Solche Melodien sind kaum zu hören. Schwule, Lesben, SadomasochistInnen etc. werden in Ghettos gedrängt, als Randgruppen definiert, als ob nicht in den meisten Menschen homoerotische, homosexuelle, sadomasochistische oder wie auch immer geartete Wünsche schlummern.

Diese *Beziehungsvariationsverarmung* steht in direktem Zusammen-

hang mit den hierzulande herrschenden Berührungseinschränkungen.

Berührungsfeindlichkeit

Berührungsfeindlichkeit bzw. Berührungsfreudigkeit ist ein ebenfalls wenig beleuchtetes und erforschtes Terrain. Bekanntlich herrscht dabei ein weltweites Nord-Süd-Gefälle: In Brasilien etwa fällt es niemanden ein, sich zu entschuldigen, wenn mensch zufällig eine/n andere/n berührt. In arabischen Ländern spazieren (heterosexuelle) Männer Hand in Hand in der Öffentlichkeit. In unseren Breiten ist dies nicht einmal Schwulen gestattet. Berührung unterliegt meines Erachtens den strengsten regionalen Konventionen, die kaum durchbrochen und nur sehr langsam modifiziert werden.

(Gekoppelt sind diese strengen Konventionen natürlich mit weiteren antisinnlichen Einschränkungen. Zum Beispiel in unserer Gesellschaft *stinkt* zwar umweltpolitisch gerochen vieles mächtig zum Himmel, aber mensch wird dazu angehalten für *Körper, Haushalt*, *Auto* etc. alle nur erdenklichen, fabrizierten Geruchsvertilger zu konsumieren, die oft selbst unerträglich riechen und meist gesundheits- und umweltschädlich sind.)

Wie sehr aber jede/r nach Berührung hungert und wie lebensnotwendig sie ist, verdeutlichen folgende Beispiele: Eine Untersuchung ergab, wenn Kellner oder Kellnerinnen einen Gast beim Essen- oder Getränkeservieren wie zufällig berühren, geben diese signifikant höheres Trinkgeld.

Heilsame Berührung

In der Medizin wird – plötzlich, als ob dies etwas Neues wäre – Berührung als heilsam entdeckt. Im Zuge der sogenannten ganzheitlichen Medizin wird diversen „Berührungstherapien" (z. B. Reiki und vielen anderen) gehuldigt. Vermutlich wären Menschen in einer berührungsfreundlicheren Kultur, in der Händehalten, Streicheln, Küssen, Kosen, Umarmen und Halten als differenzierte Ausdrucksweise verschiedener Gefühle – Erregung oder Beruhigung, Lust oder Geborgenheit, Ermutigung oder Trost – opportun wären, auch weniger krank. Unter anderem viele heute weit verbreiteten Hautkrankheiten können ihre Ursache in mangelnden „Streicheleinheiten" haben, bzw. die Haut wird dadurch zuwenig widerstandsfähig.

Das regionale Berührungsdiktat lautet: Jede Berührung, jedes Zärtlichsein hat tendenziell Geschlechtsverkehr zum Ziel. Fast jedes andere Ziel, das damit verfolgt wird ist inadäquat. Je stärker etwas tabuisiert wird – Sexualität jenseits von Verkaufsschlager in Wirklichkeit noch immer –, desto interessanter wird es bekanntlich. Das hat zur Folge, daß so wie seinerzeit bereits ein entblößter Knöchel einer Frau mit Geschlechtsverkehr assoziiert wurde, heute sämtliche Berührungsvariationen mit Geschlechtsverkehr assoziiert werden. Diese wahrliche pawlowsche Konditionierung und als Folge der vermeintliche Geschlechtsverkehrs*zwang* haben aber auch bereits zur erwähnten sexuellen Müdigkeit geführt.

Neuer Tugendterror durch political und sexual correctness

Diese Berührungsfeindlichkeit paßt jedoch hervorragend zum Zeitgeist der Coolness und Durchgestyltheit. Diesen Zeitgeist durchstreift ein neues Gespenst; die Medien haben sich vielerorts bereits darum angenommen. Manche meinen, es könnte sich in Europa nicht so heimisch machen, wie dort, von wo es herkommt: political und sexual correctness. Bezugnehmend auf Cora Stephan[19]: Der Aspekt des Kulturrelativismus, also das Negieren universieller Rechte, macht political correctness zu mehr als einer harmlosen Mode im Kampf um Anerkennung. Ursprünglich einmal ein Versuch gesellschaftlicher Minderheiten, sich gegen sprachliche Diskriminierung zur Wehr zu setzen, spielte political correctness insbesondere bei den Schwarzen und den Frauen im Rahmen der Diskussion ihrer „Identität", ihrer kulturellen Differenz, im Kampf um Bewahrung ihrer ethnischen oder kulturellen „Eigenheit" eine Rolle. Political correctness ergänzte den Kampf um Rechte und gegen Diskriminierung um die Komponente der symbolischen Politik, einer Politik der Sprachregelung und des Verhaltenscodex. Heute tritt immer mehr die Funktion eines neuen Tugendterrors in den Vordergrund, der den politisch konservativen und reaktionären Kräften willkommen scheint. Ethnische Minderheiten werfen einander Rassismus vor und im Geschlechterdiskurs dominiert die Vorstellung, Frauen seien vor dem aggressiven Zugriff der Männer zu schützen – mittels eines detailliert ausgeklügelten Verhaltenskatalogs, der auch das „Ja" einer Frau dem Zweifel aussetzt: Sie könnte es ja als unterdrücktes Geschlecht womöglich nicht ganz ernst gemeint haben. Trabt da alte amerikanische Prüderie im modischen Gewand des Feminismus daher? Kehrt das Rollenbild des hilflosen Weibchens durch die Hintertür zurück? Peter Turrini meint, wir könnten uns nicht mehr gegenseitig wahrnehmen, sondern nur mehr verdächtigen. Opfer kommunizieren nur mehr mit Opfern, weil alle in unendlichem Narzißmus das „mißhandelte Kind in uns" entdeckt hätten, kritisiert der bekannteste Kunstkritiker der USA, Robert Hughes, den zunehmenden Hang zum Infantilismus. Meines Erachtens wird mittels political und sexual correctness nicht das erreicht, was erreicht werden will, sondern der löbliche Versuch endet in reinem Formalismus, der noch dazu unwirksam bleibt. Wie soll damit etwa der weitverbreiteten subtilen, verbalen, nonverbalen, nontätlichen Anmache von Frauen begegnet werden? Da werden wir uns schon anderes – Phantasievolleres, Powervolleres – einfallen lassen müssen.

„Opferlamm-Feminismus"

Apropos sexual correctness: Das Opferlamm-Bewußtsein ist auch im europäischen Feminismus kein Fremdwort. Die Filmemacherin Monika Treut, die lieber Filme für „exzentrische, angstlose und obsessive Frauen" macht, kritisiert den Feminismus im blauen Kostüm, der Einzug gehalten hat in Vorstandsetagen und Behörden, und den „Birkenstock-Feminismus", der „ökologisch" ein kümmerliches Dasein fristet. Sie meint, das einzige Thema, das zur Zeit mit Feminismus in den deutschen Medien verbunden wird, ist: die Angst auf der Straße und wie sich Frauen vor nächtlichen Überfällen schützen können. So weit haben wir es gebracht: 25 Jahre Frauenbewegung und was bleibt, ist „die Frau als Opfer".[20]

Diese Tatsache beschäftigt mich ebenfalls seit geraumer Zeit. Warum erfolgt auch von Frauen *ausschließlich* der Ruf nach der starken staatlichen Hand, sprich nach mehr Polizei, die die Frauen vor den bösen Männern schützen soll? Ohne die Gewalt gegen Frauen und Kinder herunterspielen zu wollen, erlaube ich mir, über die Form der geführten Debatten hinauszudenken: Zum Beispiel bezüglich eines Themas, das ebenfalls vielfältigerer Auseinandersetzung bedürfte als dies von „Opferlamm-Feministinnen" ganz im Sin-

ne der wieder aktuellen (doppelmoralischen) Schmutz- und Schundkampagne geschieht: Als Grund für das beispielsweise vieldiskutierte „Grapschen" sollte wohl auch einmal grundsätzlicher nach Ursachen gefragt werden. Da dies wohl ein Ausdruck des allgemeinen Machtgefälles zwischen Männern und Frauen ist, gilt es zu fragen, warum wir noch immer so wenig respektiert werden, und auch, welchen Anteil wir selbst daran haben und wie wir daran etwas ändern können. Ich glaube nicht allein durch Formalismen, wie Quotenregelung oder Berührungsfragenkatalog. Oder, daß „Grapschen" vielleicht auch eine Kehrseite der gesellschaftlichen Berührungsfeindlichkeit sein könnte, möchte ich fragen dürfen. Aber *grundsätzliche* Überlegungen bezüglich *tieferliegender Ursachen* für frauenfeindliches Verhalten, für eskalierende Gewalt etc. sind offensichtlich tabu. Anstatt dessen wird allseits *nur* der (doppel)moralische Zeigefinger erhoben.

Selbstbewußte, offensive Strategien und ebensolches Bewußtsein wurde scheinbar nie entwickelt. Die Auseinandersetzung mit Gewalt und Aggression an sich, die ja von vornherein noch nichts Schlechtes sind, hat nie stattgefunden. Manche sprechen sogar der Sexualität jedes aggressive Element ab.

Lieb- und Brav-Seinszwang

Das Paradoxe ist, obwohl Gewalt – vor allem staatliche (strukturelle) Gewalt – allgegenwärtig ist, herrscht ein moralischer Impetus, ein regelrechtes Gewalt- und Aggressionstabu. Es gibt einen moralischen Konsens, der da lautet: „Seid alle lieb und nett zueinander!" Lieb- und Brav-Sein ist (vor allem für Mädchen) Erziehungsziel. *Genauso wie Leid und Traurigsein in unserer Gesellschaft verdrängt werden*, wird jede (gesunde) Aggressivität, werden Wut, Zorn, Haß per se als verwerflich angesehen. In der New-Age- und Esoterik-Bewegung stellt dieses konfliktscheue Harmoniestreben einen noch größeren *Zwang* dar als in der übrigen Gesellschaft.

Fehlen von Konfliktfähigkeit und Streitkultur

Was jedoch nirgends angestrebt wird – weder ideell noch pragmatisch –, ist das Erlernen von Konfliktfähigkeit, der adäquate Umgang mit Aggressionen. Wenn jede Aggression „pfui" ist – was nicht sein kann, darf es ja bekanntlich nicht geben –, brauchen wir auch keine zivilisierte Streitkultur – weil Streiten ja etwas „Schiaches" (Häßliches) ist. Ich vertrete die These, daß Aggression/Gewalt sowie Sexualität in unserer Gesellschaft im Grunde genommen ein Tabu sind – etwas, das dem Menschen nicht eigen sein sollte –, etwas, das in der Praxis völlig *doppelmoralisch* gehandhabt wird. Und genau deshalb eignen sich Gewalt und Sexualität so gut, vermarktet zu werden. Wie meint Foucault nicht treffend: „Doch wenn man schon den gesetzwidrigen Sexualitäten (die, die sich nicht ins gebotene Schlafzimmer verbannen lassen, M. W.) einen Platz gewähren muß, so sollen sie ihren Lärm dort machen, wo sie, wenn schon nicht in die Kreise der Produktion, so wenigstens in die des Profits wieder eingegliedert sind."[21]

Maria Lassnig, Blau gekreuzte Figur, 1961

Ein besonders anschauliches Beispiel für Vermarktung von Gewalt einerseits und zeitgeistiges Moralitätsgesudel andererseits lieferte vor einem Jahr das »Profil« mit der Titelgeschichte „Zeit der Schamlosigkeit". Das »Profil«, das selbst gar schamlos ist, wenn es um profitträchtige Covergestaltung geht: etwa nackte, gequälte Frauen oder Neugeborene müssen dafür schon herhalten. Sibylle Fritsch[22] geißelt in dieser Titelgeschichte sämtliche gesellschaftlichen Mißstände als Folge fehlender Scham. Genauso, als ob Scham eine eigene Kategorie, ein über allem schwebender Wert wäre, wird eine Rückkehr zur maßvollen Scham gefordert. Ein bißchen an die Moral appellieren, damit die unmenschlichen Auswüchse nicht gar so arg werden..., aber nur nicht die Ursachen dieser Auswüchse ergründen. Scham hängt doch von den jeweils herrschenden Normen ab. Deshalb kann die Frage nicht lauten: wieviel Scham?, sondern: Scham wofür? Es geht wahrlich nicht an, wie Sibylle Fritsch, sexuelle Scham, Prüderie mit politischer Scham über den Holocaust in einem schamlosen Eintopf zu verbraten!

Bezeichnenderweise wird in der aktuellen Gewaltdebatte nie Günther Anders erwähnt. Günther Anders hat es Mitte der achtziger Jahre gewagt, am bestgehütetsten Tabu in Deutschland – an der Gewaltfrage – zu rühren. Damals hat er kontroversielle Diskussionen hervorgerufen, heute wird er totgeschwiegen. Anders versuchte das staatliche, systemverankterte Gewaltmonopol ins wahre Licht zu rücken. Damals stand die politische Mitte Deutschlands noch nicht so weit rechts wie heute. Er forderte, daß die oben ihr Verhältnis zur Gewalt überprüfen. Ihre Beteuerungen der Abscheu vor der Gewalt von unten klingen so unglaubhaft.[23]

Beipflichten möchte ich der Gewalt- und Gesellschaftsanalyse von Dorothee Sölle (siehe Artikel in diesem Heft).

Vereinigtes lustfeindliches Menschenbild

Was mich also nachdenklich macht, ist das offensichtlich hervorragende Zusammenpassen und perfekte Zusammenspiel linker und rechter Puritanie und Prüderie, das sich zum herrschenden lustfeindlichen Menschenbild gemausert hat.

Fassade und dahinter gähnende Leere

Zusammenfassend sei gesagt: Der Mensch, das Individuum ist in unserer Gesellschaft gezwungen, eine Fassade aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Gefühle, Sehnsüchte, Schwächen, Offenheit und Ehrlichkeit sind nicht funktional und deshalb nicht opportun. Hinter dem Schein der schmucken funktionalen Fassade verbirgt sich mehr und mehr eine gähnende Leere.

Es fehlt auch diesbezüglich fast jegliches utopische Denken über den sytemimmanenten kapitalitischen Horizont hinaus. Für die meisten – auch für viele, die sich als Linke bezeichnen – sind die kapitalistischen Entfremdungserscheinungen unumstößliche Tatsachen. Sich vorzustellen, daß es unter anderen Bedingungen keine oder wesentlich weniger Entfremdung, wesentlich weniger tödliche Zerstörung von Mensch und Natur geben würde, dazu fehlt der Mut und die Kraft des Denkens, des Fühlens und Handelns. Es geht dabei nicht einmal um die Lösung vielleicht noch ungelöster Probleme, denn für die meisten Probleme – den Hunger in der Welt, die Umweltzerstörung, die Armut etc. gibt es genug Lösungen, die einfach nur umgesetzt zu werden bräuchten. Das Wissen, das Geld, die Möglichkeiten sind vorhanden, es fehlt lediglich an Willen. Dies nicht zu tun und dies nicht einmal zu fordern – wie die meisten Grünen oder auch Linken – nennt Baptist Metz „die zweite Unmündigkeit". Es scheint bequemer und lukrativer zu sein, sich der Macht des Faktischen zu unterwerfen.

Es grassiert der Wunsch, kein – handelndes, veränderndes – Subjekt mehr sein zu müssen –, sei es postmodern, als Zersetzung, Partikularisierung bis hin zur Molekularisierung des Ich, oder sei es durch Aufhebung in einer Ganzheit, wie es dem holistischem Denken der New-Age- und Esoterik-Bewegung entspricht.[24] Klaus Ottomeyer sieht diesen Wunsch nach ganzheitlicher Aufhebung des Subjekts auch als eine Folge des „Verlusts der Dialektik in unserem wissenschaftlichen Denken. (...) Nachdem in der westlichen Kultur jahrhundertelang vorwiegend mit undialektischen Subjekt-Objekt-Trennungen operiert wurde: der Trennung von Mensch und umgebender Natur, der Trennung von (bürgerlichem) Individuum und Gesellschaft, der Trennung von Wissenschafts-Subjekt und Wissenschafts-Objekt, wird nun die verbindende Beziehung zwischen den Polen, die Seite der Identität wiederentdeckt. Das geschieht aber so abstrakt, so sehr als extreme Rückschlagbewegung des Pendels, daß ein illusionäres, symbiotisch gefärbtes Identitätsdenken dabei herauskommt, das immer noch die Merkmale der Entfremdung aufweist."[25]

Gerade auch bei Linken macht sich die Subjekt-Objekt-Trennung, die sogenannte „Kopflastigkeit" der Intellektuellen – für mich oft schmerzlich – bemerkbar: „Mit großer Beflissenheit entwerfen wir Modelle für zukünftige gesellschaftliche Strukturen, in denen sich unsere Bedürfnisse optimal verwirklichen lassen. (...) Sprachlosigkeit herrscht (jedoch) oft, wenn es ums Naheliegende geht – unseren Körper mit seinen Bedürfnissen –, als würden Dialektik und Materialismus hier plötzlich außer Kraft gesetzt sein", meint Martin Panholzer und fordet im Sinne Irmtraud Morgners „eine Belebung des *subjektiven Materialismus*, der die umgebende Natur bzw. Gesellschaft nicht als dem Individuum fremdes Material ausfaßt, das analysiert und beherrscht wird, sondern das Subjekt als Teil der Materie und somit eingebunden verantwortlich erkennt."[26]

Ich finde es zuwenig, auf die Kommerzialisierung, auf den buchstäblichen Ausverkauf von Sexualität, auf Frauenfeindlichkeit und auf Gewalt nur mit einer neuen Prüderie, mit einer neuen Sexualfeindlichkeit zu reagieren. *Öffentliche erotische Gegenentwürfe*[27] möchte ich den aktuellen Schmutz- und Schundkampagnen entgegenstellen. In diesem Sinne plädiere ich für eine *sinnliche Vernunft*, die das Bedingte schmerzlich erkennt und die Kraft hat, das Unbedingte zu denken, zu fühlen – die uns beginnen läßt, dieser Utopie zu einer Daseinsberechtigung zu verhelfen. ■

Dr. Maria WÖLFLINGSEDER hat Pädagogik und Psychologie studiert. Arbeitsschwerpunkt New-Age-, Esoterik- und Biologismus-Kritik.

Anmerkungen

1 Robert Zöchling: Postmodernes Roulette, in: »Weg und Ziel« 4/1994
2 Bernhard Fetz bezugnehmend auf Günther Anders: Handbuch der Lüge, in: »Falter« 28/1992
3 Vgl. Sibylle Fritsch, Kurt Langbein: Land der Sinne – Die große Analyse: Liebe, Sex und Partnerschaft, Wien 1991
4 Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/M. 1990, S. 21
5 Ebd., S. 37
6 Ebd., S. 21
7 Ebd., S. 21 und S. 49
8 Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch, Neuwied/Berlin 1967
9 Ernest Borneman: Sexuelle Marktwirtschaft, Wien 1992, S. 57
10 Klaus Ottomeyer: Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen – Soziales Verhalten im Kapitalismus, Reinbek 1977, S. 137f. Dieses seit geraumer Zeit vergriffene Buch hat eine für heutige Verhältnisse erstaunliche Auflage von 50.000 bis 100.000 Exemplaren erreicht.
11 Erich Fromm: Das Menschenbild bei Marx, Frankfurt/M./Berlin 1988, S. 57f.
12 Günther Jacob: Etwas Besseres als die Nation, in: »Volksstimme-Spezial« 17. 11. 1994
13 Eine qualitative »Profil«-Umfrage (Inst. f. Motivforschung) zum Thema „Lust und Unlust" im Dezember 1988
14 Vgl. Fritsch, Langbein, a. a. O.
15 Vgl. z. B. Philippe Aries, André Béjin, Michel Foucault u. a.: Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit – Zur Geschichte der Sexualität im Abendland, Frankfurt/M. 1986
16 Linda Grant: Versext – Die sexuelle Revolution: Geschichte und Utopie, Hamburg 1994, S. 297
17 André Béjin, in: Aries et al, a. a. O., S. 199
18 Linda Grant, a. a. O., S. 296
19 Cora Stephan: Tugendterror, in: »Falter« Nr. 42/1994
20 Monika Treut im Filmprospekt des Filmhauses Stöbergasse zum Film „Female Misbehavior", Stöberinfo Nr. 317, Wien
21 Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit, Frankfurt/M. 1983, S. 12
22 Sibylle Fritsch: Zeit der Schamlosigkeit, in: »Profil« 8. 11. 1993
23 Vgl. Günther Anders: Gewalt – Ja oder Nein, München 1987
24 Vgl. Cornelia Klinger: Abschied von der Emanzipationslogik? Manuskript, Wien o. J.
25 Klaus Ottomeyer: Verdiente Strafe für die Sünden der akademischen Psychologie, in: »Psychologie heute« Jänner 1991
26 Martin Panholzer: Sinnliche Vernunft, in: »Unitat« 4/1992. (Vergleiche auch Rezension der Romane von Irmtraud Morgner in diesem »Weg und Ziel«-Heft)
27 Diese wurden etwa noch in folgendem Buch gefordert: Josef Christian Aigner, Rolf Gindorf (Hg.): Von der Last der Lust – Sexualität zwischen Liberalisierung und Entfremdung, Wien 1986.

Medien, Irrationalismus und Gewalt

Karin SEPPMANN
Werner SEPPMANN

Der beträchtliche Anstieg alltäglich erlebter Gewalt ist in den neunziger Jahren zur Signatur aller entwickelten Industrieländer geworden. Rechtsradikale Gewaltexzesse und eine sprunghaft angestiegene Gewaltkriminalität verdichten sich mit einem rauher gewordenen sozialen Klima und dem Auftreten gewaltbereiter Jugendlicher zu einem beunruhigenden Gesamtbild.

In den Metropolen des Kapitalismus ist eine zunehmende Entzivilisierung in zentralen gesellschaftlichen Bereichen nicht zu übersehen. Sowohl die rechtsradikalen Gewalttäter, als auch aggressive Schulkinder scheinen keine Hemmschwellen mehr zu kennen und ein Ende der Gewalteskalationen scheint noch lange nicht absehbar zu sein. Die Frage nach den Ursachen beschäftigt Psychologen und Politiker, Kriminalisten, Soziologen und Journalisten gleichermaßen. Doch dominieren bei den Erklärungsversuchen für die regressiven, antizivilisatorischen Erscheinungen und der Konjunktur der Gewalt Interpretationsmodelle, die den prinzipiellen Fragen aus dem Wege gehen. Auch wenn das Problem nicht auf individuelles Fehlverhalten reduziert wird, gelangt nur selten das Verhältnis der Gewalterscheinungen zur soziokulturellen Geamtsituation in den Blick. Meistens werden Teilaspekte behandelt oder die Aufmerksamkeit auf vordergründige Analogien konzentriert. Aus der offensichtlichen Parallelität von immer häufigeren Gewaltdarstellungen in den Fernsehprogrammen und der realen Gewaltzunahme auf der Straße, im Wirtschaftsleben, den Fußballstadien, in der Schule und anderswo wird der eindimensionale Schluß, von der ursächlichen Verantwortung des Medienapparates für den beunruhigenden Zustand gezogen: So heißt es beispielsweise in einer Untersuchung über den Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen: „Parallel zur gestiegenen Verbreitung von Mediengewalt nehmen die gewalttätigen Handlungen von Kindern und Jugendlichen in Schulen und in der Öffentlichkeit zu, worüber inzwischen in Berichten von Polizeibeamten, Jugendämtern, Kindergärten, Schulen, Jugendrichtern, Bewährungshelfern und anderen in großer Zahl vorliegen.“[1]

Aggressive Disposition im Kapitalismus

Zwar darf zum Verständnis der Gewalt als soziales Phänomen die Form ihrer medialen Aufbereitung und Präsentation nicht außer acht gelassen werden. Jedoch ginge es am Kern der Sache vorbei, die Eskalation von Gewalt und das Anwachsen der Brutalität als bloße Nachahmungseffekte der „Medienkultur“ zu interpretieren.[2] Sicherlich spielt innerhalb des Komplexes der gesellschaftlichen Gewalt auch ihre mediale Präsentation und die inflatorische Verbreitung von Aggressionsdarstellungen eine Rolle. Sie fördern die Gewöhnung an die Gewalt und haben ihren spezifischen Anteil an der verbreiteten Entsensibilisierung gegenüber den verschiedenen Gewalterscheinungen. Von den aggressionsbestimmten Vorbildern gehen Nachahmungseffekte aus und sie lassen die Gewalt als eine selbstverständliche Form der Konfliktbewältigung erscheinen. Trotzdem liegt in der medialen „Gewaltkultur“ sicherlich nicht die Ursache für die beunruhigende Zunahme der verschiedenen Formen des aggressiven Verhaltens. Der „Erfolg“ der medialen Vorbilder läßt aber sowohl auf die Existenz entsprechender rezeptiver Bedürfnisse, wie auch auf die soziale „Akzeptanz“ von Gewalt schließen.

Liegen die aktuellen *Anlässe* der gesteigerten Konfliktbereitschaft und des vermehrten Gewalthandelns in den sozio-ökonomischen Umbruch- und Krisenprozessen, der existentiellen Verunsicherung der Menschen durch die Zerstörung biographischer Perspektiven und die Entwertung beruflicher Qualifikationen, der Ausbreitung von sozialer Unsicherheit und Angst, so ist als tiefere *Ursache* die gewaltförmige Strukturierung der „Leistungsgesellschaft“ zu begreifen: Aggressive Dispositionen und Gewalt sind dem Kapitalismus ein Lebenselixier. Andere zu überholen, zu übervorteilen und auszugrenzen ist die Grundbedingung der individuellen Existenz; der strukturell vermittelte Zwang zur Konkurrenzorientierung und Leistungsdynamik, das Geheimnis der vielgerühmten „Flexibilität“ und „Leistunsfähigkeit“ des Kapitalismus.

Individuelle Gewalt unter diesen Existenzbedingungen kann aus vielen Ursachen resultieren und ist von einem ganzen Komplex von Faktoren und Einflüssen abhängig. Immer häufiger jedoch ist sie als Reaktion auf eine unverstandene und als bedrohlich erlebte Welt, als ein Reaktionsversuch auf Statusunsicherheiten und subjektive Ohnmachtsgefühle zu interpretieren. Gerade für jugendliche Gewalttäter ist das aggressive Verhalten sowohl eine Form des spontan-irrationalen Protestes, als auch der verzweifelte Versuch, in einer zur Hilflosigkeit verurteilten Lebenssituation, ein (wenn auch in entfremdeter Form) „tätiges“ Verhältnis zur sozialen Umwelt herzustellen und die innere Leere durch künstlich herbeigeführte Spannungszustände zu überwinden.

Solche Erscheinungen des sozialen Verfalls sind in der zu beobachtenden Massierung nur durch die Dominanz eines entfremdeten Gesellschaftsbildes, einer weitgehenden Bewußtlosigkeit über die Grundbedingungen der eigenen Existenz und somit der Unfähigkeit zur Artikulation der eigenen Interessen möglich. Bei dieser Formierung verzerrter Weltbilder, eines falschen Bewußtseins aber, besitzt der Medienapparat eine Rolle, die viel schwerer wiegt als seine möglichen Stimulationswirkungen auf die gewaltförmig Handelnden.

Medialer Manipulationsmodus

Der mediale Manipulationsmodus besteht in der Zergliederung der Realität in scheinbar zusammenhanglose Episoden und Ereignisse. Themen und Bilder werden so präsentiert, daß Ursachen und Verbindungslinien ausgeblendet, Ereignisse zusammenhanglos aneinandergereiht oder in ein sach-

fremdes Schema gepreßt werden.[3] Diese Darstellungsformen von Problemen und Sachfragen korrespondieren mit der falschen Konkretheit des Alltagsbewußtseins und dem fragmentarischen Charakter seiner Weltsicht. Durch den Zerfall klassenspezifischer Erfahrungsformen und Orientierungschancen (bei gleichzeitiger Fortexistenz der klassenförmigen Vergesellschaftung!) des historischen Erinnerungsvermögens beraubt, sind die Menschen den massenmedialen „Interpretationsangeboten" hilflos ausgeliefert.

Die Medienstrategen kalkulieren mit dem zerstörten sozialen Erinnerungsvermögen der Menschen und konzentrieren sich darauf, ihnen als Ersatz „Erlebnisse" anzubieten. Zusätzlich gleichen sich, durch die forcierten Kämpfe um werbeträchtige Einschaltquoten, die Informations- und Unterhaltungsprodukte immer stärker an: In dem Maße wie sich die Aufarbeitung von Nachrichten und Informationen dem Standard der „Unterhaltungssendungen" annähert, werden unterhaltende und kurzweilige Programmangebote immer häufiger nach den Gesichtspunkten der Sensation und der vordergründigen Spannung gestaltet. Primäre Absicht ist es, Aufmerksamkeit und Zustimmung zu provozieren.

Das Ergebnis ist die Festschreibung der verdinglichten und entfremdeten Bewußtseinsstrukturen: Künstliche und lebensfremde Bilderwelten überlagern die Erfahrungen und zusammenhanglose Eindrücke besetzen das Bewußtsein. Das vorherrschende Bild von einer ebenso chaotischen, wie fremden Welt, wird noch einmal „bestätigt", eine Anregung zum Verständnis sozialer Zusammenhänge und den eigenen Lebensproblemen wird nicht vermittelt. Insbesondere die Präsentation von Gewaltereignissen in ihrer unvermittelten Faktizität ist ein bewährter Manipulationsmodus, „um von inhaltlichen Zielen und Konflikten nicht reden zu müssen".[4]

Durch diese massenmediale Bewußtseinsformung wird nicht nur eine dem kapitalistischen Herrschaftssystem adäquate Sichtweise durchgesetzt, sondern auch „ungleichzeitigen Bewußtseinsformen" wie Fremdenhaß, Nationalismus, sozialen und rassistischen Vorurteilen das Feld bereitet.[5] Denn die Verhinderung des Begreifens ist ebenso das *Resultat* der medialen Bewußtseinsformung, wie es gleichermaßen das *Ziel* demagogischer Weltbilder ist. Es ist eine psychische Zwangsläufigkeit, daß „die Abergläubigkeit der Massen immer größer wird, je mehr sie ... von der Welt der Tatsachen sich deren Illusionen zuwenden, statt ihrer Wirklichkeit."[6] Es gehört deshalb zur Dialektik der Manipulation, daß zwischen der systematischen Desinformation und der Reaktivierung menschenverachtender Vorurteile nur graduelle Unterschiede bestehen. Denn das durch den Medienapparat fragmentarisierte Weltbild setzt Vorurteilen und demogogischen Verkürzungen keinen Widerstand entgegen, sondern neigt dazu, den Sündenbocktheorien und den fremdenfeindlichen Parolen Glauben zu schenken.

Nachahmungseffekt

In dieser Situation der organisierten Uninformiertheit und gesellschaftlichen Bewußtlosigkeit besitzen die vorgesetzten Bilderwelten für die Ausbildung von Gewaltorientierungen eine „formierende" Rolle. Gewalt in den sogenannten unterhaltenden Programmen (Krimi- und Action-Filme, aber nicht nur darin) erscheint als legitime (und in der inszenierten Scheinwelt auch funktionierende) Form der Konfliktbereinigung. Und je hilfloser der Zuschauer seine eigene Lebenssituation erlebt, um so stärker kann er sich mit dem Pseudoaktivismus des Film-„Helden" identifizieren, der mit einigen Faustschlägen oder Pistolenschüssen die Hindernisse aus den Weg räumt und unbeirrbar seinen Weg geht.[7] Die Faszination, die auf diese Weise von der medialen Gewalt ausgeht, hilft die alltäglichen Gewalterfahrungen zu „verarbeiten" und die eigenen Ohnmachtsgefühle zu betäuben. Die Gewaltphantasien und die Identifikation mit dem gewaltförmigen Handeln sind eine spontane Reaktion auf die alltägliche Konfrontation mit der (strukturellen) Gewalt und der dabei erfahrenen Überforderung und Hilflosigkeit.

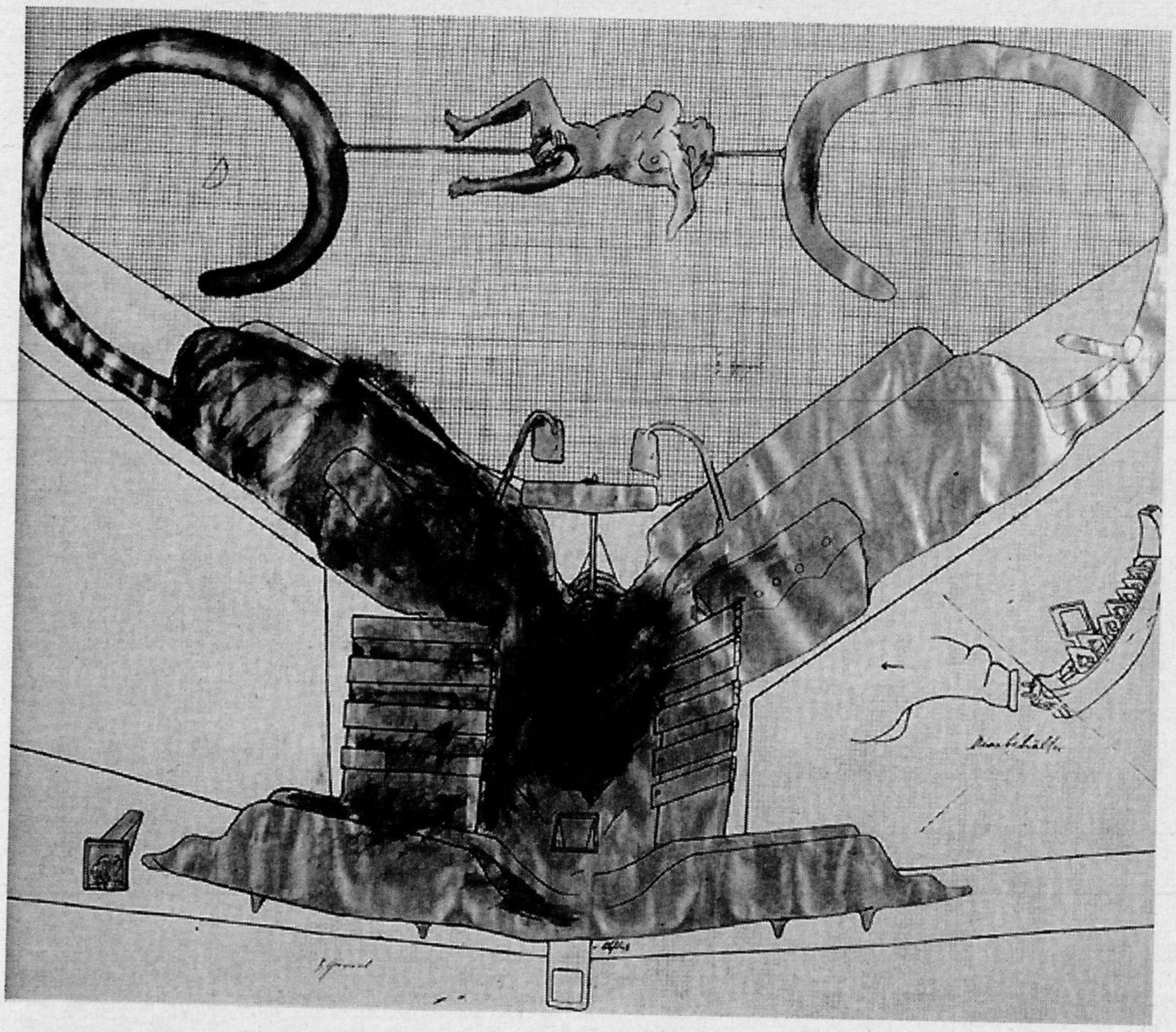
Bei der Massierung der Gewaltdarstellungen in den Unterhaltungsmedien sind Gewöhnungs- und Nachahmungseffekte unvermeidlich (ohne daß hierin, um das nochmals zu betonen, aber schon das zentrale Problem gesellschaftlicher Gewalteskalation liegt): „In fast der Hälfte aller Fernsehprogramme wird zumindest einmal aggressives Verhalten oder Bedrohung in irgendeiner Form dargestellt."[8] In der Tendenz nähert sich der Fernsehzuschauer in Deutschland bei einem fernsehtäglichen Angebot von 70 Morden und fast 3000 wöchentlichen Gewaltakten dem US-amerikanischen Standard an.[9] Nach aktuellen Untersuchungen erleben bundesrepublikanische Kinder alleine in ihren ersten zwölf Lebensjahren 14.000 Tötungsdelikte auf dem Bildschirm.[10] Die Zahlen in den anderen mitteleuropäischen Ländern, die mit privaten Fersehanstalten gesegnet sind, dürften ähnlich aussehen. Das Ergebnis ist eine emotionale Abstumpfung und die Gewöhnung an gewaltbestimmte Verhaltensweisen als eine selbstverständliche, nicht mehr zu problematisierende Form der individuellen und kollektiven Konfliktbewältigung.

Doch bleibt es unter Bedingungen einer mediengeprägten Alltagswirklichkeit der Heranwachsenden nicht bei einem (im Normalfall mehr oder weniger distanzierten) Rezeptionsverhältnis. Denn Kindern und Jugendlichen stehen elektronische „Spielzeuge" zur Verfügung, mit denen Gewalthandlungen analog der filmischen Vorgaben nachgeahmt werden können. Der Gewaltdarstellung im Fernsehen und auf Video entsprechen „die primitiv-gewalttätigen Programme für den Game Boy".[11] Unter starker emotionaler Beteiligung werden gewaltförmige Verhaltensweisen zum Beispiel durch „Batmann"- und „Karate"-Videospiele, in denen die Eliminierung der Gegner und die Gewaltattacken konkretisiert werden, bis zur Perfektion „eingeübt". Attackiert werden müssen, gemäß der Videovorgaben, die empfindlichsten Körperteile, die Schläfe, die Kinnspitze, Halsschlagader, Kehlkopf usw.

Verwahrlosung

Bei der Betrachtung der Rolle der medialen Gewaltinszenierungen für die soziale Gewöhnung an Gewalt und ihrer negativen Vorbildfunktion sollten aber nicht die anderen Effekte der „Medienwirklichkeit" aus dem Blick geraten, die für die nachwachsenden Generationen nicht minder prägend sind und die irrationalen Reaktionsmuster in den sozialen Interaktionen erst „fundieren". Wenn auch psychologisch auf einer anderen Ebene angesiedelt, können wir schon bei Kindern, die den medialen Einflüssen ausgesetzt sind, ähnliche Konsequenzen für ihr Wirklichkeitsverständnis beobachten, wie wir sie schon bei der Bewußtseinsformung von Erwachsenen beschrieben haben.

Auch jenseits der Gewaltbilder sind die kognitiven, affektiven und sozial interaktiven Einflüsse mit desorientierender Tendenz beträchtlich, zumal die Kinder, die einen ungehinderten Zugang zum Fernsehen und zum Videorecorder haben und die Zeitspanne, die sie (oft alleine) mit dem „Medienkonsum" verbringen immer länger wird. Für viele Grundschüler ist die Fernsehzeit länger als die Schulzeit und 20 Prozent von ihnen verbringen wöchentlich mehr als 40 Stunden vor den Bildschirmen. Für Hunderttausende von Kindern existieren beim Fersehkonsum



Bruno Gironcoli, Entwurf, 1974

weder zeitliche noch inhaltliche Reglementierungen und „bedenklich ist der hohe Anteil der Kinder, die allein vor dem Fernseher sitzen ... Werden Orientierungs- und Beurteilungshilfen über Jahre hinweg nicht gegeben, müssen zwangsläufig die Vorgaben des Fernsehens ausschlaggebend werden."[12] Bei diesen sozialen Erscheinungen handelt es sich natürlich nicht um eine unvermeidliche Konsequenz aus einer medialen Beherrschung des Alltags im Sinne einer „Verselbstständigung der Technik", sondern sie ist Ausdruck fundamentaler soziokultureller Veränderungen.

Viele Kinder sind schon in jungen Jahren auf sich alleine gestellt und verwahrlosen, weil beide Eltern, wenn der nötige Lebensunterhalt erwirtschaftet werden soll, einer Berufstätigkeit nachgehen müssen, ohne daß im außreichenden Maße soziale Einrichtungen zur Versorgung der Kinder zur Verfügung stünden. Wenn auch aus anderen Gründen, sind ähnliche Entwicklungen ebenfalls in gutsituierten Mittelschichtfamilien zu beobachten. Dort ist es jener, von der akademischen Soziologie mit dem Begriff „Individualisierung" verschleierte Prozeß der sozialen Verunsicherung und Vereinzelung, der sich desintegrativ auf die Lebensumstände der Kinder auswirkt. Das als „Selbstverwirklichung" rationalisierte und als „Lebensstilgestaltung" inszenierte Profilierungsstreben und Konkurrenzverhalten prägt auch das psychosoziale Klima in den Familien. Die aus Gründen der sozialen Existenz- und Statussicherung verinnerlichte Haltung der Abwehr und Ausgrenzung „schlägt durch auf die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen. Äußerer, unechter, zweckdienlicher Offenheit und Gefühlszuwendung zum Trotz wird der Mitmensch eher als feindlich und angstauslösend, denn als stützend und bereichernd erlebt: Er könnte ja mehr wissen, mehr haben, besser sein, das erstrebte nächste punktuelle Ziel für sich beanspruchen, früher am Ziel sein. Folge davon ist die systematische Abwertung des anderen zur Erhaltung und Stabilisierung des eigenen Selbstwertgefühls."[13] Trotz der vorhandenen Wohlstandsbedingungen bleibt den Kinden das notwendige Maß an Zuwendung und Geborgenheit vorenthalten, sie sind sowohl emotional als auch faktisch sich selbst überlassen. „Meist mit großzügigem Taschengeld ausgestattet, stehen sie auf der Straße, lungern in Einkauszentren herum oder sitzen stundenlang vor den visuellen Medien ... [Auch] hier begegnen wir einer Sozialisierung, die dem klassischen Verwahrlosungsmodell entspricht."[14]

Synthetische Bildfragmente

Auf einer unmittelbareren und ungeschützteren Wahrnehmungsstufe als Erwachsene werden Kinder und Jugendliche als Fernsehkonsumenten, mit einer unstrukturierten Bilderwelt konfrontiert, die weder zu ihrem eigenen Erfahrungshorizont vermittelt ist, noch umfassende Verständnismöglichkeiten bietet; zunehmend wird die eigene Welterfahrung durch synthetische Bildfragmente ersetzt. Durch die bei den herrschenden Inszenierungspraktiken übliche schnelle Abfolge von Bildern und „Ereignissen" bleiben die Verbindungslinien unterbelichtet und das Verständnis der Zusammenhänge geht verloren. Nicht nur Gewalt, sondern auch die meisten anderen sozialen Handlungen werden als isolierte Ereignisse wahrgenommen.

Dominant ist das „Erleben", die undifferenzierte Aufnahme der Medienereignisse, ohne auch nur eine geringe Chance zu besitzen, sie zu verarbeiten oder gar zu verstehen. Kindliche Neugier und Aufgeschlossenheit verkümmern und gehen mit sprachlichen Zerfallstendenzen einher. Die Entwicklung des Vorstellungsvermögens wird ebenso behindert, wie die differenzierte Ausbildung des gestischen und mimischen Verhaltensrepertoires. Anders als etwa beim Lesen wird die kindliche Phantasie nur wenig (und oft in einer negativen Weise) stimuliert und mit der vorschnellen Gewöhnung an standardisierte Bilder und Verhaltensmuster zerfällt das eigene Kreativitätspotential.

Negative Formierungs- und Gewöhnungseffekte resultieren auch durch den Konsum von scheinbar harmlosen und „kindgerechten" Sendungen. Denn auch in ihnen sind aggressionsbestimmte Ereignisse, die auf die ungeschützte kindliche Psyche einstürmen, an der Tagesordnung. Beispielsweise enthalten die meisten Zeichentrickserien „ein erhebliches Maß

an Gewalt. Schmerzen werden auch schon mal leichtfertig zugefügt, auch seelische, und es wird unter Druck gesetzt, draufgeschlagen und draufgeschossen. Besonders bedenklich ist zweifellos, daß selbst extreme Gewaltanwendung folgenlos bleibt."[15]

Da die Kinder psychisch und emotional häufig überfordert sind, wird auch die eigene Phantasie blockiert und sie kann nicht mehr als Abwehrmechanismus auf bedrohliche Erlebnisse funktionieren. Auch ist die eigene Realitätswahrnehmung noch nicht entwickelt genug, um die verzerrten und wirklichkeitsfernen Medienbilder korrigieren zu können. Registriert werden Konfliktsituationen, die auf undurchsichtige Weise bereinigt werden und Bilder von Opfer- und Leidzuständen, die als harmlos erscheinen, weil der distanzierende Darstellungsmodus eine Anteilnahme verhindert. Die Kinder nehmen die Medienwirklichkeit in ihrer Unmittelbarkeit auf, weil sie keine relativierenden und korrigierenden Erfahrungen besitzen und Lernprozesse systematisch verhindert werden. „Tatsächlich fallen besonders Kinder und naive oder fanatische Zuschauer nicht selten in einen quasi-hypnotischen Zustand, der sie die Gegenwart vergessen und die sekundäre Realität auf einer Bühne oder Leinwand uneingeschränkt als die primäre ansehen läßt."[16]

Nicht nur wegen der isolierten Rezeptionssituation drohen Kontaktdefizite, Vereinsamung und „Entsozialissierung". Durch den unkontrollierten und übermäßigen Medienkonsum verlieren die Kinder auch ein Stück ihrer sozialen „Kommunikationskompetenz" und die Fähigkeiten zur „spielerischen" Konfliktbewältigung. Die beispielsweise durch ihre Identifikation mit dem Actionhelden übernommenen Verhaltensweisen (die nicht selten aggressiv geprägt sind) werden unvermittelt in ihren Spielsituationen umgesetzt, weil ja durch die Vorbilder suggeriert wurde, daß Gewalthandeln eine selbstverständliche Interaktionsform ist, die folgenlos ausgelebt werden kann. Gemäß der medialen Vorgaben werden „schnelle" Problemlösungen angestrebt, die aber faktisch nur zur gegenseitigen Ausgrenzung führen. Viele Kinder ziehen sich deshalb immer wieder „bereitwillig" in die engen Mauern „ihrer" Medienwelt zurück und setzen sich dem Mechanismus von individueller Regression und sozialer Disintegration immer wieder von neuem aus.

Bedürfnis nach Sensationellerem

Nicht erst durch die Inflation ihrer medialen Darstellungsformen ist die Gewalt in den Alltag „eingebrochen". Gewalt in ihren unterschiedlichsten Formen wird von den meisten Menschen als „normales" Sozialphänomen erlebt und spielt in ihren Lebenserfahrungen eine beträchtliche Rolle. Die

Bruno Gironcoli, Entwurf, 1975

beispielsweise im Straßenverkehr oder im Berufsleben erlebte Gewalt und Aggressivität steht so mancher medialen Gewaltinszenierung in nichts nach. Um kommerziell verwertbare Spannungseffekte zu erzielen, müssen die Produkte der „Kulturindustrie" sowohl an diese alltäglichen Erfahrungsformen anknüpfen, um gleichzeitig aber auch darüber hinaus zu gehen. Denn das Verlangen nach Unterhaltung ist ebenso vorhanden, wie das Bedürfnis gegenüber den Gewalt- und Aggressionserlebnissen des Alltags einen kontrastierenden Spannungszustand aufzubauen. Durch die Kommerzialisierung des Medienapparates (und der grenzenlosen Instrumentalisierung der entfremdeten Massenbedürfnisse) sind innerhalb des letzten Jahrzehnts die Programmangebote und deren Gestaltungsprinzipien entscheidend geändert worden. Die Inszenierungen (auch jenseits aktivistisch-brutaler Serienunterhaltung) sind konkretistischer, sensationslüsterner und voyeuristischer geworden. Menschliches Elend und individuelles Leid werden zynisch vermarktet. Die Betrachter zur Gleichgültigkeit erzogen und gegen das Grauen in der Welt immunisiert. Trotzdem verlieren die vordergründigen Schock- und Sensationseffekte schnell ihren Reiz, denn schon bald nach dem „Ende der Vorstellung" bringt sich die Alltagswelt mit ihren Sorgen und Ängsten, denen man doch entkommen wollte, wieder zu Geltung.

Es entwickelt sich deshalb ein eskalierendes „Bedürfnis" nach immer neuen und „sensationelleren" Bildern und Sinnreizen. Um dieser gesteigerten Erwartungshaltung zu genügen, müssen für einen Teil der „Marktteilnehmer" (Zuschauer) immer gewalttätigere und erschreckendere Produktionen angeboten werden. Es ist ein Zustand erreicht bei dem Mord und Totschlag, gnadenlose Verfolgungen und massenhafte Eliminierungen, Folter und Quälereien noch zu den harmloseren Fernseh- und Videovergnügungen gehören. Gewaltbestimmte Pornographie, Schock- und Horrorinszenierungen, Perversionsdarstellungen unvorstellbaren Ausmaßes gehören mittlerweile in breiten Bevölkerungskreisen zum Medienalltag und es sind auch immer jüngere Menschen, die diese Horror- und Actionvideos massenhaft konsumieren.

Jährlich werden – hauptsächlich in den USA – mehr als 100 Horrormachwerke produziert, und die Tendenz ist steigend. Seit 1991 wird der Markt mit einer neuen Generation besonders perverser und grauenvoller

Gewaltdarstellungen, zu denen besonders intensive Formen des Kannibalismus und die sadistische Schändung von Frauen gehört, überschwemmt.[17] Filme dieser Art werden zu Dutzenden und Hunderten in der Bundesrepublik von den privaten Medienanstalten ausgestrahlt und in den Videotheken bereitgehalten. Es sind vielleicht 20 Prozent der bundesrepublikanischen Bevölkerung, die sich in diesen Bereichen der Alltagsrealität bewegen, regelmäßig solche Produkte konsumieren. Noch beträchtlicher ist der Anteil von Kindern und Jugendlichen, die sich „Der dunklen Seite des Bösen" (so ein Titel) aussetzen oder Filme mit dem Etikett „Killing Machine" ansehen. Je nach Altersstufe und Schulform sind es 20 bis über 50 Prozent aller Schüler und Schülerinnen, die – oft regelmäßig – mit diesen Produkten in Berührung kommen. Vor allem aber existieren kaum Altergrenzen mehr: Mindestens ein Drittel aller Kinder unter 10 Jahren haben Zugang zu solchen Machwerken und tagtäglich sitzen mehr als 650.000 Kinder unter 13 Jahren noch nach 23 Uhr vor den Fernsehgeräten.

Die unmittelbaren Auswirkungen solchen Fernsehkonsums sind bei Kindern und Erwachsenen ähnlich, nur sind die jungen Zuschauer diesen Angriffen auf ihre psychische Stabilität wesentlich ungeschützter ausgesetzt: „Auf die Frage, wie es ihnen beim Ansehen von Fernsehsendungen und Videofilmen und danach ergangen ist, gaben die 6- bis 8jährigen unter anderem an, daß ihnen heiß geworden ist (42,9 Prozent), ihr Herz wild geschlagen hat (34,6 Prozent), sie aus dem Zimmer gelaufen sind (26,8 Prozent), nicht schlafen konnten (47,1 Prozent), nachts geschrien und geweint haben (21,5 Prozent). Die physischen und psychischen Belastungen, denen sich Kinder und Jugendliche aussetzen bzw. denen sie ausgesetzt werden, erreichen bei vielen ein unerträgliches Maß. Nach dem Ansehen von brutalen und bestialischen Filmen wacht so manches Kind nachts auf, sieht die schrecklichen Bilder wieder vor sich, weint und schreit, läuft, von Ängsten erfüllt, durch die Zimmer und kann lange nicht beruhigt werden. Dieser Zustand hält mitunter Tage an. Ein psychisches Trauma ist eine starke seelische Verwundung, für die soviel psychische Energie verbraucht wird, daß der Betreffende in dieser Zeit zu kaum etwas fähig ist."[18]

Weltflucht

Diese Tendenzen sind nur die auf der öffentlichen Bühne sichtbaren Indizien für die Existenz eines breiten Stromes irrationalistischer Bedürfnisse und rückwärtsgewandter Orientierungen, der Wirkungsmächtigkeit regressiver Tendenzen und der Realität psychosozialer Verfallserscheinungen in den „hochentwickelten" Ländern. „Ob wir an Philosophie oder Literatur, die bildende Kunst, den Film, den Medienbereich insgesamt denken. Horror, Grauen und Ausweglosigkeit sind Qualitäten, welche ‚die ernste' Kunst ebenso wie Unterhaltungsindustrie und triviale Formen beherrschen ...; bei größtem Unterschied in Qualität und vom verzweifelten Aufschrei bis zur bewußtlosen Affirmation von Schrecken und Untergang oder zur zynischen Apologie von Gewalt und Vernichtung."[19] Regressionstendenzen dominieren fast alle soziokulturellen Bereiche.

Regression ist eine Form der Weltflucht, der Versuch, Erlebniszustände zu realisieren, die den Druck und die Bedrängnisse der Gegenwart vergessen lassen. Während mythologische Reminiszenzen noch dem Bedürfnis nach einer „Erklärung" der Welt entsprechen, handelt es sich bei der psychischen Regression im engeren Sinne um den Rückzug auf einen Zustand ursprünglicher Unmittelbarkeit, auf eine frühere, weniger komplexe psychische Ebene. Regressive Bedürfnisse stellen sich dann ein, wenn eine Verarbeitung der Lebenssituation mit den zur Verfügung stehenden Erfahrungswerten nicht mehr möglich ist: „Die Ablösung von bekannten Lebensformen [aber] ... muß elementare Angst aktivieren. Je weniger die alten Verhaltensweisen Sicherheit zu geben vermögen, desto stärker die regressiven Tendenzen und in ihnen der Durchbruch primitiver Triebäußerungen, insbesondere aggressiver Art."[20]

Durch den Konsum von angst- und spannungserzeugenden Produkten der „Kulturindustrie" setzen sich die Menschen bewußt Schock- und Angstzuständen aus, die als gewünschten Effekt die Überlagerung des psychosozialen Spannungsdrucks hervorrufen. Stimuliert werden Erlebnisweisen, die nicht nur jenseits jeglicher empirischer Verankerung existieren, sondern auch dadurch gekennzeichnet sind, „daß der Kontakt zum ich-kontrollierten Tagesbewußtsein und seinen Anpassungsdesideraten abreißt und die Psyche in den Gefilden des Unbewußten versinkt. Sie wirken desintegrativ und destruktiv, indem sie Verschiebungen von der Sekundär- zur Primärorganisation der Psyche verursachen."[21] Durch die mediale Erzeugung des Alptraums und streßförmiger Spannungszustände dominiert das Irrationale über die normalerweise rational strukturierten Lebensbezüge: „Das Ich kapituliert vor dem Ansturm primitiver Triebe und Affekte."[22]

Vor-Rationalität

Der Regressionsmodus entlastet die Psyche zwar unmittelbar, ermöglicht die temporäre Flucht vor den bedrohlichen und angsterzeugenden Wahrnehmungen, aber nur um den Preis einer Aushöhlung des Selbstbewußtseins und Schwächung der personalen Identität. Die Konsequenz ist eine fortschreitende Schwächung des Ichs, der kaum noch individualpsychisch stabilisierende Kräfte entgegengesetzt werden können. Der erstrebte Zustand der Vor-Rationalität schlägt um in einen manifesten Irrationalismus und führt zu einer fortschreitenden psychischen Erosion. Beeinträchtigt in diesem Zustand sind „die Befähigung zum sprachlich-symbolischen Ausdruck, zur Realitätsprüfung von Erfahrungen und Meinungen, zur Beherrschung und Steuerung triebabhängiger Impulse, zur Bewältigung von äußeren Problemlagen, zur konstruktiven Verarbeitung und Nutzung von Erkenntnissen, überhaupt zur angemessenen Orientierung in der empirisch vorgegebenen Welt".[23]

Durch die Flucht in die Irrationalität und das Regressiv-Erlebnishafte liefern sich die Individuen dem herrschenden „Realitätsprinzip" und seiner zerstörerischen Dynamik vollends aus. Durch die „Umsetzung des gesellschaftlichen Prozesses ins Erlebnismäßig-Psychologische"[24] werden nicht nur die Ich-Instanzen geschwächt, sondern es reduzieren sich auch die psychisch-intellektuellen Verarbeitungs- und Abwehrkräfte. Das Resultat ist eine Formierung der Psyche, die sie für reaktionär-kollektive Appelle ebenso anfällig macht, wie für für mythisch-irrationale Weltbilder. Solche Dispositionen der Massenpsyche zu instrumentalisieren hat der historische Faschismus in „meisterhafter" Weise verstanden! ■

Karin SEPPMANN und Dr. Werner SEPPMANN leben und arbeiten in Haltern, Deutschland. Werner SEPPMANN ist Sozialwissenschaftler.

Anmerkungen

1 W. Glogauer, Die neuen Medien verändern die Kindheit, Weinheim 1993, S. 115

2 Vgl.: W. Seppmann, Krise Irrationalismus und Gewalt, in: Sozialismus, H. 9, 1993

3 Vgl.: W. Seppmann, Medien – Bewußtsein, in: Marxistische Blätter, H. 1/1993

4 H. Steinert/ I. Karazman-Morawetz, Gewalterfahrungen Jugendlicher, in: H.-U. Otto/ R. Merten (Hg.), Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch, Opladen 1993, S. 150

5 Vgl.: H.-G. Jaschke; Fremdenfeindlichkeit, Rechtsextremismus und das Fernsehen, in: Institut für Sozialforschung (Hg.), Aspekte der Fremdenfeindlichkeit, Frankfurt/M. 1992

6 K. Otten, Geplante Illusionen, Frankfurt/M. 1989, S. 40

7 Von kaum zu unterbietender Dürftigkeit ist die Verharmlosung der medialen Gewaltdarstellungen mit dem Argument, sie würden Agressionsneigungen abbauen und Gewaltbedürfnisse kompensieren. So wenig wie unmittelbar aus den Gewaltbildern das Gewalthandeln resultiert, so wenig kann eine Agressessionsneigung durch Mediengewalt umgeleitet werden. In beiden Fällen vermittelt sich das konkrete Handeln durch eine Reihe sozialer Einflußfaktoren und individueller Dispositionen (zu denen als ein Element dann auch die medial stimulierten Nachahmungseffekte gehören).

8 W. Glogauer, a.a.O., S. 112

9 Bis zu seinem 18. Lebensjahr wird der junge US-Amerikaner mit 200.000 fernsehübermittelten Gewaltakten, darunter fast 60.000 Morden und Mordversuchen konfrontiert.

10 Vgl.: Der Spiegel, Nr. 3, 1994, S. 74

11 W. Glogauer, a.a.O., S. 112

12 W. Glogauer, a.a.O., S. 19

13 U. Zöllner, Die Kinder vom Zürichberg. Was der Wohlstand aus unseren Kindern macht, Zürich 1994, S. 27

14 Ebd., S. 14

15 W. Glogauer, a.a.O., S. 30

16 H. Heuermann, Medienkultur und Mythen. Regressive Tendenzen im Fortschritt der Moderne, Reinbek 1994, S. 49

17 Worum es bei dieser Kategorie der „Film-Kunst" geht, wird plastisch in einem staatsanwaltlichen Ermittlungsbericht über den Film „Tanz der Teufel" geschildert: „Die fünf College-Studenten Ash, Linda, Scott, Shelly und Cheryl suchen ein einsam gelegenes Wochenendhaus auf. Dort werden sie von unerklärlichen Erscheinungen genarrt. Sie wollen den Dingen auf den Grund gehen und finden im Keller ein in Menschenhaut gebundenes Buch, das mit Blut beschrieben ist, und ein Tonband mit der Stimme eines lange vermißten Archäologen, der in einer fremden Sprache die Kräfte des Waldes beschwört. Sie ahnen nicht das Verhängnis, das sie verursachen, als sie in ihrer Neugierde dem Tonband lauschen: Der Wald wird lebendig, und die Katastrophe bricht mit aller Gewalt über die jungen Leute in der Weise herein, daß sie sich gegenseitig verfolgen und ums Leben bringen. Zunächst verläßt Cheryl nachts den Schutz der Hütte und wird vom lebendig gewordenen Ast mißbraucht. Ein Ast bohrt sich in die Scheide ... Inzwischen verändert sich das Wesen der beteiligten Frauen. Die Veränderung ist äußerlich sichtbar, da das Gesicht fratzenhafte, maskenartige Form annimmt; darüber hinaus ist zum Zeitpunkt der Veränderung das Wesen sämtlicher weiblicher Personen in der Weise verändert, daß sie ausschließlich darauf bedacht sind, die männlichen Gruppenmitglieder zu töten ... Die „Rahmenhandlung" wird durch eine fortgesetzte Wiederholung von Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten gegen Menschen in 90 Minuten gezeigt. Der gesamte Film ist darauf bedacht, in Nahaufnahmen großformatig vorzuführen, wie Menschen andere Menschen grausam quälen und töten. Als besonders grausam und unmenschlich sind folgende Szenen zu betrachten: In einer Nahaufnahme wird großformatig vorgeführt, wie mit einem scharfen Messer ein Schnitt durch den Unterschenkel bis hin zum Knöchel gemacht wird. Dabei tritt aus der klaffenden Wunde eine große Menge Blut heraus ... In einer anderen Großaufnahme wird gezeigt, wie der Kopf einer weiblichen Besessenen in Brand gerät und die Gesichtshaut dabei verbrennt. In einer weiteren Szene wird gezeigt, wie die Männer mit einer Axt den Körper von Shelly zerstückeln, die Gliedmaßen weiter zucken, große Mengen Blutes heraustreten, eine nicht definierbare weiße Flüssigkeit aus den Körperöffnungen und den Wunden des zerstückelten Körpers dringt." [Zitiert nach: W. Glogauer, a.a.O., S. 76f.]

18 W. Glogauer, a.a.O., S. 89. Es muß auch berücksichtigt werden, daß viele „Kinder und Jugendliche Horrorfilme, brutale Action-Filme und andere Schocker regelmäßig und über Jahre hinweg anschauen, manche Titel gleich zwei-, dreimal hintereinander. Streß und Angst werden dann bei vielen zum Dauerzustand." [Ebd., S. 90] Vgl.: H. Hopf, Traumatische Wirkungen von Horror- und Gewaltdarstellungen, in: Lehrerzeitung Baden-Würtemberg, Nr. 21, 1985

19 Th. Metscher, Herausforderung dieser Zeit. Zur Philosophie und Kunst der Gegenwart, Düsseldorf 1989, S. 15f.

20 A. Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München 1973, S. 25

21 H. Heuermann, a.a.O., S. 34

22 Ebd.: Das Ich „dankt sozusagen als Souverän des Geistes ab. Seine Affekt- und Realitätskontrollen brechen zusammen. Eine Destabilisierung normaler triebökonomischer Verhältnisse tritt ein, und eine Depersonalisierung des Lebensgefühls macht sich breit. Der strukturierte Aufbau und funktional sinnhafte Zusammenhang der psychischen Prozesse geht verloren. Das raumzeitliche Ordnungsgefüge als empirische Basis moderner Lebensführung gerät ins Wanken. Die das normale Realitätsbewußtsein konstituierenden und die Stabilität des Ich gewährleistenden Funktionen werden zerstört. In der Ontogenese längst überwundene Erlebnis- und Verhaltensweisen aus der Phylogenese (wie Zähnefletschen zur Feindabwehr, Defäkieren als Geste der Mißachtung, Halluzinieren von Bewußtseinsinhalten) tauchen wieder auf und versetzen die eventuell noch gesunden Anteile der Persönlichkeit in Scham, Ekel oder Schrecken. Die domestizierten und differenzierten Triebkräfte wandeln sich in rohe, undifferenzierte Energie zurück. Das gesammte Weltbild des Menschen deformiert sich, bekommt eine labile, primitive, diffuse Struktur, von der praktisch alle biopsychischen Funktionen von der Wahrnehmungs- und Denkfähigkeit, über Orientierungs- und Urteilsvermögen, Antrieb und Motorik bis zu vegetativen Programmen und hormonellen Abläufen tangiert sein können." [Ebd., S. 34f.]

23 H. Heuermann, a.a.O., S. 36

24 L. Kofler, Der asketische Eros. Industriekultur und Ideologie, Wien 1967, S. 211: „Indem die Innenwelt infolge ihrer unbewußten Abhängigkeit von der Außenwelt total von deren fetischisierten und im seelischen Bereich zu morbiden und pathologischen Erlebnismomenten umgewandelten Tendenzen besetzt und bestimmt wird, wird diese Innenwelt unvermittelt zu einem Hebel der Selbstreproduktion des verdinglichten Prozesses, wird die so geartete Versubjektivierung des einzelnen zu einer wesentlichen Voraussetzung der Verdinglichung des Ganzen." [Ebd., S. 214]

Gewalterfahrungen Jugendlicher und Rechtsorientierung*

Inge KARAZMAN-MORAWETZ

Für den Jugendbericht 1993 der Bundesregierung wurde am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie eine Studie durchgeführt: Heinz Steinert und Inge Karazman-Morawetz: „Jugend und Gewalt", Forschungsbericht des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien 1993, gefördert vom BM für Wissenschaft und Forschung. Hier die Ergebnisse:

Erhoben wurden die aktiven und passiven Gewalterfahrungen von Jugendlichen aller Bildungsschichten: Hauptschülern, Lehrlingen, jungen Berufstätigen, Mittelschülern und Studenten, in Wien und Umgebung, mittels Gruppengesprächen und einer zusätzlichen Befragung von rund 470 Jugendlichen. Dazu kam eine Befragung von Erwachsenen der heutigen Elterngeneration.

Ich möchte drei Themen behandeln:

- In welchem Ausmaß machen Jugendliche heute – aktive und passive – Gewalterfahrungen?
- Wie ist das im Vergleich mit ihrer Elterngeneration?
- Wie hängen Gewalterfahrungen und Rechtsorientierung zusammen?

Jugend und Gewalt

Die gefürchtete Gewalttätigkeit der Jugend ist historisch nichts Neues, deshalb ist es nützlich, die tatsächlich gemachten Gewalterfahrungen empirisch zu untersuchen. Bis in das letzte Jahrhundert zurück lassen sich derartige Ängste gegenüber der jeweiligen gegenwärtigen Jugend zurückverfolgen – der Begriff „Hooligan" bezeichnet „Banden" von Arbeiterjugendlichen und stammt aus dem 19. Jahrhundert. In den Befürchtungen widerspiegeln sich in erster Linie der Status Jugendlicher als generell abweichungsverdächtiger Gruppe, aber auch die Ängste der Erwachsenen bzw. staatstragenden Instanzen, daß sich die neue Generation nicht in die jeweiligen hegemonialen Normen einpassen könnte.

Es gibt verschiedene Arten von Gewalt. In der öffentlichen Diskussion um Jugendgewalt ist in der Regel eine bestimmte Art gemeint: die gleichsam private, illegitime Gewalt, die nicht im legalen Rahmen oder auf Befehl passiert – sich im Gegensatz zur staatlichen Gewalt befindet; sowie die körperliche Tätlichkeit.

Diese Betrachtung des Problems selektiert von vornherein und prädestiniert bestimmte soziale Gruppen dazu, als „Gewalttäter" aufzufallen – nämlich jene, bei denen der „Körper" überhaupt einen hohen Stellenwert im Alltagsleben einnimmt, und die gelernt haben, die körperliche Integrität zu riskieren. Das hat wesentlich mit den Anforderungen körperlicher Arbeit zu tun.

Man kann davon ausgehen, daß mit der Reduktion von körperlicher Arbeit im gesellschaftlichen Produktionsprozeß in den letzten Jahrzehnten wohl auch eine neue Sensibilität gegenüber physischer Gewalt entstanden ist. Bei der heutigen Aktualisierung der Debatte über Jugendgewalt spielt diese Sensibilisierung – zumindest für bestimmte Schichten – eine Rolle.

Gewalterfahrungen

Einer der wichtigsten Befunde der Untersuchung zeigt: Jugendliche leben in einer Umgebung, in der Gewalterfahrungen selbstverständlicher und alltäglicher Bestandteil ihres Lebens sind, andere in einer relativ gewaltfreien Sozietät, in der einem kaum etwas passiert und man selbst so gut wie nie „zuschlägt". Beide Subkulturen von Gewalterfahrungen sind voneinander deutlich abgeschottet und umfassen in der Tendenz jeweils sämtliche Bereiche des Alltagslebens, also Familie, Freizeit, Freundeskreis; Situationen in der (Halb-)Öffentlichkeit sowie auf der Straße, in der Disco, auf dem Sportplatz usw. als auch Erfahrungen mit der Polizei. Gewalterfahrungen in verschiedenen Lebensbereichen hängen miteinander positiv zusammen, wie auch aktive und passive Gewalterfahrung. Daher sprechen wir von Subkulturen der Gewalttätigkeit und Subkulturen der relativen Gewaltlosigkeit. Besonders deutlich ließ sich dabei ein „Schlägersyndrom" ausmachen, das den Stellenwert „der Faust" in Auseinandersetzungen des Alltags indiziert. Nach dem Ausmaß der aktiven und passiven Gewalterfahrungen lassen sich vier Typen unterscheiden:

- „Vermeider", also Jugendliche, die weder aktiv noch passiv viel über Gewalterfahrungen zu berichten haben.
- „Verlierer", die wenig austeilen und mehr einstecken.
- Bei den Jugendlichen mit viel Gewalterfahrungen finden wir „Schläger", die überdurchschnittlich viel „einstecken" und „austeilen". Sie bewegen sich typischerweise in einem Gruppen-Kontext und wickeln dort ihre Tätlichkeiten ab. Sie entsprechen dem Muster der großstädtischen „Banden"- bzw. „Partie"-Kämpfer, auf das wir bei den Gesprächen in den Wiener Jugendzentren mehrfach getroffen sind.
- „Einzelkämpfer", die mehr „austeilen" als „einstecken" – sich also als Siegertypen präsentieren. Hier scheint Gewalt instrumenteller eingesetzt zu werden – das kann nur bedeuten, daß man sich nur auf Auseinandersetzungen einläßt, in denen man wahrscheinlich gewinnen wird, oder daß man vorzugsweise gegen Schwächere zuschlägt.

Eindrucksvoll zeigt sich eine schichtspezifische Unterschiedlichkeit von Gewalterfahrungen und Gewaltsubkulturen. Mittelschüler und Studenten sind überwiegend „Vermeider", auch „Verlierer", während Lehrlinge und Hauptschüler sich hauptsächlich als „Schläger" oder „Einzelkämpfer" präsentieren. Mit höherem

---

* Dieser Artikel erschien erstmals in »Aufrisse« 4/1993.

Bildungsgrad hören körperliche Gewalterfahrungen praktisch auf, während das „Gewaltmilieu" eng mit körperlicher Arbeit zusammengeht. Jedoch gilt das nicht umgekehrt: Eine größere Gruppe von Lehrlingen und körperlich arbeitenden Jugendlichen beschreibt sich als „Vermeider".

Beide „Kämpfer"-Typen sind aktuell Lehrlinge; von der Herkunft her stammen „Schläger" aus einem stabilen Arbeitermilieu (Facharbeiter), „Kämpfer" hingegen aus verschiedenen Schichten – sie sind schichtunspezifisch. Die genannten Zusammenhänge von Gewalterfahrungen treffen auf Jugendliche beiderlei Geschlechts zu. Jedoch sehen sich Mädchen häufiger (mehrheitlich) als „Vermeiderinnen". Es gibt aber unter weiblichen Jugendlichen aus dem Arbeitermilieu eine Minderheit, die sich als „Schlägerinnen" bezeichnen und an einer „Schläger"-Kultur teilnimmt, die ansonsten männlich dominiert ist.

Vergleich der Gewalterfahrungen mit der Elterngeneration

Im Vergleich mit einer Befragung der heutigen Elterngeneration über die Situation in ihrer Jugend (also in den fünfziger und beginnenden sechziger Jahren) finden sich keine Hinweise auf eine Zunahme der Gewalterfahrungen zwischen den Generationen. Im Gegenteil. Die größte Änderung ist eine Abnahme von Gewalt, in den Bereichen Erziehung, Familie, Schule und Arbeit. Das gilt schicht- und geschlechtsübergreifend. Der Erziehungsbereich ist gewaltärmer geworden. (Das deckt sich mit den Ergebnissen anderer Studien.)

Gewalterfahrungen der heutigen Jugend scheinen in zwei Bereichen zugenommen zu haben: bei der Kontrolle durch Polizei und durch die größere Konfliktbereitschaft von Frauen. Gefragt wurde nach Erfahrungen mit der Polizei außerhalb des Straßenverkehrs, zum Beispiel als verdächtige Person kontrolliert zu werden. Es scheint, daß Jugendliche (zumindest in der Großstadt) heute stärker von der Polizei kontrolliert werden als in den fünfziger und sechziger Jahren, daß diese Kontrolle – über die männliche Arbeiterjugend hinaus – heute auch Maturanten und Frauen umfaßt. Zugenommen hat weiters die Wehrhaftigkeit junger Frauen und damit ihre Involvierung in Auseinandersetzungen.

Die Ergebnisse unserer Studie widersprechen der gängigen Ansicht, daß es mit der Gewalt immer schlimmer werde, und im besonderen, daß die Gewalttätigkeit von Jugendlichen steige.

Gewalterfahrungen und Rechtsorientierung

Neben den Gewalterfahrungen haben wir auch nach verschiedenen rechtsgerichteten Äußerungen und Einstellungen gefragt, die zum Teil aus anderen Studien übernommen wurden. (Horak, R., Reiter, W., Stocker, K.: Im Abseits? Jugendliche Fußballfans in Wien. Abschlußbericht des Wiener Fan-Projekts. Institut für Kulturstudien, Wien 1988.)

Dabei lassen sich Äußerungen unterscheiden, die explizit und ausschließlich gegen Ausländer gerichtet sind wie „Ausländer raus", „Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg; leben von unseren Steuern", „Es sind schon genug Ausländer da" und allgemein „rechtsradikale" Äußerungen ohne Ausländerbezug wie „Todesstrafe für Terroristen und Rauschgifthändler", „Der Einfluß der Juden ist heute noch groß", „Wenn man vom Krieg absieht, war es unter Hitler eigentlich besser als heute", „Schluß mit der Entwicklungshilfe". Nach Zustimmung oder Ablehnung zu solchen Aussagen finden sich drei Typen von Jugendlichen:

1. Jugendliche, die nur und ausschließlich den ausländerfeindlichen Vorgaben zustimmen, nicht aber sonstigen rechtsradikalen Parolen.

2. Jugendliche, die beiden zustimmen.

3. Jugendliche, die beiden nicht zustimmen.

Zu einem hohen Anteil findet man „Ausländerfeindlichkeit", starke „Rechtsorientierung" (im Sinne von rechtsradikalen Einstellungen) nur bei einer kleinen Minderheit, die bei zehn Prozent liegt.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen Gewalterfahrungen und Rechtsorientierung (der natürlich auch durch die soziale Schicht vermittelt ist). Jugendliche mit wenig Gewalterfahrungen (ein Teil Lehrlinge und Mittelschüler) sind tendenziell weder rechtsorientiert noch ausländerfeindlich eingestellt – ihren Einstellungen nach die „Toleranten".

„Schläger" und „Kämpfer" neigen zu jeweils verschiedenen Typen von Rechtslastigkeit: Die „Schläger" neigen überwiegend zum zwiten Typ, den wir „Rechts-Populismus" nennen. Rechts-Populismus ist eine Haltung, in der alles bejaht wird, was zunächst rechtsradikal klingt. Diese Haltung ist also sehr expressiv und hat provokanten Charakter. Die „Kämpfer" tendieren hingegen zu den „reinen Ausländerfeinden". Ihre Ausländerfeindlichkeit ist sogar stärker ausgeprägt als die der „Rechts-Populisten", während die alten nazistisch klingenden Parolen keine Zustimmung finden. Hier findet man keine Provokation, sondern eher umgekehrt eine Anpassung an den Zeittrend. Man kann diese Haltung als „Wohlstands-Chauvinismus" bezeichnen.

Beide Typen unterscheiden sich in einer Einstellung am deutlichsten von den „Toleranten": nämlich in der Frage, wem staatliche soziale Leistungen zugute kommen sollen. Die „Toleranten" sehen hier keine Gefahr der Konkurrenz, während die „Ausländerfeinde" Sozialleistungen nur ÖsterreicherInnen zukommen lassen wollen. Die „Rechts-Populisten" darüberhinaus nur den „echten und anständigen" ÖsterreicherInnen.

In weltanschaulichen Fragen wie zum Beispiel dem Wert des Menschen sind keine großen Unterschiede zwischen den drei Typen festzustellen. Von einem geschlossenen rechten Weltbild kann auch bei den „Rechts-Populisten" nicht gesprochen werden. Es geht hauptsächlich um Fragen der sozialen Konkurrenz in dem schon lange als gefährdet dargestellten Sozialstaat. Die „Wohlstands-Chauvinisten" fordern eine isolierte Politik des sozialen Ausschlusses gegenüber Ausländern; die „Rechts-Populisten" eher den Zusammenschluß zu einer Volksgemeinschaft mit aller Härte gegenüber jenen, die diese bedrohen.

Spiegelbild gesellschaftlicher Normen und Werte

Damit wird auch deutlich, daß Haltungen wie die Ausländerfeindschaft nicht einfach von unten aufsteigen, sondern mit der gegenwärtigen Wirtschaftsphase und deren gesellschaftspolitischer Verarbeitung zusammenhängen, die mit den Stichworten Reagonomics, Privatisierung, Grenzen des Sozialstaats, soziale Eigenverantwortung charakterisiert werden können. In dieser Phase ist eine Grundhaltung der Konkurrenz mit sozialdarwinistischen Zügen wieder gesellschaftsfähig und öffentlich propagiert worden, die die „Starken", „Tüchtigen", die „Geldmacher" bewundert und die angeblichen „Verlierer", „Versager"

Zustimmung (finde ich sehr gut oder gut) zu ausländerfeindlichen und rechtsorientierten Parolen. Für österreichische männliche Jugendliche (ömJ) nach Konflikttypen, für österreichische weibliche (öwJ) und ausländische männliche (aJ). Angaben in Prozent.

	ömJ				ömJ	öwJ	aJ
	„Vermeider"	„Verlierer"	„Kämpfer"	„Schläger"	insg.	insg.	insg.
„Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg."	16	12	65	52	41	38	28
„Todesstrafe für Terroristen, Rauschgifthändler und Sexualmörder!"	40	37	50	60	50	41	58
„Ausländer raus!"	30	32	75	68	53	36	23
„Schluß mit der Entwicklungshilfe! Gegen das Verschenken unseres Landes an das Ausland!"	26	11	40	56	34	17	22
„Die Ausländer leben von unseren Steuern!"	40	21	70	62	52	42	24
„Wenn man vom Krieg absieht, war es unter Hitler eigentlich besser als heute."	6	6	10	23	14	8	23
„Es sind schon genug Ausländer hier."	53	37	85	84	69	62	39
„Der Einfluß der Juden auf unser Land ist heute noch groß."	15	10	16	34	24	16	20

oder gar „Schmarotzer" ausgrenzt und verachtet. Die Ausländerverachtung, auf die wir allzu häufig getroffen sind, ist die Fortsetzung dieser Grundhaltung. Wir haben in den Gruppengesprächen beobachten können, daß Ausländerfeindschaft viel mit Verachtung von Armut und von vermeintlichen wirtschaftlichen Versagern zu tun hat: Diese Abgrenzung, meist gegenüber Türken, kleidet sich in Beurteilungen wie „die haben es in ihrem Land nicht so weit gebracht wie wir und wollen jetzt an unserem Wohlstand partizipieren". Dementsprechend sind auch in der Wahrnehmung der Jugendlichen nicht alle Nicht-Österreicher „Ausländer": Die Verachtung richtet sich gegen die „armen Fremden", die auch hier die unterste soziale und weitgehend rechtlose Schicht bilden.

Resümee

1. Die Rede vom Problem der „Jugendgewalt" suggeriert, daß es sich um etwas historisch Neues und Besonderes handelt, das nun angegangen werden muß. Jedoch weisen alle Daten darauf hin, daß körperliche Gewalt in unserer Gesellschaft nicht zugenommen hat. Das entspricht im übrigen auch dem Trend, der sich in der Kriminalstatistik ablesen läßt: Körperverletzungsdelikte sind in der Nachkriegszeit, bezogen auf die Bevölkerung, gleichgeblieben, die „Gewalttäter" sind sogar weniger geworden. Außerdem zeigt die Statistik, daß die Jugend, also die 14- bis 19jährigen, seltener als andere Altersgruppen gewaltauffällig sind, sondern umgekehrt häufiger gewaltbetroffen, daher Opfer von Gewalttätigkeiten sind. Man muß sich also eher fragen, warum das Thema gerade heute in Diskussion gebracht wird, ob nicht die Zuschreibung von Gewalttätigkeit dazu dient, sozialen Ausschluß vorbereiten und legitimieren zu können.

2. Was auffällt und zu Recht beunruhigt, sind gewalttätige Aktivitäten, die sich in der Tendenz gegen bestimmte soziale Gruppen richten – gegen Ausländer, gegen die fremden Armen, gegen sozial schwache und sonst im allgemeinen stigmatisierte Gruppen (Homosexuelle, Obdachlose, Behinderte).

Solche Aktivitäten sind uns vor allem aus anderen westeuropäischen Ländern bekannt, noch wenig aus Österreich. Wir können aus unserer Studie sagen, daß sich die Ausländerverachtung – im Unterschied zur BRD – noch nicht mit politischen Zielen verbindet. Zum Beispiel mit der Forderung nach einem ausländerfreien Wien; und noch keinen instrumentellen Charakter besitzt, das heißt, daß man tatsächlich versuchen würde, Ausländer zu vertreiben, ihre Unterkünfte zu zerstören usw. Es bleibt vorerst beim Gerede und den „starken Sprüchen". Die Gefahr besteht aber in dem Maß, in dem die Ausländerverachtung politisch benutzt und organisiert wird. (Man muß nach den Briefbomben-Attentaten in Österreich betonen, daß hier von Gewalttätigkeiten die Rede ist, die nicht speziell und exklusiv organisiert sind und auch nicht direkt gegen „zuständige Autoritäten" gerichtet sind, sondern gegen vermeintliche Konkurrenten.)

Es sollte aber klar sein, daß Ausländerverachtung, Sozial-Chauvinismus oder Rechts-Populismus kein Jugendproblem sind – weder im dem Sinn, daß diese Haltungen speziell bei Jugendlichen besonders verbreitet sind, noch im dem Sinn, daß sie hauptsächlich von der Jugend hervorgebracht und hergestellt werden.

Es ist auch wenig hilfreich, Ausländerverachtung und sozial-chauvinistische Haltungen mit Rechtsradikalismus oder gar Neonazismus gleichzusetzen, wie das im öffentlichen Diskurs häufig geschieht. Damit wird suggeriert, daß diese Haltungen ein Problem von extremistischen Randgruppen sind, die mit einem verbreiteten Common sense in Gesellschaft und Politik überhaupt nichts zu tun hätten. Jedoch hat die derzeitige Ausländerverachtung wenig mit dem rechten biologistisch-rassistischen Weltbild zu tun, sondern mit wirtschaftlicher Vorteilssuche und der Ausschaltung von Konkurrenz bzw. Verbesserung der eigenen Konkurrenzposition unter Bedingungen restriktiver Wirtschafts- und Sozialpolitik. (Genau das beinhaltet der Slogan „Österreicher zuerst".)

Unsere Aufmerksamkeit sollte sich daher darauf richten, wie man die Grundhaltung der sozialen Konkurrenz und des Ausschlusses zurückdrängen kann zugunsten einer Haltung der sozialen Unterstützung und Integration – und das nicht nur „in den Köpfen", sondern auch durch praktische Wirtschafts- und Sozialpolitik. ■

Dr. Inge KARAZMAN-MORAWETZ ist Soziologin. Mitarbeiterin am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie. Lehrbeauftragte an der Universität Wien.

Gewalt in der Schule – Gewalt aus der Glotze?*

Julius MENDE

Als kürzlich ein Lehrer von einem Schüler erschossen wurde, war das ein neuerliches Zeugnis für die Gewaltsamkeit der heutigen Jugend. In den von mir wahrgenommenen Artikeln fand die Frage, wo er denn die Pistole her hatte, wenig Interesse.

In den USA gibt es Schulen mit Waffenkontrolle am Eingang. Dort ist die Frage nach der Herkunft der Waffe leicht zu beantworten – aus dem Geschäft – also von Erwachsenen.

Seit ich mich erinnern kann, und das reicht nunmehr fast 50 Jahre zurück, wird die Brutalisierung der Jugend beklagt, meist Hand in Hand mit der sexuellen Verrohung und der Verwahrlosung durch Schmutz und Schund sowie der Drogengefährdung verbunden. Tatsächlich scheint heute die Gewaltbereitschaft der männlichen Jugendlichen zuzunehmen – die Mädchen hat ja dieser Vorwurf nie getroffen.

Wie in den fünfziger Jahren könnte neben anderen Rückgriffen auf diese Zeit (Arbeitslosigkeit, offener Sexismus, Männerideale etc.) auch wieder eine Kampagne gegen Schmutz und Schund in Gang kommen. Die PorNo-Kampagne und die Antiraucherkampagne (ich bin Nichtraucher) sind für mich ein Vorgeschmack auf das, was kommen mag. Dabei möchte ich nicht die berechtigte Kritik an diesem oder jenem Verhalten problematisieren, sondern die Kampagnisierung einer Detailfrage, wie etwa die Gewalttätigkeit von Burschen. Mädchen werden ja so zum Gewaltverzicht auch gegenüber Männern erzogen, daß ihre Gefügigkeit sichergestellt ist. In den knäblichen Leitbildern gibt es ja die gute und die böse Gewalt, die feschen Drogen und die der kriminellen Abweichler, Alkohol bzw. Heroin und andere.

Gewalt ist primär Männersache

Ich möchte einmal behaupten, daß die heutigen Jungmänner um nichts gewalttätiger sind als früher. Früher gab es legalisierte Formen für fesche Gewalt: das Militär, die Burschenschaft, die Politgruppe, später den Kriegseinsatz, wo Mann zum Mann wird, die tolerierte Gewalt gegen Frauen in Krieg und Frieden. Heute gibt es doch nur den Fußballplatz und die U-Bahnstationen. In den Schulen wurden früher die Jungen mit Gewalt und Prügelstrafe niedergehalten, die Gewaltbereitschaft so erlernt und gleichzeitig vor den Toren gehalten.

Ebensowenig wie bei früheren Schmutz- und Schundkampagnen nach den wahren Ursachen gefragt wurde, geschieht das heute. PädagogInnen schieben heute rasch die Schuld aufs Fernsehen. Dort werde vorgemacht, was Schüler nachmachen. Andere sehen das Übel in der zerfallenden Familie. Wieder andere bemühen den Aggressionstrieb.

Gewalt der Erwachsenengesellschaft, Gewalt der herrschenden Gruppen

An allen Erklärungsansätzen mag etwas dran sein. Fest steht jedenfalls, daß die jeweils heranwachsende Generation eine gewaltförmige Welt vorfindet. In vielen Familien wird geprügelt, die Medien reproduzieren Bilder der Gewalt, wenn sie von Kriegen und Verbrechen in voyeuristischer Manier berichten (z. B. Golfkrieg, Jugoslawien), Gewaltausübung und ihre Glorifizierung geschieht primär durch Erwachsene und nicht durch Jugendliche. Dabei ist von der strukturellen Gewalt durch patriarchale Lebensformen, Herrschaftsverhältnisse und neuer Arbeitslosigkeit und Verarmung noch gar nicht die Rede. Verstärkter Leistungsdruck und Konkurrenz verlangen nach Ventilen bei Erwachsenen und Jungen, da braucht man gar keinen Aggressionstrieb zu bemühen und erst gar nicht die berühmte Wohlstandsverwahrlosung. Es ist ja in vielen Kommentaren darauf hingewiesen worden, daß die rechtsradikalen Jugendlichen zum Teil aus dem verarmten Milieu in Ostdeutschland kommen. Formiert werden sie von wohlsituierten rechtsradikalen Erwachsenen, die im BRD-System seit Jahrzehnten wohlgelitten sind. Vielfach wird darauf verwiesen, daß sich die Ausländer-raus-Politik ja auf der Ebene der Bundesregierung(en) nicht anders motiviert als bei den Radikalen. Die Mittel sind andere.

Die neue Tüchtigkeit schlägt zu!

Die moderne Lebenswelt sei kälter geworden, hört man vielfach, vom Sinn- und Wertverlust der Jugend ist die Rede – wie ist es mit den Erwachsenen? Ich denke daher, daß jugendliche Gewalttätigkeit eigentlich kein Thema ist, sehr wohl aber die Gewaltförmigkeit unserer Gesellschaft. Um diese zu erklären, zeigen alle genannten Erklärungsmuster Einstiege. Die Wahrheit ist wohl kompliziert.

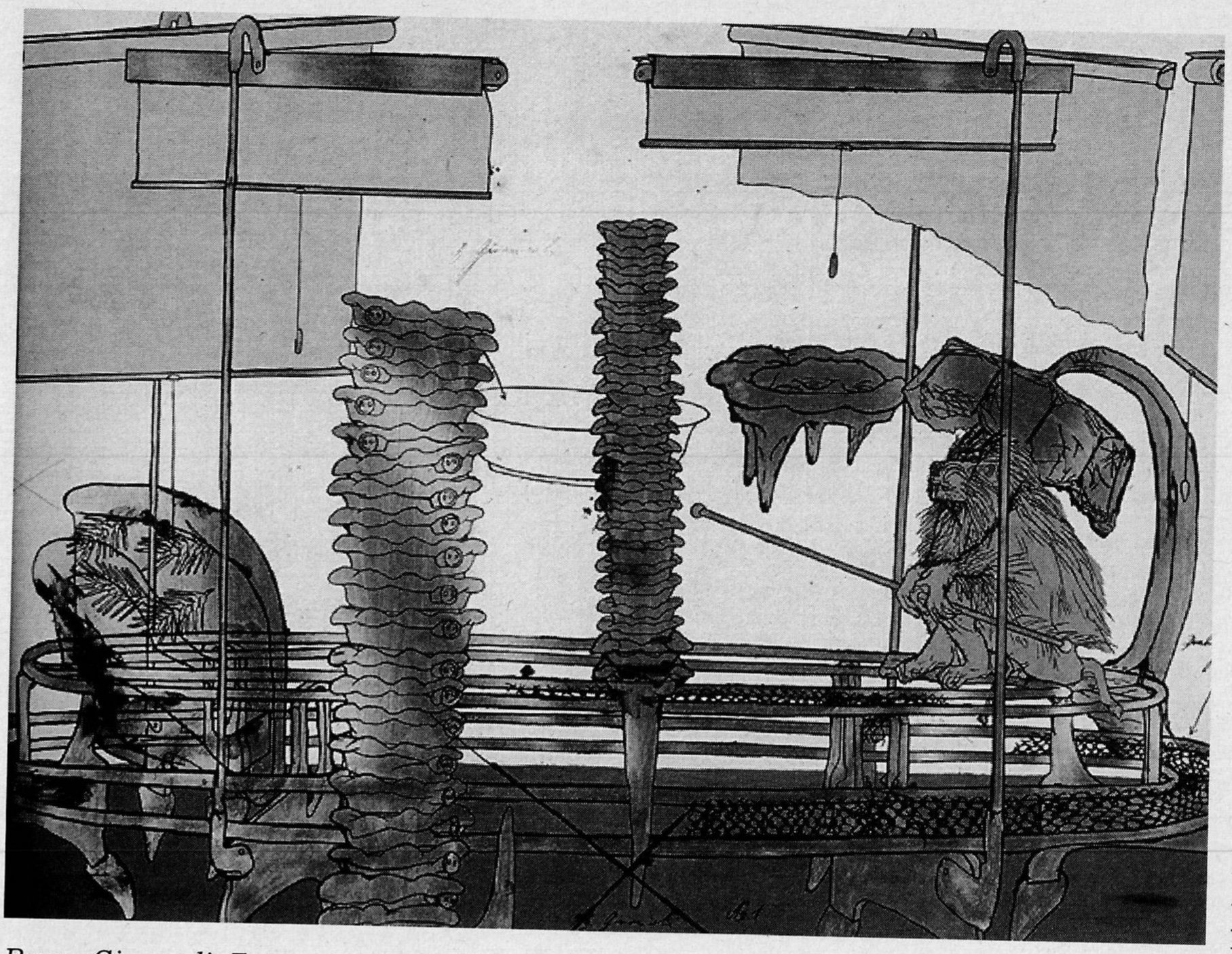
Ein Gemisch aus Erziehungseinflüssen und Gewaltstrukturen bzw. Gewaltaufträgen der Gesellschaft bis zum Sport müssen angenommen werden. Erwünschte Gewalt, zum Beispiel Konkurrenzverhalten, kann von unerwünschter, zum Beispiel Verkehrsrowdie schwerlich getrennt werden. Konkurrenzförmige Gesellschaften, die den freien Wettbewerb (unterschiedlich Ausgestatteter) predigen, produzieren Gewalt, weil sie sie brauchen.

Eine politische „Elite", die zur militärischen Intervention im Nachbarland Jugoslawien hetzte und nun die Neutralität als lediglich taktisches Kalkül im Kalten Krieg hinstellt, braucht auch begeisterte junge Krieger für die berühmten „Friedensmissionen". Viele können es nicht erwarten, bis junge Österreicher in der Welt draußen wieder deutsche Werte verteidigen.

Jetzt wird es aber schon reichlich manipulativ; was hat denn die wilde Jugend mit diesen ehrenwerten Friedensmissionen zu tun? „Früh übt sich" hat es immer geheißen – „was Hänschen nicht lernt" usw. Die Klage über die wilde Jugend ist so heuchlerisch,

---

* Dieser Artikel erschien erstmals in der »PÄZ« 4/1993.



Bruno Gironcoli, Entwurf, 1974

wie die, über die gewaltförmigen Medien. Kriege werden geführt, um Geschäfte zu machen und Geschäfte zu sichern – heißen sie auch Friedensmissionen, wie der Golfkrieg. Gegen diesen Wahnsinn sind Jugendkriminalität und Rauschgiftdelikte harmlos. Gewaltszenen in den Medien beleben ebenso das Geschäft wie Sexismus. Die Medienbilder bestärken vorhandene Lebensmuster der Gesellschaft, aber sie erzeugen sie nicht. Verbote von zum Beispiel gewaltsamen Pornos sind wohl notwendig, um die Propaganda dieser Muster zu reduzieren, gegenüber der realen Brutalität in den Schlafzimmern sind die fiktiven trotzdem harmlos. Mit Verboten von Symptomen kann die im Kern der Gesellschaft angelegte Gewaltform nicht beseitigt werden, sie erzeugen nur die Doppelmoral der Prohibition, sie nützen dem Schwarzmarkt.

Gewalt hat Erfolg

Die Jugendlichen fühlen die Realitätstüchtigkeit des Stärkeren, sie erleben überall den Erfolg der starken Faust, des tüchtigen Geschäftsmannes und des gewieften Nobelganoven. Es hat also wenig Sinn, vor dieser gesellschaftlichen Tatsache davonzulaufen. Die bisherigen Gedanken helfen zum Beispiel verzweifelten LehrerInnen in der Schule wenig. Aber es gibt kein Rezept. Die gesellschaftliche Gewalt spielt in die Schule hinein. Der Umgang mit Gewalt und gegen Gewalt ist zu lernen.

Hysterische Gewaltverurteilung entzieht die Gewalt auch der Betrachtung. Verminderung von Gewalt ist ein komplizierter sozialer Prozeß. Psychologisch geschulte ErzieherInnen und kleine Lern- und Arbeitsgruppen sind das einzige Mittel, den Umgang mit Gewalt lernen zu können – auch beispielsweise Gegengewalt für Mädchen.

Es kann nur in einer sozialen Geborgenheit der Mechanismus der Gewalt relativiert werden. Das Wichtigste ist eine nichtmoralisierende Grundhaltung und das Interesse an den Ursachen, und die liegen – wie erwähnt – nicht im Fernsehen.

Freilich ist da die psychologische Theorie nicht immer hilfreich. Die Lerntheorie steht der Tiefenpsychologie gegenüber zum Beispiel was die Schädlichkeit von Gewaltszenen betrifft. Katharsistheorie wider Verstärkermodell. Blöderweise glaube ich, daß beide stimmen. Nämlich, daß die Gewaltmuster draußen, die drinnen in der Person bestärken. Gleichzeitig ist auch Bettelheims Position plausibel, daß die Aggressionen, die jeder (jetzt wieder nach Theorie verschieden) aus unterschiedlichsten Gründen hat, irgendwo hin müssen. Und wenn sie in der Phantasie ausgelebt werden, und Mann wenigstens in der Phantasie vergewaltigen darf, ist das schon was. Frau Schwarzer sagt, jeder Symboltäter ist ein potentieller Täter. Sie will das Übel der männlichen Gewalt gleich mit der Wurzel(!) ausreißen. Nur da bin ich mir ganz sicher, daß Symbolhandeln zum Beispiel in einer Pornophantasie nicht mit der Wirklichkeit identisch ist. Mag sein, daß dann im Krieg oder in irgendwelchen Ausnahmesituationen – falls erlaubt – diese geheime Sau doch rauskommt.

Aber gegen die Abschaffung der geheimen Sau bin ich ganz entschieden – weil das völlig unrealistisch ist. Es kann in der Erziehung zur Gewaltfreiheit nur um die Disziplinierung all der finsteren Wünsche gehen – also um Kultur. Da kann auch die Schule etwas tun, um ein friedfertiges, kultiviertes Verhalten zu lernen. Das braucht sozialfreundliche Rahmenbedingungen, mitmenschliche Kommunikation und Lebenssinn – das heißt Lernsinn. Blöde Schule bestärkt aggressives Verhalten – wer könnte das nicht verstehen. Es muß Raum und Zeit sein, um mit der Aggression und mit den Aggressiven kultiviert umzugehen. Und wie gesagt, die gesellschaftlichen Leitbilder werden durch die Schule wenig verändert werden. Aufzeigen kann man sie und nach der Funktion dieser Bilder fragen lernen – das verhilft auch zur Selbsterziehung.

Ich mach's halt so – wenn ich zwei am Gang raufen seh, geh ich hin und sag: „Gib's ihm, tritt ihm in die Eier, reiß' eam de Zent aus, beiß' eam ins Oawaschl, schrauf eam de Augn außa, usw..." meistens hören s' dann auf, weil bei solchen Lehrern ist Raufen fad! ■

Mag. Julius MENDE ist Zeichenlehrer und Lektor an der Hochschule für Bildende Kunst.

Gewalt – von unten, von oben und von innen*

Analyse der aktuellen Gewalterscheinungen

Dorothee SÖLLE

Es genügt nicht, nach unten zu schauen, auf die Jugendsubkultur mit ihrer Verklärung der Gewalt, ihrem Haß, der alles andere um sich auslöschen und niederbrennen will.

Es besteht ja ein geheimes Zusammenspiel von ganz unten und ganz oben, vergleichbar mit dem berühmten Gedicht von Walther, in dem ein Zusammenhang hergestellt wird zwischen Korruption, Raubrittern der Straße und Rechtlosigkeit. Bei uns gibt es ähnliche funktionale Zusammenspiele. Eins der sichtbarsten ist das von nationalistischer Selbstverklärung an den Stammtischen und „deutscher Weltverantwortung" in den Chefetagen. Die Frage, ob jemand deutsch sei, wird zur wichtigsten, manchmal zur Überlebensfrage gemacht. Das verbindet. Die beiden jungen Männer, die im Herbst 1991 einen Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim im hessischen Geringshausen unternommen haben, haben das klar ausgesprochen, als sie sich als „Deutschlands rechte Polizei" bezeichneten, die Bonn noch auf den richtigen Weg bringen werde.

„Wir heizen dem Kohl ein" (vgl. Jörg Bergmann/Claus Leggewie, Der Skin und der Kommissar. Beobachtungen aus der Mitte Deutschlands, in: »Frankfurter Rundschau« 18. 9. 1993). Ich kann nicht annehmen, daß es ein Zufall war, daß die Mörder von Solingen unmittelbar nach der entscheidenden Debatte im Bundestag und der Änderung des Grundgesetzes losschlugen. Ein Sieg lockt den nächsten hervor. Die einen brennen die jüdische Gedenkstätte in Sachsenhausen nieder, sie wollen die Vergangenheit auslöschen und die Erinnerung töten, und die anderen, in Schlips und Kragen, haben den Artikel 16 des Grundgesetzes ausgehöhlt, der wie kein anderer das historische Bewußtsein eines anderen Deutschland nach seiner größten Katastrophe wachhielt. Unabhängig von der Frage, ob mit dieser Veränderung auch nur ein einziges der realen Probleme der weltweiten Migrationsbewegungen gelöst werden könnte, hat sich durch einen solchen Umgang mit einem Erbe unser Verhältnis zum anderen, zum Fremden verändert.

Viele schämen sich, Deutsche zu sein, wegen des braunen Schlamms, der da hochkocht, aber ich empfinde genauso Scham angesichts der Militärpolitik, die unsere Rohstoffe und unsere Märkte in aller Welt verteidigen will. Und genauso wegen der Wirtschaftsführer, die kein Interesse mehr daran haben, die Armut der Dritten Welt zu bekämpfen und eine gerechtere Verteilung herzustellen, weil es ihnen heute darum geht, die Armen abzuschaffen, nicht aber die extreme, entwürdigende Armut. Der Geist der Gewalt im technokratischen Zeitalter lebt auch dort, wo mit besorgter Miene von der „Bevölkerungsexplosion" die Rede ist, statt endlich von Rohstoffpreisen und Schulen, den Kriterien der Weltbank für Kreditvergaben und einem menschenwürdigen Heranwachsen von Jugendlichen ...

Es genügt also nicht, nur die Gewalt von unten wahrzunehmen und die Gewalt von, oben als ordnend, schützend und legal anzusehen, ja sie gar nicht mehr als Gewalt zu begreifen. Bei uns wird staatliche Gewalt als „normal" empfunden, die Gewaltkritik der BürgerInnen dagegen meist als bedrohlich und abweichend. Zum Funktionieren des Staates wird seine Gewaltfähigkeit wertgeschätzt, er ist mehr er selber, mehr Staat, mehr Ordnung, wenn er Gewalt als Mittel zu seinen als dem Gemeinwohl förderlich deklarierten Zwecken einsetzen kann. Die Vorstellung von einem friedlichen, militärfreien Land gilt heute als utopischer denn je. Der Staat ist es, der die als normal angesehene Friedlosigkeit organisiert.

Personale und strukturelle Gewalt

Die kritische Friedensforschung, vor allem Johan Galtung, hat bestimmte Grundstrukturen der Gewaltförmigkeit herausgearbeitet: Wo immer Menschen an der Befriedung ihrer historisch möglichen Grundbedürfnisse gehindert werden, da wohnt kein Friede, da herrscht Gewalt; sie muß nicht notwendig ein handelndes Subjekt, einen Akteur haben. Galtung unterscheidet die „personale" oder „direkte" Gewalt, die von bestimmten Personen ausgeht, von der „strukturellen" oder „indirekten" Gewalt, die im System des Zusammenlebens eingebaut ist. Sie braucht keinen personalen Akteur, die ausführenden Organe tun nichts als „ihre Pflicht".

In Aufnahme dieser Ansätze geht es mir hier um eine eigenartige Dreiecksbeziehung zwischen drei Formen der Gewalt: der von unten, vielfach von gesellschaftlich machtlosen Jugendlichen unter achtzehn ausgehenden Gewalt, der Gewalt von oben, die wirtschaftlich und politisch motiviert ist und ein Monopol der Legitimität für sich beansprucht, und der Gewalt von innen, womit ich die Akzeptanz der Gewalt, die Gewöhnung an sie als das Normale meine.

Diese drei verschiedenen Formen der Gewalt stehen in einem komplexen Verhältnis zueinander. Die meisten Beobachter sind sich darüber einig, daß das Klima der Gewalt sich bei uns ausbreitet, wobei jedoch in der Regel nur an die Gewalt von unten, die sich gegen Ausländer richtet, gedacht wird. Sie wächst in der Tat eindeutig, während die Gewalt von oben mehrdeutig und verwirrend, beschwichtigend und verdrängend zunimmt. Die Mehrheit des

---

* Dieser Artikel ist ein Auszug aus dem Buch „Gewalt – Ich soll mich nicht gewöhnen" von Dorothee Sölle, Patmos-Verlag, Düsseldorf 1994. Wir danken dem Verlag für die Abdruckerlaubnis. Die Zwischentitel stammen von der »Weg und Ziel«-Redaktion. Das Gedicht von Erich Fried stammt ebenfalls aus diesem Buch.

Volkes hat sich an die Gewalt von unten erfreulicherweise nicht gewöhnt, ich denke etwa an die Lichterketten als eine symbolische Aktion des Nein zu Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. Was mich bleibend beunruhigt, ist die Gewöhnung an die Gewalt von oben, das heißt die Akzeptanz von Wirtschafts- und Militärgewalt. Sie erlaubt es der Gewalt, in uns Wohnung zu nehmen.

Die Gewöhnung an die Gewalt von oben zieht die Gewalt von innen nach sich, womit ich die Unterwerfung unter die Gewalt, die Hinnahme militärischer Planung, die Abwesenheit eines menschheitlichen und eines ökologischen Bewußtseins meine. „Gewalt von innen" bedeutet, daß wir uns der Gewalt von oben unterwerfen, obwohl wir Gewalt von unten verabscheuen. Es ist die Kooperation der kleinen Leute, zu denen ich mich rechne, die der herrschenden Gewalt von oben erlaubt, sich als Ordnung, Friedensschutz, Demokratie usw. auszugeben. Wir bilden uns ein, an der Gewalt von oben partizipieren zu können, während wir uns in Wirklichkeit ihren Normen und Satzungen unterwerfen. „Hier atmet / noch ein Weilchen / der Frieden", schrieb Rose Ausländer vor Jahren. Heute kann der Frieden nicht mehr bei uns atmen, diese Zeit scheint vorüber.

Ein wesentliches Ziel der Gewalt von oben ist es, zur Gewalt von innen zu werden und so akzeptiert zu sein, daß Begründungen kaum mehr notwendig sind. Es ist schwer begreiflich,

Entwöhnung

Ich soll nicht morden
Ich soll nicht verraten
Das weiß ich
Ich muß noch ein Drittes lernen
Ich soll mich nicht gewöhnen

Denn wenn ich mich gewöhne
verrate ich
die, die sich nicht gewöhnen
Denn wenn ich mich gewöhne
morde ich
die, die sich nicht gewöhnen
an das Verraten
und an das Morden
und an das Sich-Gewöhnen

Wenn ich mich auch nur
an den Anfang
gewöhne
fange ich an
mich an das Ende zu gewöhnen

Erich Fried

aber ein Faktum, daß die militärische Gewalt heute nach dem Zusammenbruch der östlichen Bedrohung weniger Rechtfertigung braucht denn je. Nachdem die NATO ihren Feind verloren hat, jongliert sie mit immer vageren Formulierungen und immer klareren Absichten. Volker Rühe sagte in seinen neuen verteidigungspolitischen Richtlinien: „In der postkonfrontativen Ära bleiben die Streitkräfte ein notwendiges sicherheitspolitisches Instrument, um Chancen wahrzunehmen und Risiken und Konflikte zu bewältigen." (Vgl. „... zum Einsatz außerhalb Deutschlands befähigt sein", Nr. 37, in: »Frankfurter Rundschau« 22. 3. 1993) Als erstes Ziel nennt der Verteidigungsminister nichts Defensives mehr, die ganze Unterscheidung von Defensive und Offensive muß wegfallen. Auch die früher gern betonte Nicht-angriffsfähigkeit wird durch den klareren Ausdruck „Chancen wahrnehmen" ersetzt. Wessen Chancen? Die neuen „immediate raction forces" Ausdruck dessen, was man früher schlicht Kanonenbootpolitik nannte. Was dabei herauskommt, hat der Golfkrieg hinreichend bewiesen. Mit solchen „Krisenreaktionskräften" ist vor allem die Legitimationskrise der NATO beendet, wir wissen wieder, wofür wir nicht nur deutsche Waffen und Absatzmärkte, sondern auch deutsche Soldaten in aller Welt brauchen.

Blindheit gegenüber der Staats-Gewalt

Die Akzeptanz des Bellizismus ist gewachsen. Ich denke, „wir hier in der Mitte", worunter ich die LeserInnen dieses Buches fassen will, sind oft entsetzt und beschämt über antisemitische Friedhofsschändung oder Angriffe auf jüngere Schulkinder; aber wir sollten nicht nur nach unten starren auf die Exzesse der Rambos aus der Videoschule der Gewalt, sondern nach oben sehen, wo Arbeits- und Wohnungslosigkeit planend in Kauf genommen wird und wo ihre Konsequenzen, der politische Rechtsruck, gar nicht unwillkommen sind. Wir sollten über der ungewöhnlichen Gewalt der Molotowcocktails und der Brandsätze die gewöhnliche von Militär, Industrie und internationalen Finanzorganisationen nicht vergessen.

Drei Beispiele der Gewalt, mit der wir offenbar leben können, an die wir uns schon längst gewöhnt haben.

In der DDR gab es nach der Wende auch die Hoffnung, vom Militär beschlagnahmte Grundstücke in der demokratischen Ordnung zurückzubekommen. Erholungsgebiet statt Schießübungsplatz wurde ein Ziel der Betroffenen, Freiheit von NVA und NATO war der Traum vieler. Die Bürgerrechtsbewegung für die Waldheide in Brandenburg ist nur ein Beispiel des Widerstands gegen diese Gewalt. Aber anders als noch vor zehn Jahren, hat sich die Mehrheit der Bürger in Ost und West mit dieser Art von Gewalt längst arrangiert.

Gewalttätig – diesmal gegen unsere Lebensgrundlage in dem anderen gewalttätigen Golfkrieg, den wir gegen unsere Mutter, die Erde, führen – scheint mir auch die Verkehrsplanung im Osten, die eindeutig Straße vor Schiene, Individual- vor öffentlichem Verkehr, Automobile vor Bäumen bevorzugt. Auch diese Art Gewalt ertragen wir und verleugnen zugleich, wie sie mit der von uns verabscheuten der Skinheads zusammenhängt. Warum kann sich die Stärke des größeren Deutschland nicht darin zeigen, daß wir endlich ökologisch Verantwortung übernehmen, statt zu bremsen und immer wieder die längst erkannten Verbrechen zu sanktionieren? Warum haben denn die Skinheads und Faschisten keine Vision von einem baum- und kinderfreundlichen Land, das aufzubauen ja mindestens soviel Kraft und Einsatz fordert wie der Haß?

Die „organisierte Friedlosigkeit" wächst in die Gewaltbereitschaft hinein, wobei sich privat-bandenhafte Gewaltbereitschaft und staatlich-militärische wenig nachstehen. Geduldete und verübte Gewalt sind nicht so weit auseinander, wie wir uns gern einreden.

Nur eine Sprachbeobachtung: Was man früher Überfall und Besetzung eines anderen Landes nannte, wird heute als „friedenschaffende und friedenerhaltende" Militärmissionen deklariert. Da müssen die verbliebenen lästigen Hemmungen, die sich in der Verfassung ausdrückten, beseitigt werden. Der kürzeste Weg aus der Depression ist bekanntlich die Aggression; aus den weitverbreiteten Ohnmachtsgefühlen aufgrund der wirtschaftlichen Situation und ihrer Arbeitslosigkeit und den verdrängten, aber apokalyptisch wuchernden ökologischen Gefahren führt der schnellste Weg in die Bereitschaft zur militärischen Gewalt.

Das dritte Beispiel für Gewalt ist der ökonomische Krieg, den die Reichen der G 7 durch ihre internationalen Finanzorganisationen, die Weltbank und den IWF, führen lassen. Kredite für

arme Länder gibt es nur unter bestimmten Konditionen, die die Kürzung der Staatsausgaben vorsehen. Wirtschaftlicher Fortschritt bedingt – so die neoliberale Theorie – soziale Härten. Also müssen Schulen und subventionierte Milch für Kinder, Arzneimittelversorgung, Lehrerausbildung und Krankenhäuser abgebaut werden. Die Kinder der Ärmsten sind die Opfer der Banker. Aber wir haben uns auch an diesen Krieg gewöhnt. Die Gewalt hat längst Platz genommen in uns.

Ex-Jugoslawien - Instrumentalisierung einer Katastrophe

Es gibt ein – nicht notwendig bewußtes – Zusammenspiel zwischen der Verherrlichung der Gewalt der Mordbrenner in der rechtsradikalen Szene und der Instrumentalisierung der Jugoslawienkatastrophe. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Bürgerkrieg im Balkan einigen bei uns sehr willkommen kam. Zumindest läßt sich diese Katastrophe im Interesse der Gewaltbereitschaft instrumentalisieren. Angesichts des Gemetzels, des Elends, der Zerstörung, der Folterlager für Frauen – muß man nicht eingreifen? Handeln? Zuschlagen? Ist nicht die militärische Intervention die einzige Antwort? Wir haben in Deutschland „erstmals seit 1945 wieder eine Art Kriegsstimmung ... nicht im Volk, wohl aber in einem Teil der politischen Klasse“ (Peter Glotz).

Die Instrumentalisierung des Balkankrieges bietet innenpolitisch die Gelegenheit, die Militarisierung voranzutreiben und zugleich dem Pazifismus das Stückchen Land, das er hierzulande gewinnen konnte, wieder abzujagen. Endlich läßt sich mit dem Pazifismus aufräumen, in bester deutscher Tradition. Kriege, so klingt das verlogenste, jedes Denken sich sparende euro- und androzentrische Argument, hat es immer gegeben. Die Bedingungen der Ausnahme von dieser Regel, die Friedensfähigkeit anderer Kulturen, Gruppen und Individuen, wird nicht untersucht. Über Friedensaktivitäten, sowohl auf dem Balkan selber wie bei uns zulande, wird nicht berichtet. Der Grundtenor der Berichterstattung ist vielmehr teils hämisch, teils verzweifelt etwa der: Jetzt kann doch jeder sehen, daß Pazifisten naiv sind, bestenfalls idealistisch, selbstgerecht und ohne Verantwortungsgefühl. Wo ist denn die Friedensbewegung geblieben, wo bleiben denn ihre Großdemonstrationen? Vor kurzem schrieb eine mir unbekannte Leserin den Satz: „Da Ihre (sic!) Friedensbewegung in Bonn keine Demonstration gegen den Jugoslawienkrieg zustande gebracht hat, kann ich auch Ihre Bücher nicht mehr lesen ...“ Was für ein Gemisch aus Hilflosigkeit, Zorn und Unterwerfung unter die Gewalt als das Reale, das tatsächlich die Welt bestimmt. Daß das Mittel der Demonstration in Bonn gut war, weil es um eine Entscheidung der Bonner Politik ging, aber für Sarajevo nicht, scheint nicht in die Köpfe zu passen. Zu viel Helm drauf... Und so triumphieren die Bellizisten, auch in den Medien: Alles, was von Seiten der Friedensbewegung tatsächlich getan worden ist, wird verschwiegen oder als nicht der Rede wert abgetan: die humanitäre Hilfe etwa einer Gruppe wie das „Komitee für Grundrechte und Demokratie“ im Wert von 1,9 Millionen Mark, die internationalen Freiwilligen in den Flüchtlingslagern (von Pax Christi organisiert), die Unterstützung der Friedensgruppen im ehemaligen Jugoslawien selber. Solche Potentiale des Friedens werden nicht entdeckt und aufgegriffen. Die Fixierung auf militärische Gewalt ist in der Öffentlichkeit so stark geworden, daß eine Art Blindheit für gewaltfreie Konfliktlösungen herrscht. Darum müssen auch die politischen Forderungen der Friedensbewegung möglichst unsichtbar gemacht werden. Ich nenne die wichtigsten, die aufgrund dieser Fixierung auf Gewalt nicht als diskussionswürdig gelten.

- Unsere Grenzen müssen für alle Opfer des Krieges geöffnet werden, Aufnahme und Versorgung der Flüchtlinge anstelle zusätzlicher bürokratischer Beschränkungen sollten zusammengehen mit Druck, der eine Rückkehr der Flüchtlinge als politische Lösung offenhält.
- Die Öffnung der Grenzen muß auch für die jungen Männer auf allen Seiten der kämpfenden Parteien gelten, die desertieren wollen. Die Bundesregierung könnte den Frieden unterstützen, indem sie den Deserteuren Geld und Asyl anböte. Ein solcher Aufruf zur Verweigerung kann sich auf die UN-Charta berufen, die jeden Krieg, der auf Eroberung und Vertreibung von Menschen abzielt, verurteilt.
- Die Rüstungsexporte müssen verhindert werden. Jeder Krieg ist ein Geschäft für Waffenhändler, es ist aber nicht einzusehen, warum das blutige Geschäft nicht konsequent unterbunden und jede Zuwiderhandlung als das bestraft wird, was sie ist: Beihilfe zum Mord.
- Das beschlossene Wirtschaftsembargo muß konsequent durchgesetzt werden. Es ist ein Skandal, daß es bis heute kein Problem für die kriegführenden Parteien ist, Treibstoffe zu bekommen. Hier sind Polizeieinsätze für die Sanktionen am Platz.
- Das faschistoide Feindbild Serben gleich Teufel und Unterdrücker, Kroaten gleich Engel und Unterdrückte muß aufgelöst werden.
- In allen Bereichen des Kriegsgebietes arbeiten Friedensgruppen oft unter den schwierigsten Bedingungen. Sie brauchen Unterstützung und Anerkennung, damit sie – im Stil der KSZE – in die Konfliktlösungsgespräche einbezogen werden. Eine Gegenöffentlichkeit kann diesen Gruppen helfen.
- Humanitäre Hilfe konsequent zu leisten, hieße auch, die UNO für ihre Vermittlungsarbeit finanziell zu unterstützen.

Statt Forderungen zu diskutieren, wird häufig über die Zerspaltenheit der Friedensbewegung spekuliert. Als ob David das Problem wäre und nicht Goliath! Der Pazifismus wird als überlebt erklärt und abgeräumt. So kann man der Gesellschaft endlich die Zustimmung zum weltweiten, möglichst unbegrenzten Einsatz der Bundeswehr abverlangen.

Verdrängung all dessen, was „nicht geht“

Hier atmet kein Frieden mehr, und die Gewalt wird das Gewöhnliche. Das geistige Klima, das die Gewöhnung an die Gewalt gestattet oder erleichtert, ist die Kultur der Postmoderne. Es erstaunt vielleicht, wenn ich die Postmoderne, diese heitere und pluralistische Ästhetisierung des Daseins, mit der Gewöhnung an die Gewalt zusammenbringe. Meine Fragen richten sich weniger an ihre Philosophie als an eine postmoderne Alltags- und Lebenswelt, die es der Gewalt erlaubt, bei uns zu wohnen, während der Frieden den Status einer Asylantin hat.

Die Hälfte der Menschen, die in unseren Großstädten leben, tun dies als Singles, als einzelne, die in ihrer Zeiteinteilung, ihrer Versorgung, ihren Gewohnheiten unabhängig sind. Sie hängen zwar ab von einem Maschinenpark, ich nenne nur die Fahr-Maschine, nebst Wasch-, Spül-, Schreib-, Koch-,

Kommunikations-Maschine als Symbole eines zuvor ungekannten Individualisierungsschubes. Das solitäre Ich, umgeben von seinen Maschinen und Accessoirs, ist der Adressat der Werbung, das Marktsubjekt. Elementare Erfahrungen der Gemeinsamkeit, wie etwa das Teilen eines Puddings unter mehrere Kinder, werden nicht mehr gemacht. Die Restriktionen, die den Lebensstil und die sexuellen Beziehungen, die Bindungen an Arbeitsplatz oder Angehörige, aber auch den Verbrauch von Energie und Konsumgütern bestimmten, sind für viele unerheblich geworden. Flexibilität ersetzt, was man früher „Charakter" nannte. Anything goes, alles geht, du mußt es dir nur nehmen. Wertvorstellungen von dem, was wichtig oder gut ist, verlieren an Bedeutung. Erst recht wird es zunehmend unerlaubt, etwas als überflüssig, schädlich oder selbstzerstörerisch zu kritisieren, du kannst doch andere nicht „ausgrenzen"! Das Lebensgefühl des „Anything goes" beruht auf der umfassenden Verdrängung alles dessen, was nicht geht, wie Gewaltfreiheit oder Kindergartenplätze oder Arbeit für alle.

Postmoderne Toleranz: Auslieferung der Schwachen an die Mächtigen

Die philosophische Definition der Postmoderne lautet: radikaler Pluralismus. Unter den verschiedenen Diskursen, in denen Menschen sich verständlich zu machen versuchen, gibt es keinen Meisterdiskurs. Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit – sie erscheinen nur im Plural, und jeder Versuch, eine Wahrheit über andere zu stellen, widerspricht dem Grundgesetz dieses Pluralismus, der im Interesse der Autonomie und der Individualisierung arbeitet. Das implizierte Urbild einer solchen Weltsicht ist der freie Markt, auf dem jeder und jede anbieten kann, was sich verkaufen läßt... Es darf kein Entweder-Oder geben, sondern nur ein freies fließendes Sowohl-Als-auch. So werden die Lebensstile der totalen Individualisierung und entsprechenden Entpolitisierung abgesegnet. Unter der Flagge der höchsten noch verbleibenden Tugend, nämlich der angeblichen Toleranz, wird in Realität die Auslieferung der Schwächeren an die Mächtigen zur Normalität erhoben. „Es kann nicht nur Störche, es muß auch Frösche geben." Dieser Satz stammt aus der Konquista, er wurde zur Rechtfertigung der Unterwerfung und des Genozids an den amerikanischen Ureinwohnern benutzt. Auch er artikuliert ein Sowohl-Als-auch. Manche sterben eben an Hunger, andere an Überfressenheit. Manche haben Arbeit, andere sind unverwertbar und unemployable; sie werden nach den Statistiken der USA gar nicht mitgezählt. Die Philosophie der Postmoderne ist konstruiert nach dem Modell des Marktes. Erdbeer- und Vanilleeis schließen sich doch auch nicht aus, warum soll dann ein Unterschied bestehen zwischen einem Unternehmen, das Giftgas fabriziert, und einem, das Kinderbettchen herstellt! Anything goes indeed... Das Problem der Macht kann im Rahmen der verschiedenen Diskursarten nicht reflektiert werden. Alles ist möglich, verschiedene Produkte gehen ebenso wie verschiedene Sexualbeziehungen oder verschiedene Ästhetisierungen des Alltags. Alles wird zu verschiedenen Geschmacksrichtungen gemacht, der einzige Imperativ, der aus dem „Anything goes" folgt, ist das „Keep your options open". Freiheit wird verstanden als totale Unabhängigkeit, das Ideal ist das Niemanden-brauchen und Nichtgebraucht-werden. Der gesunde, weiße, einzelne, flexible junge Mann scheint das einzige Wesen zu sein, das diese Erde bevölkert. Erfahrungen wie die, daß wir Solidarität brauchen und geben können, sind nicht mehr vermittelbar. Das Recht der Störche, die Frösche für sich zu benutzen, wird nicht hinterfragt. Diese Rechtlosigkeit der Schwächeren enthält in sich selbst eine Einladung zur Gewalt: Warum haben die Frösche auch keinen Schnabel! Sollen sie sich doch einen besorgen!

Die individuelle Beliebigkeit befördert die Entsolidarisierung der Menschen. Warum interessieren Sie sich für El Salvador? fragte mich ein flotter junger Journalist, haben Sie dort Familie? Eine andere Motivation war für ihn nicht denkbar. Die Vorstellung, daß alle, die dort gefoltert werden oder verschwinden, meine Geschwister sind, ist ihm nicht nachvollziehbar. Aber Entpolitisierung geht noch weiter, selbst die eigensten Interessen an Lebensqualität von Luft und Wasser werden denen des Konsumierens untergeordnet. Philosophisch spiegelt sich das in der Vorstellung, die Geschichte der Menschen sei nun in der totalen technologischen Erfüllung in die post-histoire übergegangen. Utopien – wie etwa die einfachen biblischen vom täglichen Brot für alle oder von den Schwertern, die Pflugschare werden – haben keinerlei Sinn, ja sie werden unter Stalinismusverdacht gestellt. Wer an sie glaubt, hat den Pluralismus verlassen, denkt totalitär oder spinnt eben.

Zwar begegnet man auch solchen Menschen mit der Toleranz einer dehnbaren Gummizelle. Viele, die sich je in einer Fußgängerzone vor den Konsumpalästen für weniger Bomben, sauberes Wasser, das Überleben einiger Bäume oder das Hierbleiben von Sinti und Roma eingesetzt haben, werden das Gefühl kennen, als liebenswürdige Dinosaurier belächelt zu werden. Die utopiefreie, geschichts- und erinnerungslose Gesellschaft ist unkämpferisch, heiter, nett und selbstzufrieden – oder auch gestreßt und krank; in jedem Fall kann sie die Gewalt nur wahrnehmen, wenn sie von unten kommt. Die Gewalt der ökonomischen, politischen, militärischen und naturfeindlichen Macht, die die Paläste so glitzern läßt und das Konsumieren selber immer neu ästhetisch inszeniert, bleibt unsichtbar. „Konsumterror" ist ein Begriff der sechziger, nicht der neunziger Jahre. Daß dieses als eine zweite Natur erlebte Paradies der Auswahlfreiheit, der Fülle, der Schönheit, der Verlockung auf Gewalt beruht, ist unbekannt, und die Sehnsucht nach wirklicher Freiheit zum Beispiel von dem Zwang, andere Menschen zu betrügen und zu bestehlen, stirbt im luxuriösesten Gefängnis der Weltgeschichte. „Warum", sagt ein Sufimeister des 8. Jahrhunderts, „wenn Gottes Welt doch so groß ist, bist du ausgerechnet in einem Gefängnis eingeschlafen?" Hinter der Fassade einer post-historischen Welt wachsen nach meinem Eindruck nicht nur Streß und Leere, sondern auch die Unterwerfung unter *die* Gewalt, die uns ganz selbstverständlich auf mobile Konsumtierchen reduziert. Hier kann kein Friede mehr atmen, er wird unter wohlriechenden Duftwolken erstickt. Mit der Geschichtslosigkeit wächst ein anthropologischer Pessimismus, der in vielen Medien mit Beginn der neunziger Jahre immer deutlicher hervortritt. Die Menschen sind im Bild der Maschine geschaffen, das bedeutet auch, daß Ersatzteile zwar beschafft werden können, die Produktions- und Funktionsweisen aber immer dieselben bleiben, die Maschine wächst nicht, sie bereut nicht, sie kann sich nicht ändern. Sie benutzt die natürlichen Ressourcen und übt uns so in die als natürlich angesehene Gewalt ein. (...) ■

Dr. Dorothee SÖLLE ist Theologin. Sie arbeitet und lebt als freie Schriftstellerin in Hamburg.

„ ...und dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu“

Jugendarbeit im Spannungsfeld zwischen Verharmlosung und antirassistischem Engagement

Gerald GRÜNEKLEE

Rechtsextremismus und Rassismus sind von den bundesdeutschen PolitikerInnen und Medien lange Zeit – und unter hartnäckiger Ignoranz aller Studien, die auf das Ausmaß an Zustimmung hinwiesen, derer sich ausländerfeindliche und antisemitische Aussagen erfreuten – heruntergespielt worden.

Das hat sich nun geändert.

In einem Maße, das für ein System, in dem die Nachricht zur Ware wird, wiederum typisch zu sein scheint, werden nun im Gegenteil Skinheads und rechte Jugendliche zum Medienereignis stilisiert. Die bloßen Dämonisierungen der „schlimmen Jugendlichen“ dienen dabei allerdings einer höchst durchsichtigen Ablenkung vom wahren Ausmaß des Rassismus in unserer Gesellschaft.

In solchen Phasen eruptiv hervorbrechender gewalttätiger Auseinandersetzungen in der Gesellschaft wird regelmäßig der Ruf an die Pädagogik laut, die offensichtlich „ausgerasteten“ Jugendlichen wieder einzufangen und verwertbar zu machen, das heißt zu integrieren. Umgekehrt versuchen Menschen aus (sozial)pädagogischen Arbeitsbereichen, diese Anspruchshaltung auszunutzen und sich mit pädagogischen Gegenprogrammen zu profilieren, Gelder locker zu machen und den Arbeitsplatz abzusichern. Die für richtig befundene Therapie muß dabei, soll die pädagogische Entgegnung nicht von vornherein nur „Feuerwehr-Funktion“ haben (zu löschen, wo's akut brennt), in Zusammenhang mit einer zu leistenden Analyse der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stehen, die die entsprechenden Erscheinungsformen begünstigen oder reproduzieren.

Klassischer Ansatz: Aufklärung

Der klassische antifaschistische Ansatz einer „Erziehung nach Auschwitz“ ging davon aus, faschistische Phänomene basierten auf Vorurteilen, die mit entsprechendem Wissen aus der Welt zu schaffen seien. Dieser Ausgangspunkt führte also zu der Methode, Kinder und Jugendliche „aufzuklären“, Fakten zu vermitteln, Fahrten zu Gedenkstätten zu organisieren und ähnliches mehr. Ein Nachteil ist, daß die Aufklärung relativ spät ansetzt, zu einem Zeitpunkt, wo die durch Familie und Cliquen vermittelten Meinungen schon zu Vorentscheidungen geführt haben. Zudem spricht die Aufklärung nur jene an, die ohnehin dafür offen sind. Schließlich werden, wie Eberhard Seidel-Pielen feststellt, Jugendliche nicht deshalb rechtsradikal, „weil sie zu wenig über die NS-Zeit wissen, sondern weil ihnen Rassismus, Antisemitismus und Nationalismus als die beste oder einzige Lösungsmöglichkeit aus gegenwärtigen sozialen Problemlagen und/oder (Selbst)Bewußtseinsdefiziten *nützlich* erscheinen“ (»taz«, 2. 11. 1993). Groteskerweise führen beispielsweise wohlmeinende Fahrten nach Israel dazu, daß die (potentiellen) jüdischen Opfer in der Beweislast sind, zu zeigen, daß sie gute Menschen sind und besser nicht umgebracht werden sollten.

Akzeptierende Jugendarbeit

In den pädagogischen Diskussionen dominant ist seit etwa 1990 das Konzept der „akzeptierenden“ Jugendarbeit. Auch in viele Veröffentlichungen und Tagungen zu antirassistischer Pädagogik wird dieser Ansatz vertreten. Da dieser Ansatz in den laufenden Diskussionen nach wie vor von herausragender Bedeutung ist, will ich mich im folgenden wesentlich darauf beschränken.

Exemplarisch möchte ich die Analysen, Lösungsmöglichkeiten und auch meiner Ansicht nach Unzulänglichkeiten dieser Richtung aus drei neueren Publikationen herausarbeiten:

- aus der Dokumentation des „3. Thüringen - Rheinland - Pfalz-Seminars“, das vom 4. bis 6. Dezember 1992 in Bad Kreuznach durchgeführt und 1993 unter dem Titel „Antirassistische Jugendarbeit“ (im folgenden: „Dok“) veröffentlicht wurde;
- aus dem Sammelband „Jugend und Gewalt“ (im folgenden: „JuG“) von Hubertus Heil, Muzaffer Perik und Peter-Ulrich Wendt (Hg.), erschienen ebenfalls 1993;
- aus dem von Albrecht Scherr herausgegebenen (und auch inhaltlich dominierten) Band „Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen“ (1992), (im folgenden: „Scherr“).

Die einzelnen AutorInnen werden der besseren Lesbarkeit halber nicht immer namentlich genannt.

Eine Beschränkung auf diese drei Titel und der Verzicht auf 1994 veröffentlichte Materialien zum Thema scheint durchaus gerechtfertigt, da sich die weiteren Titel zum Thema in ihren Kernaussagen gleichen und auch nichts wesentlich Neues bieten.

Modernisierungsopfertheorie

Hintergrund der „akzeptierenden“ Jugendarbeit ist die im sozialwissenschaftlichem Bereich populäre, besonders von Wilhelm Heitmeyer vertretene These, daß es sich – nicht nur bei den rechten Jugendlichen – heute um jugendliche „Orientierungswaisen“ (Dok, S. 8) handelt. Stichworte wie Individualisierung, Auflösung tragfähiger sozialer Milieus, Strukturwandel von Jugend, Risikogesellschaft, Krise der Arbeitsgesellschaft und der völlige gesellschaftliche Umbruch (um nicht zu sagen: Abbruch) im Osten (JuG, S. 95) wären hierfür zu nennen. Kurz: die Lebensgrundlagen und Lebensperspektiven der Jugendlichen werden regelrecht „plattgemacht“.

Doch abgesehen davon, daß es durchaus zweifelhaft ist, ob solche in

der Tat ablaufenden Umstrukturierungen zwangsläufig einen Rechtsschub zur Folge haben müssen, nach der dann alle irgendwie „Verlierer“ sind (im Westen eher durch soziostrukturelle Entwicklungen, im Osten durch die materielle Situation), läßt die These vom Orientierungsverlust einige Aspekte weitgehend außer acht.

So ist nicht erwiesen, daß gerade die „Opfer der Risikogesellschaft“, die „Modernisierungsverlierer“ den Zulauf der Rechten bilden – im Gegenteil: von Wilhelm Heitmeyer selber kann auch in seiner jüngsten Studie (Weinheim 1992) kein Zusammenhang zwischen Orientierungslosigkeit und Rechtsextremismus hergestellt werden. Vielmehr besteht der einzig signifikante Zusammenhang gerade bei Jugendlichen, die nicht ganz „unten“ sind und daher Angst haben, ihre Privilegien zu verlieren. Gerade diese Jugendlichen, die der herrschenden Aufstiegs- und Leistungsideologie gewissermaßen militant zustimmen, stimmen nämlich besonders häufig Ausgrenzungsforderungen zu – nur veranlaßt dieses für Heitmeyer sicher selber überraschende Ergebnis ihn nicht, seine Theorie zu überdenken.

Den sogenannten „Wohlstandschauvinismus“ faßt Rudolf Leiprecht in seinem Text „Rassismus und Ethnozentrismus bei Jugendlichen“ (Duisburg 1992) nach einem Gespräch am Beispiel von Georg – der sich in einer gut abgesicherten Position befindet – zusammen:

„Sein Bild von der ungleichen Entwicklung und der Verteilung des Reichtums auf der Welt ist ein nahezu analoges Bild seiner Vorstellung des gesellschaftlichen Aufstiegs hierzulande, mittels individueller Fähigkeiten und Leistungsbereitschaft. Die, die schließlich ‚oben‘ sind, sind in aller Regel deshalb ‚oben‘, weil sie etwas geleistet haben. Mit anderen Worten: Sie haben es verdient, ‚oben‘ zu sein. Die anderen haben es durch eigenes Verschulden ‚nicht geschafft‘.

Da die ‚Deutschen‘ die besseren waren, haben sie jetzt sozusagen ‚die Nase vorn‘; der Reichtum in der Welt ist so ‚für uns recht positiv" verteilt, gewissermaßen begründet und gerechtfertigt durch Leistungsfähigkeit und Erfindungsreichtum der „Deutschen‘.

Seine Haltung ist von einem ‚patriotischen Denken‘ bestimmt. Er sieht sich gewissermaßen als potentiellen Nutznießer einer starken deutschen Nation in der Welt. Er möchte mit zu den ‚Starken‘ und ‚Reichen‘ gehören.

Maria Lassnig, Kriegskinder, 1962

Mit diesem nationalistisch nutznießerischen Standpunkt kommt er zu einer scharf ausgrenzenden Haltung gegenüber Flüchtlingen und AussiedlerInnen.

Er sieht natürlich auch, daß hier Schwächere unterdrückt werden. Dies hält er jedoch für einen natürlichen Wesenszug des Menschen überhaupt. Der Kapitalismus erscheint ihm als eine Gesellschaftsordnung, die dieser Natur des Menschen entspricht: ‚Der Mensch ist halt ein Egoist‘, sagt Georg.“ (Leiprecht S. 37)

Dieses Zitat macht deutlich, wie nationalistische und rassistische Ausgrenzungen keineswegs irrationalen Gefühlen entspringen, sondern für die Lebenslage, aus der heraus sie formuliert werden, höchst funktional sind.

Wohlstandschauvinismus

Die vermeintliche „Orientierungskrise“ ist also allenfalls die eine Seite der Medaille, auf deren anderer Seite uns feist der Wohlstandschauvinismus entgegengrinst. Dieser ist freilich ein labiles Konstrukt – doch gerade das macht ihn so aggressiv und gefährlich.

Zu wenig wird von den „akzeptierenden“ JugendarbeiterInnen beachtet, daß weniger die Jugendlichen selbst das Problem sind. Scherr betont zum Beispiel die „Notwendigkeit einer offensiven Auseinandersetzung mit Jugendproblemen“ (Scherr, S. 36). Doch welche Probleme sind gemeint? Ist der Rassismus hier das Problem, so ist doch festzustellen, daß Asylgesetzdiskussionen und Sündenbockkampagnen rechtsradikale Entwicklungen erst initiiert und dann forciert haben. So wurden rassistische Jugendliche bestätigt, indem das Asylrecht mit der Begründung, die Bevölkerung würde durch die vielen „Asylanten“ (ein Begriff, dem Jürgen Link die Funktion eines „Killwortes“ zuweist) überfordert, abgeschafft wurde.

Stellen jedoch die kapitalistischen Strukturen das Problem für die Jugendlichen dar (und ganz sicher nicht nur für sie), wäre eher eine politische Auseinandersetzung gefordert als der Zugriff der Pädagogik.

Tatsächlich wird wohl festgestellt, daß Pädagogik kein Ersatz für Politik sein könne (Dok, S. 105) und die Alibifunktion von Pädagogik konstatiert (Dok, S. 120). Helmut Hafemann sieht die unerwünschte Nebenwirkung, daß eine „problemfixierte Förderungsstruktur“ dazu führen könne, Jugendliche zu der Annahme zu verführen, Gewalt würde sich (beispielsweise um an eigene Räume zu kommen) lohnen. Andererseits würden pädagogische Maßnahmen besonders bei „in hohem Maße gewaltbereiten Jugendlichen“ schnell an ihre Grenzen stoßen. Er postuliert, daß aus „pädagogischer Verantwortung politisch gehandelt“ werden müsse (Dok, S. 126). Aufgrund der Grenzen pädagogischen Handelns sei antirassistische Jugendarbeit denn auch eher als Zielvorstellung zu begreifen, heißt es einleitend in „Antirassistische Jugendarbeit“ (Dok, S. 13).

Gestärkte Erziehung?

Doch gerade in diesem Buch wird um jeden Preis an Sinn und Nutzen der *pädagogischen* Schadensregulierung festgehalten. „Es wird nicht einfacher für ein pädagogisches Handeln, wenn wir den Zusammenhang zwischen Sozialpolitik und Migrationspolitik ins Auge fassen" weiß Franz Hamburger – um damit zu enden, daß Erziehung „also noch wichtiger geworden" sei (Dok, S. 33). Und Wilfried Schubarth geht zwar davon aus, daß Pädagogik und Sozialarbeit nicht die politischen und sozialen Probleme lösen können – fordert aber anschließend, daß die „Erziehungsfunktion der Schule gestärkt" werden müsse (Dok, S. 36). Gerade Schubarth hat eine Seite zuvor die gewalthaltigen Strukturen in der Gesellschaft bemerkt, so daß wir einigermaßen verblüfft fragen können, wie die Erziehung denn „gewaltfrei" (Erziehung ist strukturell bereits per se ein Gewaltverhältnis) gestärkt werden soll. Vor allem aber: zu was soll da eigentlich erzogen werden, wenn doch allenthalber der „Verfall von Normen und Werten" und die „Orientierungslosigkeit" beklagt wird. Da scheinen dann doch einige weniger orientierungslos zu sein und allgemeinverbindliche Erziehungsziele formulieren zu können (oder zumindest zu wollen). Selbst wenn diese Ziele dann feststünden, ist die nächste Frage, wie diese ausgegebenen Wunschvorstellungen umgesetzt werden können. An hehren Zielvorstellungen, die Fixpunkte der schulischen Sozialisation darstellen sollen, mangelt es in den bundesdeutschen Landesschulgesetzen ja bereits jetzt nicht.

Insgesamt jedoch spielt die Schule in den Veröffentlichungen zur Jugendarbeit nur eine untergeordnete Rolle. Es geht hier vor allem um den Umgang mit der Klientel im außerschulischen Bereich. Die „akzeptierende" Jugendarbeit geht erstmal vom Scheitern der herkömmlichen Schulpädagogik wie der Versuche einer Aufklärung aus. Zugleich beinhaltet dieses Konzept eine strikte Abkehr von Versuchen, Rechtsextremismus und Gewalt offensiv mindern zu können – und hier wird es problematisch.

Wo bleiben die wirklichen Opfer

Denn tatsächlich mag ein „disziplinierender Antirassismus", der seine Ziele lediglich mittels Strafen und Verboten zu verwirklichen sucht, ebensowenig wünschenswert sein wie eine rein kriminalistische Herangehensweise an das Phänomen. Umgekehrt aber ist die Eintrittskarte in die „akzeptierende" Jugendarbeit hoch: die Erkenntnis, Jugendliche bräuchten keine „Besserwisser" (Scherr, S. 38) muß sicher nicht zwangsläufig geradewegs in eine Beliebigkeit führen, die auch den letzten ausländerfeindlichen Brandstifter noch verständnisheischend umgarnt. Meistens läuft es jedoch darauf hinaus. So werden dann Ansätze für „positives" Anknüpfen an die Provokationen der Jungmänner* gesucht – ein sumpfiges Terrain, in dem die Frage, wie weit die Akzeptanz rassistischer Parolen und machohaft-körperlichen Agierens denn zu reichen hat, nicht definitiv zu beantworten ist. Einfacher scheint die Frage, was nicht erwünscht ist. So sind sich alle „Akzeptanz"-VerfechterInnen darin einig, daß jegliche, an die Adresse der Jugendlichen gerichtete, Diffamierungen, Ausgrenzungen und Stigmatisierungen zu unterbleiben haben, da sonst der Erfolg der Maßnahme gefährdet sei. So schützen die freundlichen SozialarbeiterInnen – „Miteinander statt Gegeneinander" ist oft ihr Motto – ihre „Schützlinge" bis zur Aufgabe auch der letzten emanzipatorischen Ansprüche. „Beziehungsarbeit" ist zu leisten, wir haben uns „einzulassen" auf die armen Jugendlichen, um eines Tages – vielleicht – gemeinsam zu „befriedigenderen Lebensbewältigungsstrategien" (Scherr, S. 52) zu gelangen.

Da ist es kein Wunder, daß in der einschlägigen Literatur die Täter weitestgehend fehlen. Es wimmelt dagegen nur so von frustrierten Jugendlichen, die ihre Enttäuschung nun einmal leider noch nicht so ganz auf die richtige Art artikulieren können. Von den Menschen aber, die als „Opfer der Opfer" bisweilen halb- oder auch ganz totgeprügelt werden, ist allenfalls indirekt die Rede, etwa wenn einleitend durch Namen wie Hoyerswerde, Hünxe, Rostock und Solingen zu erkennen gegeben wird, daß man/frau sich der Dimension der Angelegenheit bewußt ist, oder wenn die Zahlen ausländerfeindlicher Übergriffe addiert und in abstrakte, vergleichende Statistiken gegossen werden. Diese wahren Opfer haben keine Biographien. Vor lauter Verständnis für die Motivationen der vielleicht etwas fehlgeleiteten Jugendlichen, deren Biographie dagegen haarklein aufgedröselt wird, gerät der aktive Part der (keineswegs immer kahlgeschorenen) Mordbrenner aus dem Blick.

Natürlich müssen sich die Arbeit mit MigrantInnen und die mit rechtsorientierten Jugendlichen nicht als zwei in jedem Fall ausschließende Optionen gegenüberstehen (s. Scherr, S. 22) – faktisch jedoch werden über das „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt" (AgAG) Mittel bereitgestellt, von denen zum Beispiel in der Flüchtlingsarbeit engagierte Menschen nur träumen können. Das allein spricht nicht unbedingt gegen die üppige Finanzspritze für das AgAG, sondern für eine Etat-Erhöhung in anderen Bereichen. Doch werden wir sehen, daß diese großzügige finanzielle Ausstattung für das AgAG nicht zufällig ist – und wir werden sehen, was mit diesem Geld geschieht.

60-Millionen-Mark-Projekt

Als erstes fällt der Name auf: richtig, von Rechtsextremismus oder gar Rassismus ist bezeichnenderweise schon im Projekttitel *keine* Rede. Die in der „akzeptierenden" Jugendarbeit tätigen Menschen drücken sich vehement um Begriffe wie „rechtsextrem" oder gar „rassistisch" und erklären vielmehr, wie überholt solche Polarisierungen doch seien. Verallgemeinernd und zugleich verharmlosend wird stattdessen zum Beispiel einfach von „auffälligen" Jugendlichen und „rebellischem Protest" gesprochen. „Wir sprechen ... längst nicht mehr von rechtsextremistischen Jugendlichen ... Und ‚unsere' Jugendlichen empfinden solch gängige Begriffe ... als demonstrative Mißachtung. Sie ... sind es überhaupt leid, in derartige Schubladen gesteckt zu werden", macht sich Franz Josef Krafeld zum Fürsprecher der bösartigerweise vorschnell katalogisierten Jugendlichen (Scherr, S. 39).

Neben der Bezeichnung ist auch der Zeitpunkt, an dem das 60-Millionen-Mark-Programm AgAG gestartet wurde, nicht zufällig: als direkte Reaktion auf das Pogrom in Hoyerswerda 1991 ist es ein typischer pädagogischer Schnellschluß (es fehlt an entsprechend ausgebildetem Personal ebenso wie an einem schlüssigen Konzept). Gerd Becker, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) in Frankfurt/Main und AgAG-Projektberater in Thüringen, ist sich sehr wohl bewußt, daß die Pädagogik nur gerufen ist, wenn Teile der Jugend stark abweichendes Verhalten zeigen und wieder aus dem Blickfeld gerät, wenn die *Er-*

scheinungen vorbei sind (Dok, S. 73). Becker weist darauf hin, daß erst ein Teil der DDR-Strukturen zerschlagen wurde (zum Beispiel Jugendclubs), um daraufhin ein Programm in Gang zusetzen, das die unter anderem aus der folgenden Identitätskrise resultierenden Schwierigkeiten auffangen sollte.

Die inhaltlichen Ziele von AgAG sind eher vage formuliert, Schwerpunkt sind – wie bei der „akzeptierenden" Jugendarbeit insgesamt – präventive und aufklärende Maßnahmen gegen Gewalt, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus. Eine Erfolgsmessung ist schwierig und fällt widersprüchlich aus: während Menschen wie Becker sich „hoffnungsvoll" äußern (Dok, S. 79), wird eingestanden, daß die Projekte die Erwartung einer Ad-hoc-Bekämpfung von Rassismus und Gewalt nicht erfüllen können. Zum Teil scheint im Feld der „akzeptierenden" Jugendarbeit ein ausgeprägter Selbstbetrug wirksam zu sein: so äußert eine Streetworkerin am 9. 11. 1993 in der »taz«: „Es gibt keine rechtsradikalen gewalttätigen Übergriffe mehr in Halle" – diese Aussage stimmt schlicht nicht und ist allenfalls durch „Betriebsblindheit" zu erklären: es kann nicht sein, was nicht sein darf.

Dieselbe Streetworkerin behauptet, daß die Etikettierungen „rechts" und „links" letztlich keine Bedeutung mehr hätten, austauschbar seien und etwaige Differenzen zufällig wären.

Vorwürfe gegen AntifaschistInnen von PädagogInnen

Dezidierte Vorwürfe hagelt es in der PädagogInnen-Szene jedoch gegen AntifaschistInnen: antirassistische Vorbeugemaßnahmen trügen unter Umständen zum Erhalt des Rechtsradikalismus bei (Dok, S. 9), die „im Westen gern geübten Ausgrenzungen" wie „Nazis raus" würden nur die Stabilisierung der rechten Subkultur bewirken (Scherr, S. 12), auch gutgemeinte Solidaritätsaktionen etwa mit Flüchtlingen würden die „Lagermentalität verstärken" und schließlich wird der „hilflose Wehret-den-Anfängen-Antifaschismus" niedergeredet (JuG, S. 8). Solche überflüssigen Distanzierungsrituale scheinen geradezu zu den Pflichtübungen vieler „Akzeptanten" zu gehören. Eine teilweise sicher überholte antifaschistische Praxis zu kritisieren ist berechtigt – doch außer daß sie sich nun mit dem Prädikat „Pädagogisch wertvoll" am „Kampftrinken" beteiligen dürfen, haben die „akzeptierenden" PädagogInnen nicht viel vorzuweisen: ein Zusammenhang zwischen AgAG-Projektstandorten und sinkenden Gewaltziffern ist nicht auszumachen. „Ist es ein Erfolg, wenn Jugendliche, statt Baseballkeulen zu schwingen, ‚nur' rechte Sprüche klopfen?" fragt nicht unberechtigt Annette Rogalla in der »taz« (12. 1. 1994).

Selbst der Minimalstandard ist kaum einzuhalten: „keine Gewalt", „keine Propaganda für rechtsextremistische Parteien", „kein Rekrutierungsfeld für rechte Organisationen" sind die Leitsätze des AgAG-Programms – und nicht einmal diese ließen sich bisher durchsetzen. Im Gegenteil: es haben schon mehrere Übergriffe auf linke Projekte aus AgAG-unterstützten rechten Gruppen stattgefunden – zum Teil kommen die Sozialarbeiter selber aus der Skinhead-Szene (JuG, S. 49) – so mutiert die bedingungslose „Akzeptanz" unversehens zu einer *Unterstützung* rechter Jugendlicher. Klaus Ness erblickt in einer sarkastischen Wortschöpfung gar den „Nationalsozialarbeiter" am Horizont (JuG, S. 50). So treibt das „akzeptierende" Konzept merkwürdige Blüten: Gibt es neben staatlich finanzierten Go-Cart-Bahnen, Israel-Reisen, Kraftsport-Studios und dem „positive Gruppenerlebnisse" vermittelden „Bungee-Jumping" demnächst auch staatlich finanzierte Neonazi-Parteisekretäre? Das sind keine Ausrutscher, sondern Konsequenzen eines Programmes ohne klares Konzept, bei dem es wohl mehr darum geht, daß „wir" ja etwas gegen den zunehmenden Rassismus tun.

Via zunehmender Pädagogisierung der Jugendarbeit, die nun mittels *Erlebnispädagogik* (analog zu Erlebnisgastronomie und Erlebniskaufhaus) künstliche Highlights inszeniert, gibt es keinerlei Auseinandersetzung mit einer täglich millionenfach Gewalt und Rassismus reproduzierenden Gesellschaft mehr, sondern im Schonraum wird die gewünschte Realität nachgebildet.

Jegliche kritisch-emanzipatorischen Ansprüche sind in der Pädagogik auf nimmer Wiedersehen verschwunden. Ziel ist es offensichtlich nicht, daß Jugendliche herrschende menschenverachtende Strukturen durchschauenlernen, sondern Ziel ist vielmehr: angepaßte, verhaltensunauffällige Jugendliche.

Trotz hohen Aufwandes, räumen Scherr/Walcher enttäuscht ein, daß die Therapie „zumindest kurzfristig nicht zu wesentlichen Verhaltensänderungen der Jugendlichen führt" (Scherr, S. 128). Ja, richtig gehört, *gewünscht* ist die Verhaltensänderung also hin und wieder schon – trotz aller vorbehaltlosen „Annahme der Zielgruppe". Die Verhaltensänderung ist dabei Ziel eines heimlichen Lehrplanes, dessen die Jugendlichen möglichst nicht gewahr werden sollen – stünde doch sonst ihre Teilnahme an diesem Programm in Gefahr. Denn, so werden englische Skinheads zitiert: „...Ja, sogar der Hauswart im Wohnblock macht dich an. Und wenn du dann Feierabend oder Schulschluß hast und in den Jugendklub gehst, dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu" (Scherr, S. 29). ■

Gerald GRÜNEKLEE ist freier Autor. Arbeitsschwerpunkt: Pädagogik und Bildungswesen. Er lebt in Norddeutschland.

* Die rechten Jugendgruppen sind von ihrem Aufbau her Männerbünde in Tradition bündischer Strukturen, wie sie auch bei Fußball- und Schützenvereinen zu finden sind. Dieser Sachverhalt wird explizit lediglich in Beiträgen von Frauen hin und wieder erwähnt – weil dieser Umstand selbstverständlich ist oder eher weil er unangenehm ist und möglichst unter den Tisch gekehrt werden soll, um Diskussionen über patriarchale Strukturen zu vermeiden? Die Tatsache, daß in einige dieser Bünde auch Frauen aufgenommen werden (wie auch rassistische Einstellungen von Frauen durchaus Zustimmung erfahren), entkräftigt die Aussage von den Männerbünden nicht: Frauen spielen hier nur dann eine Rolle, wenn sie sich den männlichen Standards anpassen und, siehe Berufsleben, sozusagen die „besseren Männer" werden. Welche Faktoren Frauen dazu bringen, letztlich gegen ihre eigenen Interessen zu handeln, ist ein eigenes Thema und kann hier nicht weiter erörtert werden.

Anmerkungen

Literatur

Landesbeauftragte für Ausländerfragen Rheinland-Pfalz/ Ausländerbeauftragter der Stadt Weimar/ Arbeitskreis Asyl Rheinland-Pfalz/ Initiativausschuß Ausländische Mitbürger in Rheinland-Pfalz (Hg.): Antirassistische Jugendarbeit (Dokumentation). Mainz 1993

Hubertus Heil/ Muzaffer Perik/ Peter-Ulrich Wendt (Hg.): Jugend und Gewalt – Über den Umgang mit gewaltbereiten Jugendlichen. Marburg 1993

Albrecht Scherr (Hg.): Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen. Bielefeld 1992

Das Sexuelle und die Sexualität

Zum 10. Todestag von Fritz Morgenthaler

Wolfgang ERTLER

Für den aus der Schweiz stammenden Psychoanalytiker und Ethnologen Fritz Morgenthaler, führendes Mitglied der sogenannten Zürcher Schule der Ethnopsychoanalyse, ist das Sexuelle als energetisches Potential, das unsere Emotionalität ausmacht, von der Triebhaftigkeit bestimmt.

Darin folgt er Freuds Triebtheorie. Die Triebhaftigkeit wird aber, so Morgenthaler, im Laufe der kindlichen Entwicklung von äußeren Faktoren modelliert, in eine gesellschaftsadäquate Form der Sexualität gegossen. Daraus ergibt sich eine neue, nicht diskriminierende Bewertung der sogenannten abweichenden Sexualität, eine Bewertung, die oft im Widerspruch zu den Vorstellungen der Psychoanalyse über Homosexualität und Perversion steht. Grund genung, Morgenthalers Unterscheidung des Sexuellen und der Sexualität wieder aufzunehmen.

Das Sexuelle

Im Gegensatz zur organisierten Sexualität ist das Sexuelle die Triebhaftigkeit, die jedem Erleben ganz allgemein etwas Dranghaftes verleiht. Diese Triebhaftigkeit ist zunächst ungerichtet, ziellos, zeitlos, unkonditioniert und vor allem unbewußt. Nur die Tendenz der Triebregungen ist sichtbar und spürbar: als Bewegung, als Emotionalität. Die triebhafte Bewegung schwingt mit seinem emotionalen Gehalt in allem mit, was wir tun, in jeder Geste, in jedem Gedanken, in allem, was wir vermitteln und was wir erleben. Und nur das läßt uns lebendig erscheinen.

In der Psychoanalyse wird dies alles unter dem sogenannten Primärprozeß subsumiert. Er ist von Anfang an da, quasi kommen wir mit ihm in die Welt und er ist zunächst unsere einzige Informationsquelle. Erst später kommt der Sekundärprozeß dazu. Im Gegensatz zur unbewußten Wahrnehmungsweise des Primärprozesses ist seine Wahrnehmungsweise bewußt, bezieht sich auf das Erfaßbare, Erlernbare und Verstehbare und benützt alle Hilfsmittel, die im logischen Denken, in Sprache und Schrift, in der präzisen Beobachtung und Interpretation zur Verfügung stehen. Es ist die Wahrnehmungsweise der Erwachsenen, aber nicht ausschließlich, denn das Primärprozeßhafte wird auch, wenngleich unbewußt, weiterhin wahrgenommen. Denken wir etwa an die Begegnung zweier Menschen. Dabei werden ja nicht nur logische Schlüsse über den anderen gezogen, sondern es sind genauso primärprozeßhafte Vorgänge im Spiel, die man spürt, aber allzuleicht übersieht. Deshalb gibt es, so Morgenthaler, fast unvermeidlich eine Disharmonie zwischen Primär- und Sekundärprozeß im Erleben des einzelnen und auch in der Gesellschaft.

Zunächst zum einzelnen. Im Verlauf seiner Entwicklung wird der Primärprozeß organisiert und strukturiert. Die Triebregungen werden in bestimmte Bahnen gelenkt und äußern sich als Wünsche und Phantasien. Aber deren Erfüllung unterliegt Bedingungen, hat Folgen, bewirkt Abwehr. Hier wird bereits der Sekundärprozeß sichtbar, der in erster Linie darum bemüht ist, die Bewegung aufzufangen, die vom Primärprozeß ausgeht.

Konkret sieht diese sekundärprozeßhafte Organisation des Sexuellen so aus, daß erogene Zonen libidinös besetzt werden und bestimmte Ichfunktionen diesen Besetzungen festgelegte Bedeutungen verleihen: so wird etwa aus der oralen Besetzungsmodalität Einverleibung, aus der analen Festhalten und Loslassen, aus der phallischen Schauen, Zeigen, sich bemächtigen. Diese Entwicklungen sind die ersten sekundärprozeßhaften Organisationselemente und Strukturen, die die Sexualität von den primärprozeßhaften Triebregungen absondert.

Liebe kann sich, so Morgenthaler, nur entwickeln, wenn die primärprozeßhaften Triebregungen offenen Zugang zur Sexualität haben. Das ist schon alleine deswegen nicht selbstverständlich, weil der Sekundärprozeß die Triebregungen in eine „Diktatur der Sexualität" zwingt und sie damit mehr oder weniger blockiert. Der Sekundärprozeß hat dabei unter anderem zwei Organisatoren zur Verfügung: den Wiederholungszwang, der die sexuelle Objektbesetzung in immer gleicher Weise ablaufen läßt (z. B. beim Fetisch, aber auch bei der Partnerwahl), und zweitens die Abhängigkeit vom Sexualobjekt, die aus der infantilen Entwicklungsgeschichte des Individuums stammt und später aktiviert werden muß (z. B. Männer, die sich nur mütterliche oder dominante Frauen suchen).

Abhängigkeit vom Liebesobjekt

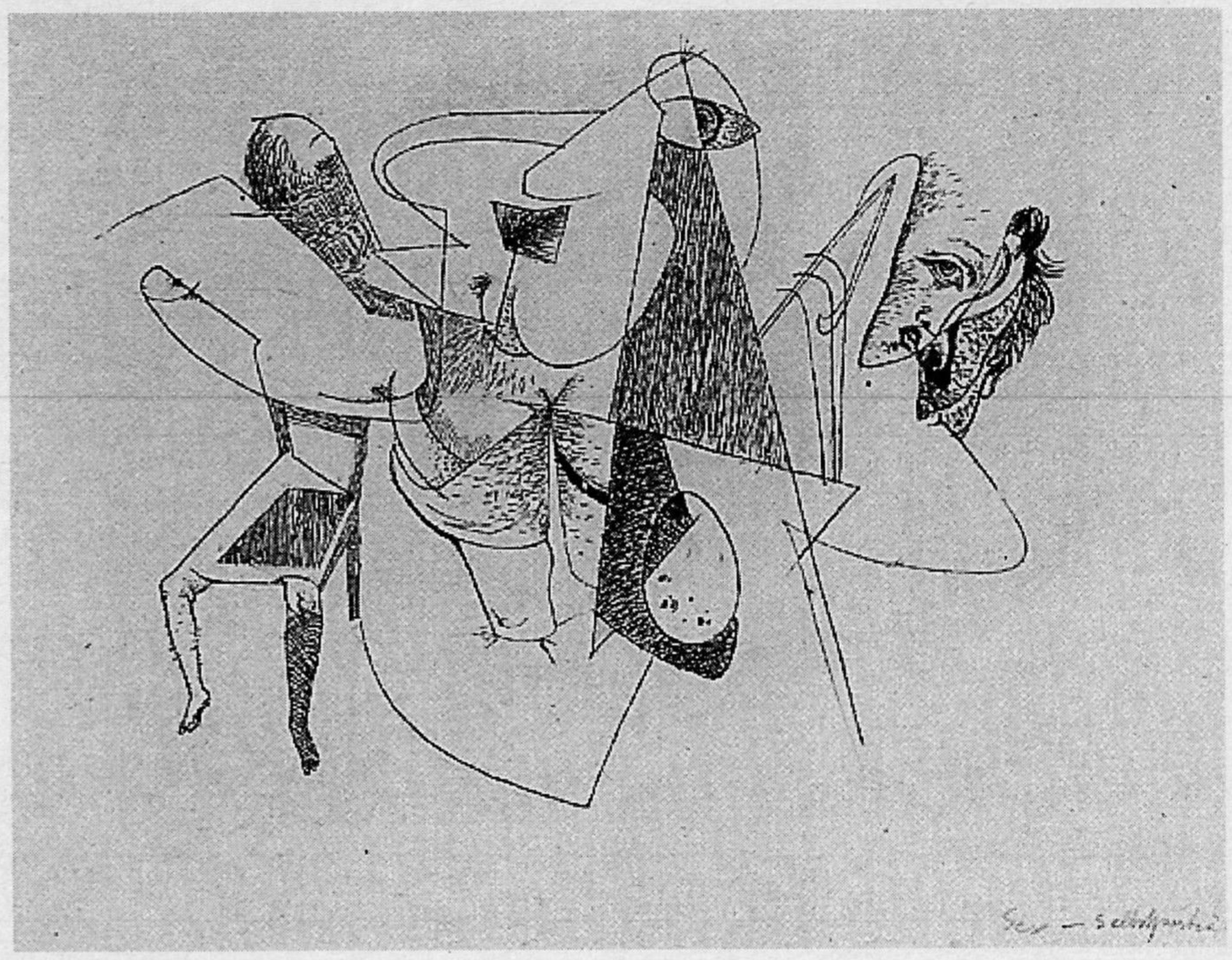
Es ist das Schicksal aller Menschen, eine Abhängigkeit vom Liebesobjekt zu entwickeln, wenn die sexuelle Objektbesetzung aufrechterhalten bleiben soll. Dieser Disharmonie (nämlich zwischen Primär- und Sekundärprozeß) entsprechend bilden sich nun, nach Morgenthaler, unbewußt bestimmte Einstellungen und Haltungen:

1. Man kann so leben, als spielte die Sexualität nur eine untergeordnete Rolle. Das Sexuelle wird verleugnet bzw. sexuellen Erlebnissen wird keine allzugroße Bedeutung beigemessen. Beträchtliche Energien werden dabei zur Bannung und Ruhigstellung der sexuellen Diktatur gebunden. Dadurch kann es zu Verunsicherung und Störung der Handlungsmotivationen kommen, was sich in erster Linie in den Liebesbeziehungen zeigen wird.

2. Man kann die zentrale Bedeutung der Sexualität in allem sehen, aber die Disharmonie, den Widerspruch zwischen primärprozeßhaften Vorgängen und der Diktatur der Sexualität nicht wahrnehmen. Die Triebhaftigkeit wird zu etwas Beunruhigendem, sie zu organisieren, zu etwas Beruhigendem und Sicherem. In Liebesbeziehungen wird es wichtig, daß die eigene soziale Rolle in der Gesellschaft gesichert ist und daß die Liebesbeziehung mit Hilfe gesellschaftlicher Institutionen in feste Bahnen gelenkt werden kann. Die Ab-

hängigkeit vom Liebesobjekt geht dann kaum merklich in die Abhängigkeit der Rolle in der Gesellschaft und ihren Institutionen über. Die Diktatur übt jetzt nicht mehr die Sexualität aus. Liebe wird zur Gewohnheit und flacht ab, weil sich alles in festen Bahnen nur mehr wiederholt.

3. Es gibt Lebensphasen, in denen man die Disharmonie, den Widerspruch zwischen der gelebten Sexualität und der emotionalen Bewegung, die sich ungerichtet allem Neuen zuwenden will, wahrnimmt und in einem



Maria Lassnig, Sex-Selbstportrait, 1949

dauernden Kampf steht, die Liebesbeziehungen so zu gestalten, daß sie weitergehen. Das Leben verläuft dann oft dramatisch, Krisen alternieren mit kreativen Phasen.

Zusammenfassend kann also die Disharmonie zwischen Primär- und Sekundärprozeß dadurch vermieden werden, daß die sexuelle Objektbesetzung zurückgezogen oder abgewehrt wird. Eine andere Möglichkeit besteht darin, die Abhängigkeit vom sexuellen Objekt auf bestimmte Institutionen zu verschieben. Aber es kommt noch ein gesellschaftliches Moment dazu: sowohl sexuelle Objektbesetzung als auch Verschiebung der Abhängigkeit unterliegen gesellschaftlichen Sanktionen. Zum einen stellt die heterosexuelle Objektbesetzung ein ideologisches Monopol der gesellschaftlichen Sexualmoral dar, zum anderen wird die Verschiebung der sexuellen Abhängigkeit auf gesellschaftliche Institutionen (z. B. Arbeit, Konsum) gewährt und gefördert.

Weichenstellungen der Sexualität

Kehren wir nochmals in die Kindheit zurück, um die Schnittstellen für die Herausbildung der Sexualität besser zu verstehen. Wenn das Kleinkind beginnt, sich nicht mehr als Teil seiner Mutter, sondern als selbständiges, abgegrenztes Wesen zu erfahren, bildet sich allmählich das innere Bild der eigenen Person, die Selbstrepräsentanz. Dabei entwickelt sich ein Bedürfnis nach Identität (zu wissen, wer man ist) und ein Bedürfnis nach Autonomie (selbständig entscheiden und handeln können). Je nach den Belastungen, denen das Kleinkind ausgesetzt ist, kann bei der Ausbildung der Selbstrepräsentanz entweder das Bedürfnis nach Identität oder das nach Autonomie in den Vordergrund treten. Wenn zum Beispiel ein Kleinkind Leistungen erbringen soll, die es überfordern, wird sein Bedürfnis nach Identität stärker sein als nach Autonomie, weil die Überforderung ohnedies zuviel Selbständigkeit verlangt. Wenn jedoch ein Kleinkind einem alles kontrollierenden Einfluß ausgesetzt ist, der seine Ansätze zur Selbständigkeit lähmt, wird das Bedürfnis nach Autonomie stärker sein. Für Morgenthaler ist diese erste Ablösephase die erste Weichenstellung in Richtung Heterosexualität und Homosexualität. Während nämlich bei der später entstehenden Heterosexualität dem Bedürfnis nach Identität mehr Rechnung getragen wird, indem sich Heterosexuelle nach polaren Gegensatzpaaren orientieren, um genau zu spüren und zu wissen, wer sie sind, steht für Homosexuelle die Betonung der Autonomie im Vordergrund. In der frühen Kindheit wird dieses Bedürfnis nach Autonomie durch eine Überbesetzung autoerotischer Aktivitäten befriedigt. Quasi als Erbe dieser Überbesetzung richten sich später die Interessen der Homosexuellen auf die eigene Person bzw. auf Personen des eigenen Geschlechts. Das andere wird wahrgenommen, aber weniger libidinös besetzt.

Auf dem Höhepunkt des ödipalen Konflikts, also in der Regel zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahr, tritt die Sexualität der Eltern in den Mittelpunkt des kindlichen Interesses, wenn die Geschlechtsmerkmale und -unterschiede entdeckt und mit erotischen Gefühlen in Zusammenhang gebracht werden. Die Art und Weise, so Morgenthaler, in der die Verknüpfung der desexualisierten, sozial wirksamen Geschlechtsrollen der Elternfiguren mit ihren biologischen Geschlechtsmerkmalen erfolgt, bestimmt die spätere Sexualorganisation des Erwachsenen. Für die Heterosexuellen ist diese Verknüpfung unproblematisch, weil Geschlechtsrollen und biologische Geschlechtsmerkmale ohnedies als identisch erlebt werden. Dies fördert die Vorstellung eines polaren Gegensatzes zwischen Mann und Frau und stärkt die eigene sexuelle Identität, die in der Struktur Heterosexueller – wie bereits gesagt – an erster Stelle steht.

Bei der Entwicklung zur Homosexualität folgen die Liebeswünsche des Kindes der Tendenz, die sexuellen Interessen auf die eigene Person oder auf andere zu richten, die ihm ähnlich sind. Der Knabe liebt die Mutter, das Mädchen den Vater so, wie sie sich selbst autoerotisch lieben, und beide erleben ihre Liebesobjekte so, wie sie ihnen gleichen.

Wenn sich die genitale Sexualität in der Pubertät in einer homosexuellen Objektwahl äußert, steht diese Objektwahl in einem Widerspruch zu den Normen und moralischen Forderungen der Gesellschaft. Die Frage ist nun, ob die (Homo)Sexualität mit dem Selbstbild und der gesellschaftlichen Wirklichkeit vereinbar ist oder nicht. Darin besteht nun, verkürzt ausgedrückt, die dritte Weichenstellung in der Entwicklung der Sexualität.

Gegen die Pathologisierung der Sexualität

Das Verdienst Morgenthalers ist es, mit seiner Unterscheidung des Primär- und Sekundärprozesses, also des Sexuellen von der Sexualität, den Graben zwischen „normaler" und „abweichender" Sexualität überbrückt und gleichzeitig tiefsitzenden Vorurteilen entgegengewirkt zu haben. So etwa dem Vorurteil, Homosexuelle hätten von Natur aus eine haltlose Triebhaftigkeit. Die Homosexualität als naturgegeben zu betrachten, zieht sich wie ein schwarzer Faden durch die biologische Medizin. Angefangen bei Magnus Hirschfeld, der – selbst Homosexueller – um die Jahrhundertwende begann, mit seiner Zwischenstufentheorie (Homosexuelle als drittes Geschlecht) das Angeborensein der Homosexualität zu begründen, um für sie als nicht schuldhaftes und damit nicht strafbares Verhalten zu plädieren, bis zu den heutigen Vertretern der Zwischenstufentheorie, die hormonelle Eingriffe anwenden. Und es ist noch nicht allzulange her, als Kastrationen, Hodenüberpflanzungen und Hirnoperationen zur „Heilung" der Homosexualität – natürlich ohne „Erfolg" – durchgeführt wurden.

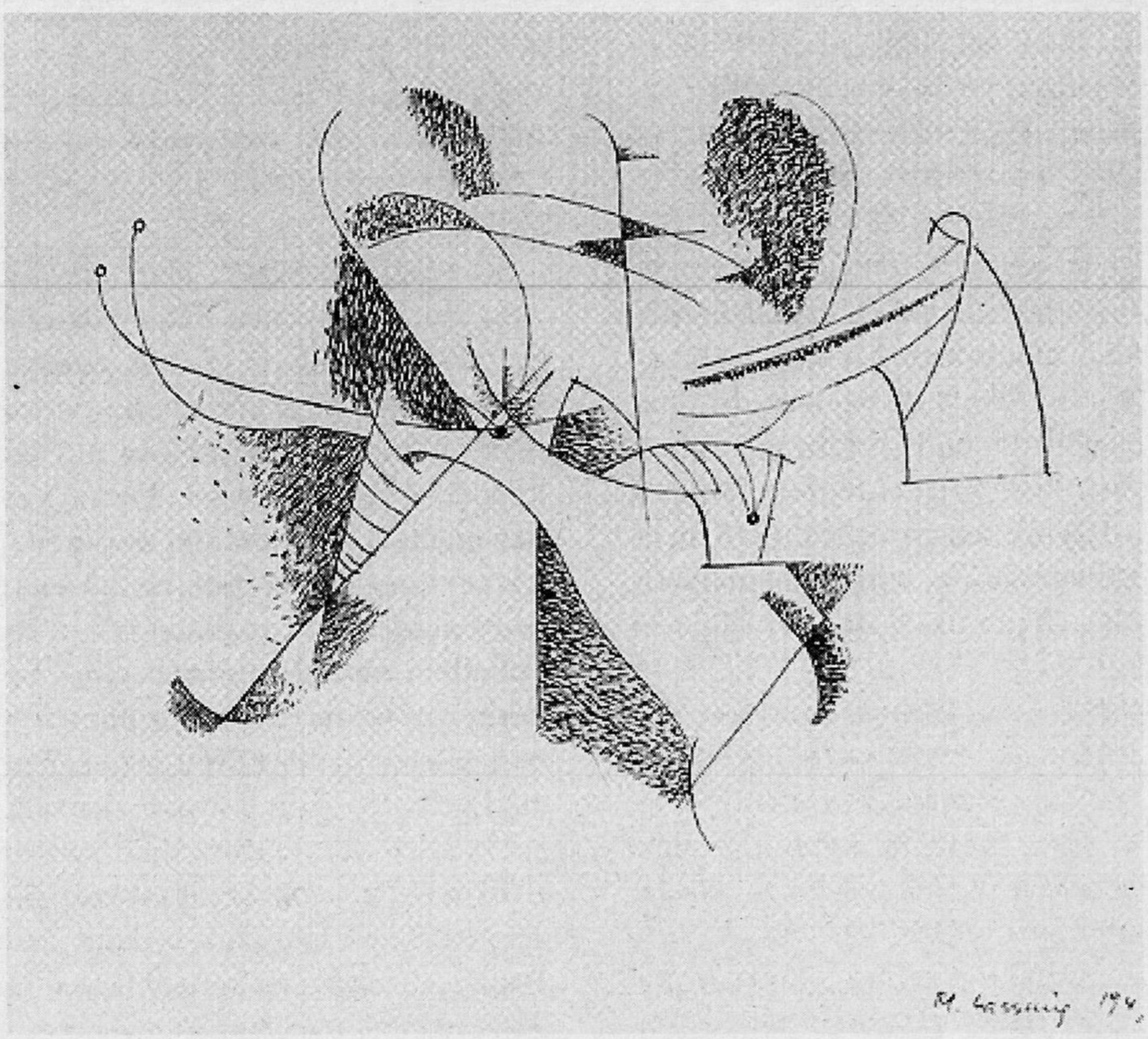
Morgenthaler weist mit den aus frühkindlichen Konflikten stammenden spezifischen Bedürfnissen nach, daß die Triebhaftigkeit bei Homosexuellen und Heterosexuellen sich nicht quantitativ sondern qualitativ unterscheidet. Homosexuelle sind nicht triebhafter, haltloser, promiskuöser als Heterosexuelle, wie sich auch aus empirischen Untersuchungen ergibt. Ihre Geschlechtsrolle ist definiert, wenngleich anders als bei Heterosexuellen.

Die ganze, mühselige Diskussion um Naturgegebenheit, Angeborensein, Triebhaftigkeit hat Sexualwissenschaftler auf den Plan gerufen, das Triebkonzept überhaupt aufzugeben. Dies hätte aber noch andere Konsequenzen. Es würde nämlich bedeuten, die Dynamik des Konflikts zwischen Trieb und von der Gesellschaft geforderten Triebverzicht, also den Konflikt zwischen dem Individuum und der Gesellschaft, aus dem Blickfeld zu verlieren.

Die größten Belastungen, denen Homosexuelle ausgesetzt sind, gehen nach Morgenthaler von der Gesellschaft aus. Dabei ist die Annahme, die von manchen Psychoanalytikern bis heute vertreten wird, daß Homosexualität psychische Krankheit ist oder nach sich ziehe, eine Absurdität. In jeder Kultur kommt Homosexualität vor, nur unter bestimmtem gesellschaftlichen Bedingungen wird Homosexualität zur Krankheit gestempelt. Die Heilung der Homosexualität anzustreben, bedeutet, sich in den Dienst gesellschaftlicher Erwartungen, nicht aber in den Dienst des Lebensglückes Homosexueller zu stellen, wobei diejenigen Homosexuellen die Ausnahme sind, die unter ihrer Homosexualität leiden und von ihr loskommen möchten.

Dies gilt letztlich für alle sexuellen Abweichungen. Die Annahme, daß Fetischismus oder Transvestitismus zur Psychopathologie des menschlichen Seelenlebens gehören, kann Morgenthaler als Ethnologe durch zahlreiche Bräuche und Institutionen in Gesellschaften und fremden Kulturen widerlegen. In Papua-Neuguinea etwa beobachtete Morgenthaler ein transvestitisches Ritual, bei dem in Spottreden die Geschlechtsidentität verschwimmt und die Beteiligten obszöne Tänze aufführen, während im alltäglichen Leben jede Form von sexueller Exhibition verpönt ist. Im Alltag der Papua stehen Prügeleien zwischen Mann und Frau auf der Tagesordnung, weil sie mit emotioneller Vehemenz an der Besetzung ihrer Sexualobjekte festhalten und gleichzeitig die Abhängigkeit von ihnen nicht ertragen.

Diesen Teufelskreis zwischen Wiederholungszwang der sexuellen Besetzung und der Hörigkeit vom Sexualobjekt zu durchbrechen, erläutert Morgenthaler am Beispiel des Fetischisten. Dabei geht es nicht darum, daß der Fetischist seine perverse Sexualorganisation aufgibt. Der Stiefel kann das Sexualobjekt bleiben, von dem die Faszination ausgeht, doch kann der Perverse dank des Einflusses primärprozeßhafter Triebhaftigkeit in die Lage kommen, auf dem Wege der kreativen Phantasie den Stiefel in allem, was ihn emotional bewegt, zu entdecken. Ich möchte behaupten, daß dies auch für die gestörte (Hetero)Sexualität zutrifft. Sexualität kann nur gestört sein, wenn sie – wie der Fetischist auf den Stiefel – auf die Genitalität beziehungsweise auf die in ihr einmündenden gesellschaftlichen Leistungsansprüche fixiert ist. Wenn das Sexuelle in allem, was emotionell bewegt, entdeckt wird, so wie dies Morgenthaler postuliert, wird Sexualität zu einem umfassenden, von der Gesellschaft nicht mehr zu kontrollierenden und einzuengenden Erleben. ■



Maria Lassnig, Körperbewußtsein, 1949

Dr. Wolfgang ERTLER ist psychoanalytischer Therapeut.

„Der Schmerz ihrer Zeit“

Verleihung des Adalbert-Stifter-Preises an Franz Kain

Vor 42 Jahren veröffentlichte Franz Kain sein erstes literarisches Werk in Oberösterreich. Mit zahlreichen Romanen und Erzählbänden wurde er zu einem der bedeutendsten Schriftsteller seines Landes, doch die tatsächliche Anerkennung seines literarischen Schaffens blieb allzulange aus. Erst im November dieses Jahres wurde Franz Kain mit dem größten Literaturpreis, den Oberösterreich zu vergeben hat, mit dem Adalbert-Stifter-Preis, bedacht. Wir bringen im folgenden Franz Kains Rede, die er anläßlich der Preisverleihung im Linzer Landhaus hielt.

Franz KAIN

Jeder Pflichterfüllung haftet etwas Strenges an, sie ist im Grunde genommen eine Überwindung von Ängsten, Bedenken, Zweifeln und Vorbehalten. Die Pflicht aber, heute den Juroren sowie Landesregierung und Landtag für die Zuerkennung und Ausschüttung der Landes-Kulturpreise zu danken, ist eine freudige, denn heute ist ein Festtag für uns alle. Die Vergebung der Kulturpreise ist nämlich auch ein Feiertag für das Bundesland Österreich ob der Enns, denn heute darf es sich von seiner besten Seite zeigen und kann gleichsam einen Sonntag mitten in die Woche setzen. Freilich haben es solche Feiertage an sich, daß nach ihnen wieder die Werktage kommen, die weniger glanzvoll sind. Auch in der Kultur stehen viele draußen vor der Tür.

Was den Adalbert-Stifter-Preis betrifft, so ist er mit tiefem Respekt vor dem poetischen Genius unseres Landes verbunden. Kein Schriftsteller kann an diesem wuchtigen Denkmal vorübergehen, ohne direkt oder indirekt von ihm beeinflußt zu werden. Allerdings geht es dabei nicht um eine blinde Verehrung. Man muß sich durchaus davor hüten, ein unkritischer Epigone Stifters zu sein. Sein Werk und seine Gestalt sind beileibe noch nicht wirklich ausgelotet, denn die scheinbare Abgeklärtheit dieses Werkes ist nur die Frucht einer äußerst schwierigen Bändigung. Wichtiges bleibt immer aufs neue zu hinterfragen. Was mag etwa den Verkünder des sanften Gesetzes dazu bewogen haben, einen Roman über Maximilian Robespierre zu planen, just in einer Zeit, da dieser einen ausgesprochen schlechten politischen Leumund hatte und es gar nicht opportun war, sich dieser Gestalt künstlerisch zu nähern? Und worauf spielt er, der wohlbestallte Beamte, wohl an, wenn er Johannes Kepler einen hier in Linz „Gekreuzigten“ nennt, dessen Drama auch darin bestand, daß die Landstände höchst ungnädig darauf reagierten, daß er, anstatt die Landvermessung voranzutreiben, wofür er ja schließlich bezahlt werde, daranging, die Gesetze des Himmels zu entdecken?

Da mag man die große Ruhe des Stifter-Werkes bewundern, ebenso notwendig aber ist es, immer wieder auch in seine Widersprüchlichkeit einzukehren. In einem meiner Bücher habe ich geschrieben, daß der große Dichter sich mir erst in der Einzelhaft einer schweren Kerkerzeit wirklich erschlossen hat. Die Formulierung ist wohl überspitzt, wahr aber ist, daß das Eindringen in das Werk Adalbert Stifters Zähigkeit und Beharrlichkeit erfordert und er wahrhaftig kein „Drüberstreuer“ ist, der sich bei und zu jeder Gelegenheit anbietet.

Mit der Auszeichnung, die Sie uns heute zuerkennen, wurde uns ein kulturelles Privilegium verliehen, das uns in Hinkunft begleiten, aber auch verfolgen wird. Eine solche Auszeichnung hat nämlich die Kehrseite, daß ein Ausgezeichneter auch ein Gezeichneter ist. Wer bisher ein vielversprechendes Talent gewesen ist, wird in Zukunft nicht mehr danach beurteilt werden können, wie gut er oder sie etwas gemeint haben bei ihren Versuchen, sondern nur, wie gut sie es getroffen haben. Die Preisträger stehen in einem schärferen Rampenlicht, das Unebenheiten nicht zudeckt, sondern grell aufdeckt. Die künstlerische Unschuld ist mit den Auszeichnungen dahin.

In einer noch schwierigeren Lage befinden sich die Kolleginnen und Kollegen, die mit den Hauptpreisen geehrt werden. Die Erwartung ist hier noch höher und die Öffentlichkeit, grausam wie sie ist, meint dann wohl, daß wir nach so viel Lob und Preis eigentlich nur noch untadelige Meisterwerke hervorbringen dürften. Natürlich sind wir bei solchen unfrommen Wünschen weit überfordert, denn die wirklich großen Würfe sind so selten wie Sternstunden.

Noch mehr überfordert wären wir, würde man von uns jetzt nur mehr Werke erwarten, die reine Harmonie verkörpern und verströmen. Der große russische Demokrat Alexander Herzen hat einmal gesagt, es wäre falsch, in den Schriftstellern die Ärzte ihrer Zeit zu sehen, sie seien vielmehr der Schmerz ihrer Zeit. Dieses Wort wurde vor rund hundertfünfzig Jahren ausgesprochen, es gilt im übertragenen Sinn für alle Kunst und Wissenschaft bis zum heutigen Tag. Der Schmerz selbst heilt nicht, aber ohne ihn gäbe es kein Erkennen von Krankheiten und damit auch keine Heilung. Er vor allem ist der unerbittliche Wegbereiter neuer Erkenntnisse.

Die Ehrung, die wir heute entgegennehmen dürfen, wird für uns Ansporn sein müssen, unsere Bemühungen mit Zähigkeit und Hingabe fortzusetzen. Dabei wissen wir sehr wohl, daß Kunst die Welt zunächst nicht wirklich verändern kann, schon gar nicht, wenn man sie zum „Direktbeschuß“ gegen unbezwungene Festungen einsetzen möchte.

Aber Kunst und Kultur wirken und weben mit an der Bewältigung der großen Aufgaben der Menschheit. Wir leben in einer Zeit, da wir bereits in den Kosmos vordringen, aber bei allen Triumphmeldungen, zum Jauchzen ist dieser Fortschritt trotzdem nicht, denn was „hier unten“ vor unseren Augen tagtäglich geschieht, ist bedrückend und erschreckend genug. Die große Herausforderung stellt sich uns daher nach wie vor in ihrer ganzen Tragweite: Jahrhunderte vorzubereiten, in denen die Menschen bewußter und menschlicher, die Welt gerechter und freundlicher und die Zeiten friedlicher sein werden. ■

Reizwort Nationalismus

Ernst Bruckmüller, Sepp Linhart, Christian Mährdel (Hg.), Nationalismus. Wege der Staatenbildung in der außereuropäischen Welt. Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Beiheft 4/1994, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1994, 248 Seiten, 298 Schilling.

Die Kriege im ehemaligen Jugoslawien und die Auseinandersetzung über den Beitritt Österreichs zur Europäischen Union haben auch hierzulande die Debatte über Nation und Nationalismus neu angeheizt. Da drängt sich eine Betrachtung förmlich auf, wie außerhalb Europas mit diesem politischen Konzept umgegangen wurde und wird.

Bereits mit der Gleichsetzung von Nationalismus und Staatenbildung im Buchtitel, wird deutlich, was eine Bewertung dieses Phänomens so schwierig macht. Einigen Autoren wie etwa Andre Gingrich in seinem Beitrag über den Jemen fällt es auch sichtlich schwer, Staatenbildungen als Nationalismus zu charakterisieren. Und es ist wohl auch fragwürdig, den Begriff des Nationalismus in einer Bandbreite anzuwenden, der letztlich keine Unterscheidung zwischen dem schlichten Ereignis einer Staatsgründung und den nationalistisch motivierten Eroberungsfeldzügen Japans zuläßt.

Warum wird, was von den Historikern für 1848 als positiv eingeschätzt wurde, heute als Inbegriff des Reaktionären bewertet? Eine Antwort ergibt sich aus dem historischen Aufriß von Ernst Bruckmüller über die Entwicklung dieses Begriffs in Europa. Durch die Tendenz zur Einbeziehung möglichst großer Bevölkerungsteile werden Standesprivilegien eingeebnet und letztlich erst die Grundlagen für Demokratie auf der Basis „Eine Person, eine Stimme“ gelegt. Wenn etwa in Nigeria die Loyalität zur Ethnie das entscheidende Kriterium für das politische Verhalten ist, wird jede Wahl und jeder „Klassenkonflikt“ zu einer „Volksgruppenzählung“.

Während das Konzept der Nation in der Auflösung von ethnischen und anderen Loyalitäten als Voraussetzung für einen demokratischen Staat interpretiert werden kann, bietet es selbstverständlich dafür keine Garantie. Denn in der Abgrenzung zu Nachbarnationen kann es gleichermaßen zur Verschleierung sozialer Gegensätze genutzt werden. Der Umgang mit Nationalismus ist wohl deshalb so heikel, weil das „Nationalbewußtsein“ als „Grundkonsens einer bestimmten neuzeitlichen Population" sich als eine subjektive Kategorie darstellt, die durchaus Ähnlichkeiten mit religiösen Empfindungen besitzt und auch als eine säkulare Ablösung religiöser Vorstellungen gelten kann. So wur-

Betrifft: Grün- und Ökopolitik

Endlich wird in Österreich wieder verstärkt öffentlich über Grün- und Ökopolitik – von links – diskutiert. Einerseits wird bereits seit längerem innerhalb und in der „Umgebung“ der Grünen die immer kapitalismusfreundlicheren Positionen der Grünen (siehe: Broschüre: Arbeit durch Umwelt – das grüne Investitionsprogramm) kritisiert, andererseits findet aber auch innerhalb verschiedener unabhängiger Projekte verstärkt eine Ökologiediskussion statt.

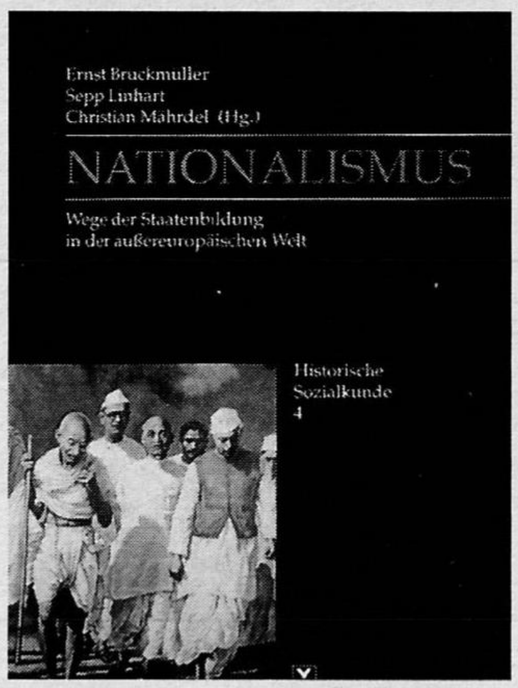
Das »Weg und Ziel« hat sich mit der Nummer 3/1994 „Alles Öko?“ dieses Themas sehr intensiv angenommen. Dem Erscheinen der Zeitschrift folgte am 20. Oktober 1994 eine Podiumsdiskussion an der Universität Wien, an der als Diskussionsleiter der links-anarchistische Grüne Dieter Schrage und als Diskutanten die »Weg und Ziel«-Autoren der Öko-Nummer Franz Schandl, Jens Dörschel, Peter Bierl und Thomas Schmidinger, sowie Franz Floss aus dem Bundesvorstand der Grünen und Christian Groschke, Student an der Universität für Bodenkultur, teilnahmen. Die Veranstaltung war gut besucht – vor allem von jüngeren, an dem Thema stark interessierten Engagierten aus den verschiedendsten Gruppierungen. Grüne und KPler (außer Josef Baum) fehlten jedoch fast gänzlich. Franz Schandl sprach grundsätzlich über die Begriffe Ökologie und Natur. Er wünschte sich, wie auch andere Diskussionsteilnehmer, eine Reduktion des Begriffes Ökologie auf das, was er immer war: ein Teilbereich der Biologie, eine Wissenschaft. Er vertrat die These, daß es gar keine Natur im klassischen Sinne mehr gäbe und der Mensch all das, was wir Natur nennen, bereits längst (mit)gestaltet hat. Seine Vorstellung, daß Natur dem Menschen diene, und nicht Selbstzweck sei, veranlaßte einen Diskutanten aus dem Publikum zur Frage, ob Natur nicht doch auch Selbstzweck sein könne, oder ob sie nur dazu da sei, dem Menschen zu dienen. Diese Frage wurde nicht von allen Podiumsdiskutanten ausreichend beantwortet und wird auch noch lange für interessante Debatten sorgen. Der Schluß der Diskussion wurde von einem provokanten Satz von Franz Floss, der sich auch heute noch zur SOAL (Trotzkisten) bekennt, geprägt: „Die Linken haben die Grünen, die sie verdienen.“

Am 29. November 1994 fand in der Lindengasse, der Grünen Parteizentrale, eine ähnliche Diskussionsveranstaltung statt, die von verschiedenen linken Grünen aus der Partei und der Grünalternativen Jugend organisiert wurde. An dieser Diskussion beteiligten sich wesentlich mehr grüne „Partei-Insider“ als bei der »Weg und Ziel« Veranstaltung an der Uni. Am Podium diskutierten: Franz Schandl, (Publizist, AL-Gemeinderat in Niederösterreich), Helmut Fian (GA-Bezirksgruppe Wien-Hernals), Albert Steinhauser (Grünalternative Jugend) und der Neo-Abgeordnete und Sozialsprecher der Grünen Karl Öllinger, der aus der links-alternativen „Gewerkschaftlichen Einheit“ kommt. Selten, beinahe nur bei den Wortmeldungen von Steinhauser und Schandl, kam die Diskussion über die übliche Selbstbeweinung der Linken hinaus.

Ein Grüner Bezirksrat stellte sich mit einem Adeligen „Von“ vor, Karl Öllinger bezeichnete sich als „leidenden Linken“ und sonst war einerseits viel Enttäuschung über die Grünpolitik und andererseits auch die Verteidigung derselben zu hören. Für Aufregung sorgte auch die Wortmeldung von Thomas Schmidinger (Grünalternative Jugend Vorarlberg), das neue mediengerechte Auftreten und Outfit von Madeleine Petrovic sei genau nach den Bedürfnissen der Medien und der Männer ausgerichtet und schrecke Frauen ab, die nicht in das Bild der „schönen“ Frau passen; die grüne Professionalität sei also männlich definiert. Während sich einige Grüne Parteifrauen und Karl Öllinger heftigst darüber erregten und das Ganze quasi als Sexismus abtaten, gratulierten einige Frauen nach der Diskussion und vermuteten ein „bewußtes Mißverständnis“ von Karl Öllinger, der die Wortmeldung als persönlichen Angriff auf Petrovic als Frau wertete. Jedenfalls spaltete diese Wortmeldung sowie Karl Öllingers Schlußwort zu diesem Thema die Anwesenden, sowohl Frauen als auch Männer.

Trotz aller Kontroversen und trotz fehlender konkreter Ansätze wird also zumindest wieder begonnen zu diskutieren, was sowohl den Grünen als auch den Linken guttun wird.

Thomas Schmidinger



den in der Französischen Revolution die Königsgräber in St. Denis geplündert. An ihre Stelle trat das Pariser Pantheon als Begräbnisstätte der nationalen Heroen.

Eindrucksvoll dokumentiert der Sammelband, daß die einzelnen Nationen keineswegs auf naturwüchsigen Grundlagen, sondern auf politischen Interessenkonstellationen beruhen. Die nationalen Mythen entpuppen sich bei näherem Hinsehen oft als Geschichtsklitterung übelsten Zuschnitts. Wie Nationen „geschaffen werden" erläutert Paul Georg Geiß in seinem Beitrag über die mittelasiatischen Republiken der ehemaligen Sowjetunion. Um „die potentielle Gefahr der Vereinigung aller Turkvölker gegen die russische Sowjetmacht zu minimieren, wurden unter Beibehaltung der arabischen Schrift durch die selektive Heranziehung von Lokaldialekten einzelne Literatursprachen für die jeweiligen Republiken geschaffen. Einerseits wurden vor allem die Dialekte dominierender Gruppen, die für die rasche Verbreitung der neuen Gruppen sorgen konnten, bevorzugt berücksichtigt. Andererseits durfte kein Dialekt kodifiziert werden, der von anderen Titularvölkern verstanden werden konnte und der sich dadurch vielleicht zur Lingua franca der Region entwickeln hätte können. Bei der Schaffung des Tadschikischen bestand das Problem in der Heranziehung von solchen Dialekten, die der persischen Literatursprache möglichst fern standen, sodaß die Einflußmöglichkeiten von außen möglichst gering gehalten werden konnten."

An Hand der geschichtlichen Aufrisse über Staatenbildung in Afrika, Asien und Lateinamerika wird deutlich, daß in der Regel mehrere „Nationalismen" auf territorialer oder kultureller Grundlage miteinander konkurrieren. So wurde etwa die Zerstörung einer Moschee durch fanatische Hindus im nordindischen Ayodhya am 6. Dezember 1992 von Anhängern wie Gegnern als Werk von „Hindu-Nationalisten" gebrandmarkt. Gleichzeitig sahen die regierenden politischen Kreise die indische Nation in ihren Grundfesten erschüttert, sprachen von antinationalen Aktivitäten, die Ayodhya herbeigeführt hätten. Eine ähnliche Konkurrenz verschiedener Nationalismen ortet auch Gerhard Melinz auf dem Weg „vom osmanischen Mosaik zur türkischen Staatsnation". Die Hoffnungen von fortschrittlichen Kräften, über einen „nationalen Befreiungskampf" stabile Mehrheiten für eine grundlegende Umgestaltung der Gesellschaft zustande zu bringen, erwiesen sich zumeist als trügerisch. Trotz einer formellen Entkolonialisierung behielten in den meisten Fällen die traditionellen wirtschaftlichen Eliten die Oberhand, die sich nicht scheuen, zur Absicherung ihrer Position auch die militärische Hilfe der ehemaligen Kolonialmächte heranzuziehen.

Da Nation und Staat letztlich als historische Zwillinge auftreten, müssen sich sozialistische und andere fortschrittliche Kräfte diesem Phänomen stellen. Die Versuche, das Konzept der Nation gesellschaftsverändernd zu nutzen, haben vor allem wegen seiner irrationalen Komponenten kaum Aussicht auf Erfolg. Selbst die säkularen Ambitionen von Staatsgründern wurden nur zu oft von tiefer verwurzelten traditionellen Religionen eingeholt, wie dies etwa das Vordringen des islamischen Fundamentalismus im arabischen Raum eindrucksvoll veranschaulicht.

Die sehr sorgfältige und detaillierte Arbeit der Autoren kann die Diskussion über dieses Thema in jedem Fall bereichern und die Debatte aus dem eurozentristischen Eck führen. Die Gegenüberstellung von österreichischer Nation versus „transnationaler" EU ist jedenfalls vor dem Hintergrund dieser Überlegungen nicht haltbar. Denn denkt man die von Maastricht eingeleitete Entwicklung Richtung Bundesstaat zu Ende, so werden wir vermutlich sehr bald mit einer nationalen Symbolik konfrontiert, die im Gegensatz zu Österreich über sehr schlagkräftige Instrumente verfügt, der übrigen Welt ihren Willen aufzuzwingen. Die allgegenwärtige „Europaflagge" ist da wohl nur ein schmächtiger Vorbote eines derartigen „EU-Nationalismus".

Peter Mandorfer

Etwas Besseres als die Nation

Wohlfahrtsausschüsse (Hg.), Etwas Besseres als die Nation – Materialien zur Abwehr des gegenrevolutionären Übels, Edition ID-Archiv, Berlin 1994, 180 Seiten, 194 Schilling.

Die Wohlfahrtsausschüsse sind ein lose organisierter Zusammenschluß von KünstlerInnen, MusikerInnen, JournalistInnen, Intellekuellen und Antifas, die sich in verschiedenen westdeutschen Städten, unter anderem Köln, Hamburg, München und Frankfurt, gebildet haben, um zu bestimmten Aktionen, Veranstaltungen und Diskussionen zusammenzukommen. Ein gemeinsames Ziel – soweit überhaupt Wert darauf gelegt wurde, eines zu formulieren – ist es, den wenigen Anlässen, bei denen Linke Stärke und Präsenz zeigen können, ein paar mehr hinzufügen zu können. Der vorliegende Band entstand im Anschluß an eine Tour mehrerer Wohlfahrtsausschüsse in den Osten Deutschlands, „um in Zusammenarbeit mit örtlichen linken Gruppen in Rostock, Dresden und Leipzig die Rechten herauszufordern und ihnen öffentlich den Raum streitig zu machen." (Andreas Fanizadeh, S. 7)

Gemeinsam sollten theoretische Auseinandersetzungen *und* politischer Kampf erarbeitet werden, um zumindest einen Teil der aufgestauten Wut freizumachen und in sinnvolle Aktivität zu verwandeln. Die AutorInnen des Bandes kommen aus den unterschiedlichsten Zusammenhängen und Lebensbereichen und stellen einen bedeutenden Teil des Spektrums der deutschen Linken dar, die Andreas Fanizadeh im Vorwort unter folgendem Gesichtspunkt betrachtet: „In der Bundesrepublik existiert eine relativ paradoxe politische Situation. Außer den linksradikalen ‚Verfassungsfeinden' gibt es keine Kraft, die ernsthaft den Versuch unternehmen würde, dem sukzessiven Abbau demokratischer Rechte entgegenzutreten." Allen ProtagonistInnen der Wohlfahrtsausschüsse ist gemeinsam, daß sie ihre Politik und Diskursformen vor dem Hintergrund der deutschen europäischen Rechtswende, dem aktiven Widerstand gegen Asylabschaffung und rassistischer Politik praktizieren.

Diedrich Diederichsen etwa fragt in „Thesen zu Rassismus und Jugendkultur", wie in Zukunft mit der Kategorie Jugendlicher umzugehen sei. „Klassische Gemeinsamkeiten von Jugendkultur mit anderen gesellschaftlichen Bewegungen sind bedroht: Kollektivität, Internationalität, Prozessualität." (S. 20) Daß der Erkenntnisgehalt seiner Thesen allerdings recht dürftig ist, liegt auch daran, daß sich seine Analysen seit Jahren nicht geändert haben, oder ihm die Weiterentwicklung nicht so wichtig schien. (Sein Text „Gefühlte Paprika" weist ihn als äußerst witzigen Kulturbeobachter aus.) Sein Widerpart Günther Jacob formuliert in „Ich-Identität und nationale Identität" die vielfältigen Anwendungen des Nationalismus und seiner historischen Genese. „Die ‚Nation', so wie wir sie kennen, ist nur wenige hundert Jahre alt. Ihren endgültigen Siegeszug um die Welt trat sie sogar erst nach dem Zweiten Weltkrieg an. Die traditionellen, vorbürgerlichen Gesellschaften zum Beispiel in Mitteleuropa wa-

ren Personenverbände ohne ‚ethnische' Homogenisierung. Die mittelalterlichen politischen Ordnungen lassen sich noch nicht als Staaten im neuzeitlichen Sinne mit allgemeinem Zuständigkeitsanspruch auf ein bestimmtes Gebiet auffassen." (S. 63)

Die Konkret-Autorin Sabine Grimm konstatiert in „Sexismus ohne Sex": „Während der Komplex Rassismus/Nationalismus ausgiebig diskutiert wird, sieht es hinsichtlich des Seximus eher dürftig aus." In ihrem Beitrag versucht sie die wichtigsten Diskussionen der letzten Zeit (Gender-Theorie, Dekonstrukivismus) nachzuzeichnen und in einen Kontext mit der aktuellen politischen Praxis der radikalen Linken zu stellen. „Der Rassismus ist in dieser Hinsicht als Produktionsweise zu begreifen, als Form der Herstellung von Homogenität – und die für das „Geschlechterverhältnis zentralen Fragen der Reproduktion, der ‚Familie' und der ‚Mutterschaft' erhalten hier entscheidende Bedeutung. (...) Daß es kaum rassistische Diskurse gibt, die nicht in irgendeiner Weise von sexualisierenden Metaphern durchzogen sind, heißt jedoch nicht, daß beide Phänomene einfach zu analogisieren oder aufeinander abzubilden wären. Im Gegenteil: Um die Produktion und Reproduktion der nationalen Gemeinschaft sozial und nicht essentialistisch bestimmen zu können, ist es vielmehr nötig, Rassimsus und Sexismus zu unterscheiden." (S.98)

Isabelle Graws Beiträge versuchen sich darüber zu verständigen, wie diese Überlegungen in die konkrete feministische Praxis Eingang gefunden haben („Die Frau im Wohlfahrtsausschuß") und untersucht in „Für Theorie", wie sich das Verhältnis von politischer Praxis und theoretischer Reflexion bei Kulturschaffenden gestaltet. „Politik wird im Kunstbereich ähnlich wie Theorie diskutiert. Theorie und Politik gelten als ‚andere Bereiche', durch deren Inkorporierung eine künstlerische Arbeit ‚politisch' oder ‚theoretisch' wird." (S. 90) Graw fragt sich, warum die Wohlfahrtsausschüsse von so vielen KünstlerInnen mitgetragen werden. „Wir haben uns in letzter Zeit oft gefragt, wie sich die Politisierung von Leuten, die im kulturellen Bereich arbeiten, erklären läßt. Politisierung heißt nicht, daß zur Tat geschritten wird. Eher werden Möglichkeiten der Reaktion und der Intervention in Erwägung gezogen. Die sich häufenden rassistischen Morde (Rostock, Mölln, Solingen...) zusammen mit den herrschenden rassistischen Diskursen ergaben eine Situation, in der anders als bisher vorgegangen werden mußte. Theorien bestimmten dabei den Raum für das, was als möglich oder unmöglich gedacht werden konnte." (S. 89)

Alex Demirovic thematisiert in „Fordistischer Nachkriegskonsens, Krise und Neorassismus" auf welche Weise faschistische Kontinuitäten in der Mentalitätsstruktur der Bevölkerung die aktuellen rassistischen Entwicklungen beeinflussen. „Gegen die These also, daß die rechten Einstellungen und Aktivitäten eine bloße Reaktion auf die gegenwärtige sozialökonomische Krise oder die deutsche Vereinigung seien, vertrete ich die Ansicht, daß das gegenwärtig verstärkte Auftreten, die stärkere Mobilisierung von rechten Gruppen und die zunehmende Verbreitung rechtsextremen und rassistischen Denkens in der Gesellschaft Aspekte einer langanhaltenden Krise und Transformation der gesamten Form kapitalistischer Vergesellschaftung der Nachkriegszeit, der fordistischen Regulation, sind. (...) Die Krise ist auch ein Ergebnis des Belagerungskampfes der Rechten und Neuen Rechten; sie spielen in diesem Krisen- und Transformationsprozeß eine aktive Rolle und prägen das Kräfteverhältnis, indem sie dafür eintraten und eintreten, daß sich Teile der Bevölkerung aus dem Nachkriegskonsens herauslösen und sich dieser auflöst, so daß die Rechte endlich offen auftreten und sich organsieren kann, vor allem aber, daß sich ein neuer Herrschaftsblock und gesellschaftlicher Konsens bildet, der eine neorassistische Form annimmt." (S. 107 f.)

Die Aussagen der autonomen l.u.p.u.s.-gruppe in „Gegen die völkische Mitte" haben auch nicht den Charakter einer latest news, sie wiederholen nur das, was sie schon immer gesagt haben (und was auch richtig ist). Die verschiedenen Beiträge versuchen ein Bild davon zu vermitteln, auf welchen theoretischen Grundlagen die politischen Kämpfe der Linken basieren müssen, um den eingeengten Handlungsspielraum wieder erweitern zu können. „Deutlich wird durch diese Textsammlung", schreibt Andreas Fanizadeh, „daß die Wohlfahrtsausschüsse sicherlich über ein beachtliches Maß an kritischer Gesellschaftstheorie verfügen und auch in der Lage sind, damit ein Publikum zu erreichen, das sich außerhalb traditioneller politischer Zusammenhänge bewegt. Nur, dies mit einer neuen subversiven Praxis im kulturellen wie im politischen Bereich zu verbinden, scheint bislang mehr Anspruch als Wirklichkeit." (S. 13) Sich der Verwirklichung dieses Anspruches zu verschreiben, ist eine notwendige Voraussetzung, die Rekonstruktion linker Politik in Angriff zu nehmen. Für AnfängerInnen ist der Band eine gelungene Einstiegslektüre in die Materie linksradikaler Politik und Theorie. Für Eingelesene kann das Buch als Rekapitulation schon bekannter Standpunkte betrachtetet werden und die eigenen Diskussionsgrundlagen vertiefen.

Paul Ostwind

Vom Sturz des herrschenden Liebesideals...

...in den Romanen von Irmtraud Morgner:
Rumba auf einen Herbst, Hamburg 1992;
Hochzeit in Konstantinopel, Neuwied 1979;
Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura, Berlin/Weimar 1974);
Amanda – ein Hexenroman, Berlin (Ost) 1983

Vor fünf Jahren starb die Schriftstellerin Irmtraud Morgner. Wie so viele KünstlerInnen der damaligen DDR begrüßte auch sie mit Euphorie den Sturz der SED-Herrschaft. Sie glaubte fest daran, daß sich das Potential an positiven und kreativen Energien dieses Landes nun entfalten würden. Erspart blieb ihr der fast totale Zusammenbruch der Utopie eines demokratischen Sozialismus, die schon fast konkret schien. Erspart blieb ihr der Triumph des Casino- und Dienstbotenkapitalismus in ihrem Land.

Konkrete Utopien, dieses an Ernst Bloch angelehnte Prinzip, sind es, die Morgners literarisches Werk bestimmen. Utopien, die aus dem Blickwinkel der Frau heraus entwickelt werden. Die Meinung, daß in der DDR für Frauen zur Durchsetzung dieser Utopien die besseren Startpositionen herrschten als im Westen, wurde Morgner von westlichen Feministinnen oft angekreidet. Die Marxistin Morgner war aber bis zuletzt davon überzeugt. Daß jedoch die Zustände in diesem Land so beschaffen seien, daß große, revolutionäre Umwälzungen in der herrschenden Kultur nötig seien, um den weiblichen Bedürfnissen zum Durchbruch zu verhelfen, ging freilich gegen die herrschende Doktrin. Ihr erstes großes Romanwerk *„Rumba auf einen Herbst"* konnte in der DDR nicht erscheinen. Es erschien erst vor zwei Jahren, nach dem Tod der Autorin. Bereits hier sind die bestimmenden Themen

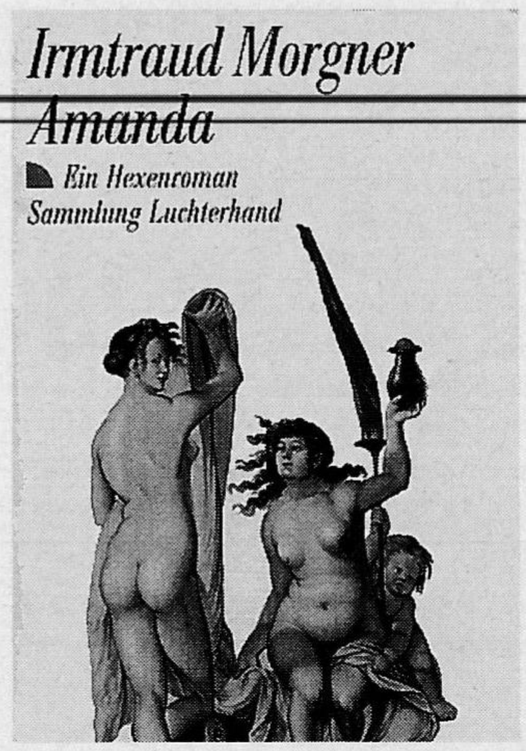
angelegt. Die Frau mit ihren Leidenschaften, die in einer von männlichen Prinzipien dominierten Wirklichkeit nicht zum Durchbruch gelangen können. „Die Natur ließ sich nicht überwinden. Und eine Frau, die so egoistisch war wie jeder normale Mann, war schon keine Frau mehr. Die Natur hatte diese Erde mit zwei ungleichen Sorten von Menschen bevölkert. Leider. Gottseidank. Also? Was hieß das also eigentlich: eine Frau mit Talent? Talent wozu? Talent zur Mutter? Talent zu einem Beruf? Bei einem Mann war diese Frage leicht zu beantworten. Talentiert, das hieß bei einem Mann: Begabt für eine Berufung. Was war die Berufung einer Frau? Hatte sie eine? Hatte sie zwei? Konnte ein Mensch zwei Berufungen überhaupt verkraften? Fragen. Fragen." Fragen, die in ihren späteren großen Romanen zwar nicht beantwortet, jedoch noch drastischer formuliert werden. Noch vor den großen Salman Romanen erschien die Urlaubsgeschichte *„Hochzeit in Konstantinopel"*. Hier versucht eine junge Frau namens Bele den Mann, den sie heiraten will, zu gewinnen. Ort der Handlung: ein Städtchen an der jugoslawischen Adria, von Bele Konstantinopel genannt. Paul, ein junger Physiker, will jedoch den Urlaub für wissenschaftliche Großtaten nutzen, was nicht auf Beles Gegenliebe stößt. Sie setzt den wissenschaftlich- objektivistischen Höhenflügen Pauls poetische entgegen: Sie erzählt phantastische Begebenheiten, Erinnerungen, Träume, mit wenig Erfolg. Der Traum vom gemeinsamen Leben mißlingt – Bele trennt sich von Paul.

Angelegt ist bereits hier die Kritik am Absolutheitsanspruchs einer Denkart, die bei Männern besonders ausgeprägt ist, jedoch für die gesamte menschliche Welt und Umwelt fatale Folgen hat. Ausgangspunkt ihrer beiden großen Romane *„Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura"* und *„Amanda – ein Hexenroman"*, die als Trilogie geplant waren, ist das, was man heute allgemein

als „globale Bedrohung" bezeichnet. Es ist ein historischer Zeitpunkt erreicht, „da der Mangel der Regierer nicht nur ihre Existenz oder die der von ihnen Regierten vernichten kann, sondern alles was kreucht und fleucht auf Erden samt ihr". (Amanda, S. 457): Wenn die Trobadora Beatrix (eine weibliche Minnesängerin aus dem mittelalterlichen Frankreich), die als Sirene wiederkehrt, um mit ihrem Gesang die Menschheit zu erretten, über diesen Zustand reflektiert, spricht sie den vielleicht zentralen Gedanken des gesamten Werkes aus: „Die abstrakte Zwiesprache, die auf Quantität aus ist, auf Meßwerte, Definitionen, Gesetze der Materie, Objektivität, hat sich seit der Renaissance enorm entwickelt und inzwischen Ausschließlichkeitsanspruch erworben. Die Fähigkeit der konkreten Zwiesprache, die auf Qualität aus ist, auf Bindung, Bild, Erleben der Materie, Subjektivität, ist verloren gegangen. Subjektivität nicht subjektivistisch verstanden, sondern materialistisch. Erst auf einen Menschen, der die Welt nicht nur als materiell begreift, sondern sich als Teil von ihr auch zu erfühlen fähig ist – gebunden, eingebunden, geborgen, verantwortlich – trifft die Bezeichnung ‚Materialist' genau." (Amanda, S. 459f.)

Es geht um das Einbringen von Fähigkeiten in die Öffentlichkeit, die bisher vor allem bei Frauen – durch die herrschende Kultur – hochentwickelt waren, vor allem für private Angelegenheiten (Hege, Fürsorge). Aber die großen, wichtigen Angelegenheiten bleiben den Männern und der bei ihnen stark geprägten Art zu denken vorbehalten, ihnen werden große Leidenschaften (in Politik, Kunst, Wissenschaften) zugestanden.

Laura Salman (Hauptheldin, in ihrer hexischen Hälfte Amanda genannt) bleibt nur die Spaltung, um bestehen zu können. Ein „Schlafersatzelixier" soll Abhilfe leisten, denn unter den herrschenden Bedingungen bleibt kein Platz für Leidenschaften. Das, was in der herrschenden Kultur unterdrückt wird, wird als hexische Hälfte in das Reich der Phantasie verlegt. Morgner geht es aber um das Zurückholen dieser hexischen Hälfte der Welt in die Wirklichkeit, „denn abgetötete Leidenschaften erniedri-



gen den Menschen." (Amanda S. 227) Sie erkennt die alltäglichen Mechanismen der „Abtötung": Alleinverantwortlichkeit für Kinderaufzucht, Haushalt, chemische Verhütungsmittel, entfremdete Arbeit und mehr. Kein Zweifel herrscht darüber, daß Morgner den ganzen Menschen mit voll entwickelten Leidenschaften, als Ziel betrachtet, „denn jede sozusagen einstimmige Denkrichtung müßte natürlicherweise zu engstirnigen Weltsichten führen." (Amanda S. 353) Vorerst bleibt dies aber noch Utopie, wenn auch in Ansätzen die Möglichkeit einer neuen, alternativen Form des Zusammenlebens zwischen den Geschlechtern, etwa durch die Gestalt des „neuen Mannes" Benno, angedeutet wird. Auch Frauen sind vom herrschenden, verstümmelnden Liebesideal nicht frei:

„Aber die hiesige Kultur hat ein Liebesideal postuliert, das den Liebenden abverlangt, sich gegenseitig die Welt fokussiert darzubieten. Es weckt unerfüllbare Erwartungen und liefert jedem Menschen schnell den Beweis, daß seine Liebe ungenügend erwidert wird oder daß es sein Schicksal ist, vergeblich nach wahrer Liebe zu suchen, oder daß Liebe nicht von Dauer ist oder alle Liebe Illusion. Ein zerstörerisches Ideal – Hausfrauen wie auf den Leib geschrieben. Für sie muß der Mann Weltersatz sein. Aber auch berufstätige Frauen vergleichen ihr Leben mit diesem Ideal – alle Leute, ob Frau, ob Mann, schleppen es irgendwie mit sich herum. Auch als Negation. Kein Wunder, daß es kaum länger währende glückliche Liebesbeziehungen oder gar Ehen gibt. Kein Wunder, daß von der Sexualität neuerlich Wunder erwartet werden. Aber Sexualität kann Erotik nicht ersetzen. Erotik zu einem Menschen oder zu mehreren – Erotik zur Welt. Eine Menschheit, die unfähig ist, ihre Erde zu lieben, ist wohl auch unfähig, sie vor der Vernichtung zu retten. Das herrschende Liebesideal, das Weltersatz fordert, muß gestürzt werden..." (Amanda, S. 607)

Josef Schiller

Polygamie

Regula Heinzelmann, Die neuen Paare. Anleitung zur Polygamie. Nymphenburger-Verlag, München 1994, 208 Seiten, 233 Schilling.

Dieses Buch ist einzigartig: Es ist das einzige lieferbare deutschsprachige Buch, das „Polygamie" im Titel oder Untertitel trägt. Das verweist wohl auf die Tatsache, daß Polygamie hierzulande (rsp. in vielen vergleichbaren Ländern) zwar in der Realität zur Alltäglichkeit gehört, aber gleichzeitig eins der großen Tabus darstellt (70 Prozent leben polygame Beziehungen, vertreten aber das Ideal der Monogamie): Was nicht sein kann, darf nicht sein. Über Polygamie, über (sexuelle) Beziehungen zu mehreren Partnern wird nicht diskutiert, wird nicht geschrieben als etwas, das der Monogamie ebenbürtig ist, weil das unumwundene Leit- und Vorbild die Monogamie ist. Die Doppelmoral feiert fröhliche Urständ.

Der schweizer Autorin geht es nicht darum, zufriedene MonogamistInnen zu bekehren, sondern sie plädiert für die gesellschaftliche Anerkennung und Gleichberechtigung der Polygamie. Sie selbst bevorzugt diese Lebensform seit ihrer Jugend.

Gleich vorweg: Viele mißverstehen Polygamie als eine Aneinanderreihung von One-night-stands, als Beziehungen, in denen Menschen einander wahl- und ziellos konsumieren, als sogenannte „Wegwerfbeziehungen" oder als billige Möglichkeit für einen Partner – meist den Mann – die Frau, wann immer ihm danach ist, zu „betrügen". Damit hat die Auffassung von Polygamie im Sinne der Autorin nicht das Geringste zu tun. Ganz im Gegenteil: Um Polygamie befriedigend zu leben, bedarf es großer Offenheit, großen Vertrauens und vor allem eines großen Verantwortungsbewußtseins und wohl auch der Fähigkeit, „reife" Beziehungen zu leben. Bevor ich näher auf die mir sehr gut und sinnvoll lebbar erscheinenden Polygamievorstellungen eingehe, möchte ich jedoch das aufzählen, was mir an diesem Buch gar nicht gefällt. Es ist die ideologische – zwar liberale, aber äußerst marktwirtschaftliche, kapitalistische Orientierung der Autorin, die ihren Blickwinkel prägt. Sie meint etwa, polygame Beziehungen vermehren die Lebenslust, das gesamte Energiepotential eines Menschen – d'accord! Aber die Idee, dieses Kraftpotential auch für marktwirtschaftliche Gewinne – via beruflichen Einsatzes – zu nützen, entspringt wohl der (ganzheitlichen) Management-Philosophie, mit der die Autorin vermutlich in ihrer Tätigkeit als freie Journalistin hauptsächlich für Wirtschaftsmagazine konfrontiert ist (Heinzelmann ist gelernte Rechtswissenschaftlerin). Mein dahingehendes Verständnis deckt sich mit dem, mir bis dahin ausschließlich bekanntem – etwa dem des frühen Wilhelm Reich oder des von Michel Foucault: Repressive sexuelle Normen und politische Anpassung bzw. die Voraussetzung für Ausbeutung sind eins. Scheinbar ist aber umgekehrt der Schluß nicht zulässig, daß befreite(re) Sexualität automatisch zu politischer Emanzipation führt.
Und/oder aber, die Vorstellungen der Autorin, die von gewisser Ridigität (am falschen Ort) geprägt sind, sind erst ein kleiner Schritt zur sexuellen Befreiung. Weiters sind in diesem Buch psychologische/psychoanalytische Komponenten gar nicht zu finden. Zwischenmenschliche Problemlösungsvorschläge finden ausschließlich im „managementmäßigen" Rahmen statt. Wie der Untertitel bereits besagt, ist das Buch tatsächlich als direkte „Anleitung" zur Polygamie geschrieben – zu direkt!, obwohl es auch allgemeine und historische Teile umfaßt. Nicht nur Diktion der Autorin, sondern auch ihr ideologischer Background sind durchaus nicht nach meiner Ausrichtung, jedoch ist dies das einzige Buch (das ich kenne), das in seiner Grundauffassung von Polygamie durchaus Brauchbares bietet. Heinzelmann stellt aus (geschichtlicher) Praxis abgeleitet vier Grundtypen von Liebe vor: Lebenspartnerschaft, ergänzende Liebe, leidenschaftliche Liebe und kameradschaftliche Liebe. Erstere zwei und letztere zwei sind jeweils gegenüberliegend an zwei Koordinaten. Eine Beziehung – etwa die Lebenspartnerschaft – kann mehr in den leidenschaftlichen oder in den kameradschaftlichen Bereich reichen. Eine oder mehrere Beziehungen bewegen sich in unendlich vielen Möglichkeiten zwischen diesen vier oder noch mehreren Varianten.

„In der heutigen monogamen Gesellschaft besteht das Vorurteil, daß man alle Partnerschaftsformen in einer vereinigen kann. Dies ist, wie die Wirklichkeit zeigt, eine unrealistische Vorstellung. Die einzelnen Partnerschaftstypen sind nicht nur unterschiedlich, sondern teilweise geradezu unvereinbar." (S. 108) (Vgl. „Vernünftige amour fou" – „vernünftige verrückte Liebe" in meinem Beitrag in diesem Heft.)

Heinzelmann geht von einer tragfähigen, stabilen Lebenspartnerschaft aus, mit ein oder mehreren gemeinsamen Zielen – etwa beruflichen oder das Leben mit Kindern. Die Autorin beschreibt den Umgang mit Beziehungen als höchst verantwortungsbewußt, das heißt jede/r braucht dazu ein hohes Selbstreflexionsniveau, Fähigkeit zur Selbstkritik und großes Analysevermögen seiner Bedürfnisse. Wie das befriedigend zu leben möglich ist, beschreibt Heinzelmann an vielen praktischen Beispielen und auch wie es auf jeden Fall nicht funktionieren kann. Wer an polygamer Lebensform interessiert ist, dem/der bietet dieses Buch jenseits aller Mängel und Unsympathien durchaus Anregendes. Das Anliegen der Autorin, die herrschende Doppelmoral zu entlarven und aufzuzeigen, wie das Bedürfnis sehr vieler nach Mehrfachbeziehungen befriedigend lebbar ist, ist im gegebenen Rahmen gelungen.

Zur Grundvoraussetzung für polygame Lebensform möchte ich folgendes anmerken. Für mich stellt sie das Gegenteil von dem dar, was ich in meinem Beitrag „Das Private ist politisch" als herrschende Praxis in unserem gesellschaftlichen System beschrieben habe: Liebe und Geschlechtsverkehr werden geradezu zum Warenverkehr, der/die PartnerIn zur Ware, die ich besitze. Eifersucht ist die logische Folge daraus. Wenn ich dies zu überwinden versuche, wenn ich Beziehungen der jeweiligen Gemeinsamkeit wegen lebe und nicht geprägt von Besitzvorstellungen, wenn ich spüre, wenn ich weiß, was das jeweils *Einzigartige* zwischen mir und einem Du ist, dann gibt es für mich keinen Grund für Eifersucht. Entweder will das Du diese Gemeinsamkeit auch oder er/sie will sie nicht, aber jemanden aus Liebe/der Liebe wegen unter Druck zu setzen, ist für mich keine Grundlage für eine Beziehung. Vor diesem Hintergrund werden beide Partner verantwortungsvoll mit anderen Beziehungen umgehen, in dem Bewußtsein, was das Einzigartige zwischen ihnen „kann und braucht" und wofür ich und der andere noch andere „Einzigartigkeiten" eingehen will – was der jeweils anderen „Einzigartigkeit" keinen Abbruch tut!

Daß so zu leben in einer völlig anderen Wirklichkeit kein reines Honiglecken ist, ist klar. Ich kann jedoch weder meine politischen noch meine „privaten" Überzeugungen (letztere sind für mich ebenfalls eminent politisch) über Bord werfen, nur weil sie gerade nicht en vogue sind.

Maria Wölflingseder

Diskussionen

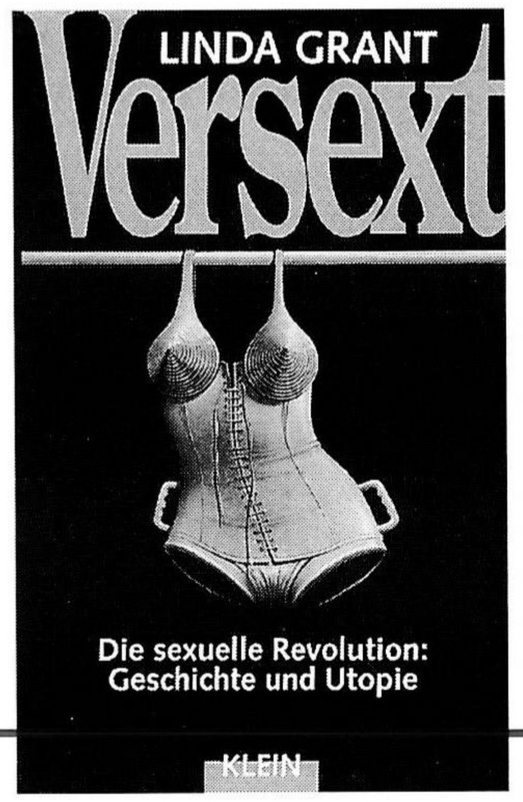
»Weg und Ziel«-LeserInnen-Forum zum Schwerpunkt Medien: Das Loch im Kopf – Medienwirklichkeit in Österreich

am 20. Jänner 1995, um 19 Uhr
im Literaturhaus, Seidengasse 13, 1070 Wien
Es diskutieren:
Gerhard Ruiss, Autor, IG Autoren; Franz Schandl, Publizist und Politologe; Lutz Holzinger, Journalist und Autor; Friedhelm Kröll, Soziologe; Wolfgang Priglinger, Philosoph

Aussteigen – LehrerInnenlust und LehrerInnenfrust oder: Eine ruhige Kugel?

am 23. Februar 1995, um 19 Uhr,
im Trattnerhof 2/14, 1010 Wien
mit Ferdinand Lechner, Soziologe

Linda Grant
Versext
Die sexuelle Revolution: Geschichte und Utopie
Klein-Verlag, Hamburg 1994
320 Seiten, 310 Schilling



Sex wird bekämpft — Sex schlägt zurück — Sex galt schon immer als Gefahr für die Gesellschaft und für den einzelnen. Sex ist seit jeher der Stoff gewesen, aus dem Utopien gewoben wurden.
Erst kam die sexuelle Revolution, dann der Gegenschlag: vom Feminismus gegen die Pornographie und von der politischen Rechten gegen den Verfall der moralischen Werte.
Dieses Buch ist der erste ernsthafte Versuch, die geistigen, wirtschaftlichen und technologischen Strömungen zu untersuchen, die den Verlauf der sexuellen Revolution von den sechziger Jahren bis heute bestimmt haben. (Auszug aus dem Klappentext)

Hans Kalt
Stalin langer Schatten
Das Scheitern des sowjetischen Modells
PapyRossa-Verlag, Köln 1994
240 Seiten, 297 Schilling

Hans Kalt geht es darum, die Diskussionen um Irrwege und Zusammenbruchsursachen des sowjetischen Sozialismus-Modells über eine oberflächliche „Stalinismus"-Debatte hinausführen. Neben den politischen Fehlentwicklungen legt er besonderes Gewicht auf die strukturellen Deformationen der ökonomischen Basis. Wichtige Abschnitte der sowjetischen Geschichte erscheinen damit in einem neuen Licht. (Klappentext)

Biologismus-Symposium

am 18./19. November 1994
im WUK und an der Uni

Julius Mende, Günther Jakob, Lisbeth N. Trallori, Marianne Friese, Rolf Löther

Jutta Ditfurth, Fotos: Matthäus Zinner

Wir freuen uns über

- das große Interesse,
- die zahlreichen bekannten und unbekannten BesucherInnen,
- die heißen, leidenschaftlichen Diskussionen!

PS: Einen Tagungsbericht im herkömmlichen Sinn wird es nicht geben, sondern ein Buch im Promedia-Verlag mit Beiträgen der ReferentInnen.

Ein Ersuchen des Verlags an den Briefträger:
Falls Sie diese Zeitschrift nicht zustellen können, teilen Sie uns bitte hier den Grund und gegebenenfalls die neue oder richtige Adresse mit.

_____

_____

Straße/Gasse Hausnummer/Stiege/Stock/Tür

_____

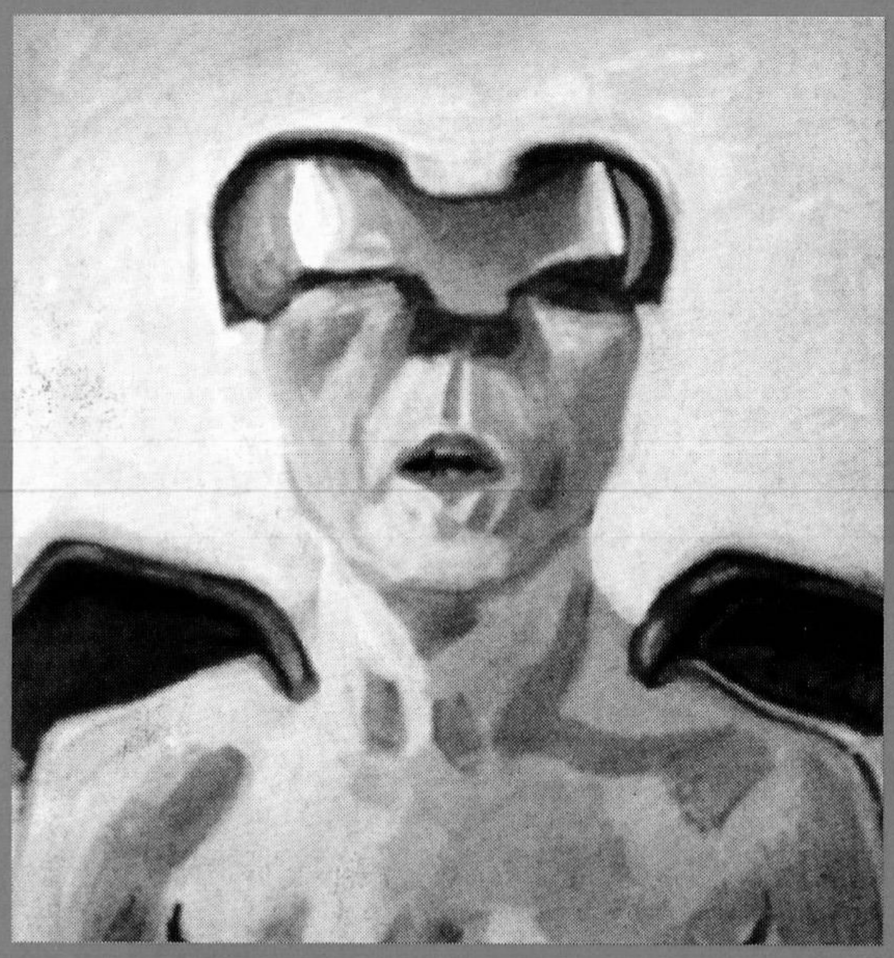
Postleitzahl Ort

Besten Dank

P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1020 Wien

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift



Individualisierung
Entfremdung
Gewalt

Nr. 5 ● 1994 52. Jahrgang Einzelpreis 40 Schilling

Bitte bitte bitte bitte bitte

das ABO 1994 bezahlen!!!

Werte LeserInnen, wir haben vor einiger Zeit Zahlscheine

PSK 1835 009

ausgeschickt.

Leider hat bis jetzt nur Bruchteil der AbonnentInnen

200 Schilling

eingezahlt.

Bitte kramt den Zahlschein hervor, und gebt Euch einen Ruck!

Unsere knappen personellen und finanziellen Ressourcen können wir nicht in aufwendiges Mahnungenausschicken stecken.

Wir bitten um Verständnis.

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Herausgeber:
Kommunistische Partei Österreichs

Redaktionskomitee:
Dr. Winfried Garscha
Dr. Günter Klodner
Mag. Julius Mende
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. Maria Wölflingseder

Achtung neue Adresse:

Abonnement, Vertrieb und Redaktionsadresse:
Karin Springer, KPÖ,
Trattnerhof 2/14,
1010 Wien,
Tel.: 0222/533 60 23

Bürozeiten:
Mo – Fr 13 – 16[30]

Erscheinungsweise:
fünfmal jährlich

Abonnement-Preise:
5 Hefte 200,- S; 35,- DM

Lay-out:
Michael Baiculescu,
Werkstatt für digitales Gestalten

Druck:
Druckerei Gerstmayer
Ges.m.b.H., Schönbrunner
Straße 215

Die nächste Nummer

erscheint Ende Februar 1995

Themen-schwerpunkt: Neue Technologien

Inhalt

Nr. 5, Dezember 1994, 52. Jahrgang

NATION/ALISMUS

Hans KALT: Die nationale Frage – heute 2

Mario ANT: Die Nation als Spannungsfeld 7

THEMA: INDIVIDUALISIERUNG, ENTFREMDUNG, GEWALT

Maria WÖLFLINGSEDER: Einleitung 14

Konstanze WETZEL: Individualisierung, Solidarität und Freiheit 15

Friedhelm KRÖLL: Individualisierung – The Alienation goes on 20

Peter MOESCHL: Utilitarismus – der reduzierte Wert 26

Maria WÖLFLINGSEDER: Das Private ist politisch 29

Karin und Werner SEPPMANN: Medien, Irrationalismus und Gewalt 37

Inge KARAZMAN-MORAWETZ: Gewalterfahrungen Jugendlicher und Rechtsorientierung 43

Julius MENDE: Gewalt in der Schule – Gewalt aus der Glotze? 46

Dorothee SÖLLE: Gewalt – von unten, von oben und von innen 48

TENDENZ RECHTS

Gerald GRÜNEKLEE: „...und dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu“ 52

PSYCHOANALYSE

Wolfgang ERTLER: Das Sexuelle und die Sexualität 56

KULTUR

Franz KAIN: „Der Schmerz ihrer Zeit“ 59

BÜCHER

Ernst Bruckmüller, Sepp Linhart, Christian Mährdel (Hg.): Nationalismus – Wege der Staatenbildung in der außereuropäischen Welt

Wohlfahrtsausschüsse (Hg.): Etwas Besseres als die Nation

Irmtraud Morgner: Rumba auf einen Herbst; Hochzeit in Konstantinopel; Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura; Amanda – ein Hexenroman

Regula Heinzelmann: Die neuen Paare – Anleitung zur Polygamie 60

Titelbild: Maria Lassnig, Sciencefiction-Selbstporträt, 1980

Die nationale Frage – heute

Hans KALT

Wie immer man Begriffe wie Nation, Nationalität, Volksgruppe, Ethnie definiert, unbestreitbar ist, daß die Beachtung ihrer Existenz und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihnen im verflossenen halben Jahrhundert nicht abgenommen, sondern zugenommen hat. Dies obwohl wichtige, die Entwicklung von Nationen bestimmende Faktoren eine Wirkung der Annäherung und Verschmelzung von Nationen und Nationalitäten zu haben scheinen.

Hier nur einige der wichtigsten: Unbestreitbar hat der ökonomische Reproduktionsprozeß nationale Grenzen gesprengt und die Internationalisierung nimmt rasch weiter zu. Selbst große Volkswirtschaften verlören erheblich an Effizienz, würden sie wieder in autarke nationale Rahmen zurückgedrängt. Für kleine wäre eine solche Reduktion mit schwersten Krisen verbunden. In Österreich betrug Mitte der fünfziger Jahre der Außenhandel (Mittelwert zwischen Export und Import) etwa 20 Prozent der Gesamtwertschöpfung (Bruttoinlandsprodukt), aber bis Anfang der neunziger Jahre stieg dieser Anteil schon auf 40 Prozent.[1]

Zu den objektiven Entwicklungstendenzen gehören aber nicht nur die der ökonomischen Prozesse. Ähnliches gilt für das Gebiet der Kultur. Die Kommunikationsrevolution hat einen Zugang zu andersnationalen Kulturformen herbeigeführt, der noch vor wenigen Jahrzehnten – ohne Elektronik, Fernsehsatelliten usw. – undenkbar geschienen hätte. Gleiches gilt für die eng mit der nationalen Kultur verbundene nationale Eigenart, den spezifischen Nationalcharakter, wie ihn Autoren Ende des 19. Jahrhunderts nannten. Die seit dem Zusammenbruch des großen Sozialismusversuchs in Osteuropa etablierte Herrschaft kapitalistischer Produktionsverhältnisse über die ganze Welt, verbunden mit der noch absoluteren medialen Beherrschung aller Informationsmöglichkeiten, sollte – wieder abstrakt betrachtet – das Bewußtsein der Ganzheitlichkeit der Menschheit deutlich rascher wachsen lassen, als alle abgrenzenden Besonderheiten. Schließlich gibt es heute Bedrohungen für die Menschen, denen sie unabhängig von ihrer Klassen- aber auch Nationalzugehörigkeit ausgesetzt sind, wie der, atomarer Zerstörung, ökologischer Katastrophen und anderer.

Wieso hat dennoch in den jüngst verflossenen 50 Jahren das Nationalbewußtsein stark zugenommen?

Wieso wachsendes Nationalbewußtsein?

Ich beginne mit dem uns am nächsten liegenden Beispiel: Vergleicht man das Nationalbewußtsein der Österreicher heute mit jenem, das 1938 Hitlers Einmarsch in dieses Land als einen „zweiten deutschen Staat" geradezu „logisch" erscheinen ließ, dann kann man erfassen, wie sehr und in welche Richtung sich die Dinge verändert haben.

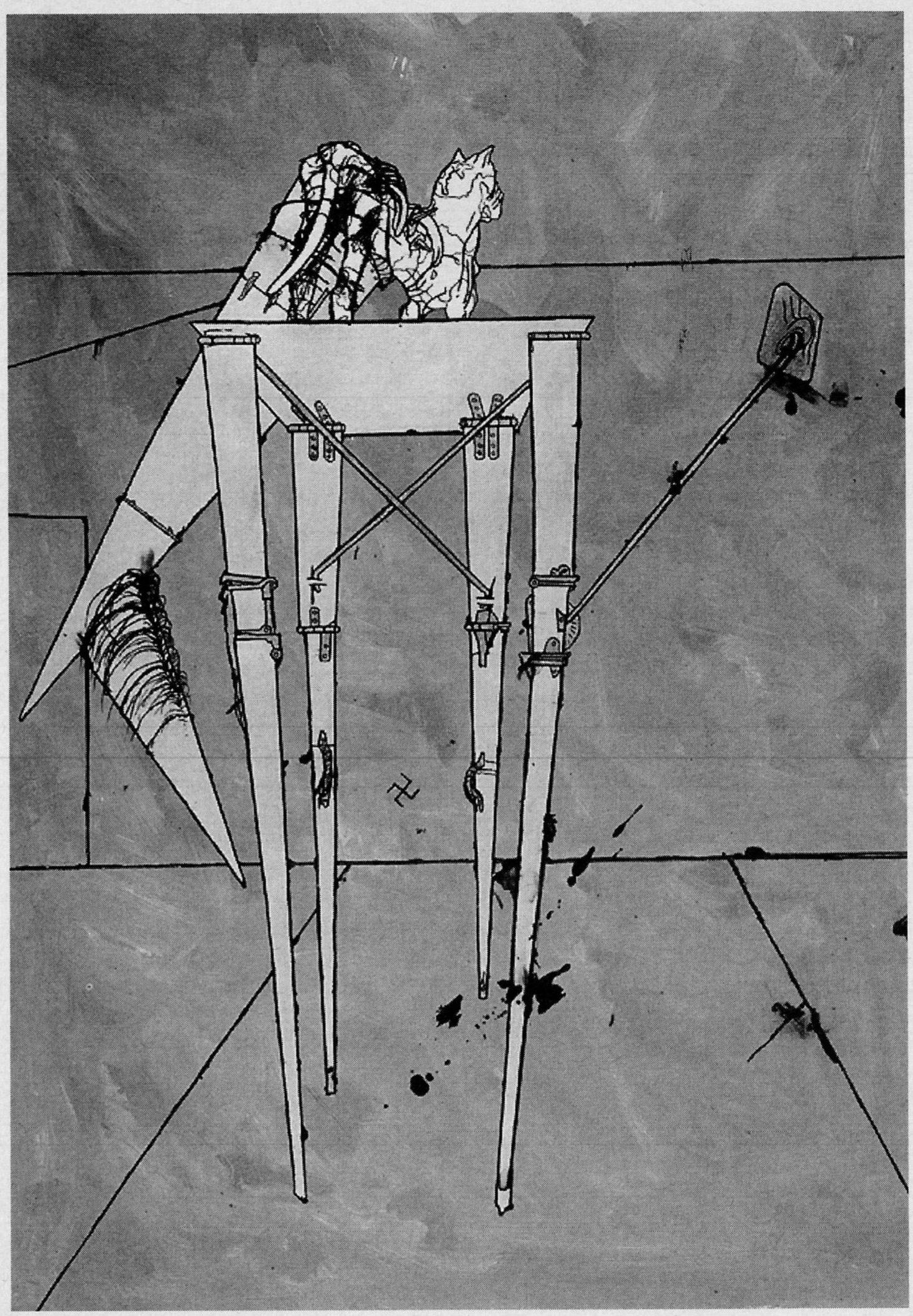
Zu den schon vor einem Jahrhundert auch in Westeuropa bestehenden nationalen Konflikten in äußerlich einheitlich scheinenden Nationalstaaten, wie dem der Iren in Großbritannien, der Basken in Spanien, dem Sprachenkonflikt in Belgien – sind Konflikte von Volksgruppen dazugekommen, denen vor hundert Jahren kaum eigene Nationalität zuerkannt worden wäre: Waliser und Schotten in Großbritannien, Katalanen in Spanien, Bretonen in Frankreich und einige weitere.

Sogar ein Jahrzehnte hindurch mit staatlichen Machtmitteln forcierter Internationalismus in den ehemals sozialistischen Ländern Mittel- und Osteuropas konnte nicht verhindern, daß dort jetzt Nationalismus mit neuer Vehemenz aufbricht. Besonders tragisch ist dabei das Schicksal der Balkanvölker und jener des Kaukasus. Wer vor allem aus der unbestreitbar stark anwachsenden ökonomischen Integration der Produktions- und Zirkulationsvorgänge auf eine automatisch in gleiche Richtung erfolgende gesellschaftliche Integration der Nationen und Nationalitäten schließt, begeht einen Denkfehler. Er setzt Entwicklungen im Bereich der Produktivkräfte gleich mit Vorgängen im Bereich der gesellschaftlichen Verhältnisse. Dabei hat schon Marx gezeigt, daß sich die Produktionsverhältnisse (also die Rechts- und Eigentumsbeziehungen in der ökonomischen Reproduktion) nicht automatisch parallel zu den Produktivkräften entwickeln, von den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen gar nicht zu reden. Gäbe es einen solchen Automatismus, dann wären auch Klassenkämpfe nicht notwendig, hätte die Bourgeoisie nicht drei Jahrhunderte lang um die Überwindung der Feudalverhältnisse kämpfen müssen.

Was meine ich damit? Bezugsfeld für die Bewußtseinsentwicklung jedes Individuums sind nicht allein die Produktivkräfte, sondern noch stärker die gesellschaftlichen und vor allem die Produktionsverhältnisse. Besonders diese bestimmen seinen Platz in der Gesellschaft. So hat in jüngster Zeit Englisch als „Arbeitssprache" der Computer mit Tausenden neuen Begriffen im Reproduktionsprozeß eine neue Weltstellung erlangt. Aber gesellschaftspolitisch hat das wenig Auswirkung. Oder: Ein Automotor oder -getriebe für General-Motors-Modelle kann in einem US-amerikanischen, deutschen, österreichischen, ungarischen usw. Zweigbetrieb hergestellt und anderswo montiert werden, die Beschäftigten jedes Zweigbetriebs spüren zwar die Zugehörigkeit des Betriebes zum GM-Konzern, aber weniger als die konkreten Bedingungen des Standortlandes.

Sozialniveau, Schul- und Berufsausbildung, Arbeitskultur, das kulturelle Umfeld bleiben im nationalen Rahmen bestimmt. Daran ändert es grundsätzlich nichts, wenn große transnationale Konzerne ihren Beschäftigten in unterentwickelten Ländern Begünstigungen bieten und ihnen eine Art Firmenpatriotismus einzuimpfen versuchen. Als während der jüngsten Krise selbst größte transnationale Konzerne Zigtausende Entlassungen vornahmen, zeigte sich für die Betroffenen rasch, *was* wirklich ihr Lebensumfeld bestimmt.

In der spätkapitalitischen Entwicklungsperiode, dem Imperialismus,



Bruno Gironcoli, Turm mit präparierter weißer Dogge, 1972

sind aber auch alle Fragen der Nationalität auf eigene Art mit dem Grundgegensatz des Kapitalismus, dem zwischen Kapital und Arbeit verflochten. Das zum Finanzkapital sublimierte Kapitalverhältnis bedeutet Ausbeutung der Arbeitenden des eigenen Landes, aber auch ganzer Volkswirtschaften schwächerer Länder oder Regionen. Daher fallen die Konfrontationsflächen daraus entspringender Konflikte immer öfter mit nationalen Problemen zusammen. In den unterentwickelten Ländern kommt es mit dem Entstehen eines peripher verzerrten Kapitalismus-Typs zu partieller Übereinstimmung der Interessen der dort doppelt ausgebeuteten Arbeiterklasse sogar mit Teilen der autochthonen Bourgeoisie. Dies nimmt die Form nationaler Interessen an, die – soweit überhaupt – nur souveräne nationale Regierungen vertreten können. Nur solche können negative soziale und gesellschaftliche Folgen der zunehmenden ökonomischen Integration abwehren.

In den imperialistischen Hauptländern dagegen geht eine schmale aber meinungsbestimmende Oberschicht der Arbeiterklasse auf die Seite ihrer Bourgeoisie über, um Vorrechte gegen die armen Länder, aber auch gegen imperialistische Konkurrenz zu verteidigen. Das Kapital dieser Länder will aber das niedrige Lohnniveau der unterentwickelten Länder – jetzt auch Osteuropas – zu einer strukturellen Abwertung auch der hochqualifizierten Arbeitskraft in den Industrieländern ausnützen. Das zwingt diese zur Verteidigung, das heißt zu konkreter Solidarität gegen Ausnützung der Zuwanderung zu Lohndruck und für rasches Nachziehen in den unterentwickelten Ländern selbst. Das erfordert ein gewisses Maß an politischem Bewußtsein. Fehlt dieses, öffnet sich ein neues Feld nationalistischer Verhetzung. (Gegen „Ausländer", gegen die „sinnlose Hilfe" für Unterentwickelte usw.)

Die nationale Einheitlichkeit eines solchen Lebensumfelds wird allerdings auch in entwickelten Ländern dann in Frage gestellt, wenn langfristig unüberbrückbare Klüfte im Lebensniveau der von diesem nationalen Umfeld geprägten Menschen entstehen (wie zwischen Nord- und Süditalien) oder wenn von Volksgruppen bewohnte Regionen als Folge ökonomischer Prozesse besonders zurückgeworfen werden, wie der durch traditionelle Industrie geprägte wallonische Teil Belgiens oder die Bretagne in Frankreich, Wales und Schottland in Großbritannien.

Die Widersprüchlichkeit des Kapitals

In der Auswirkung des kapitalistischen Grundgegensatzes auf die nationale Fragen fällt vor allem die Unterschiedlichkeit der Bedingungen für Arbeiterklasse und Kapital auf.

Veränderungen in den Lebensbedingungen sind (vorerst und noch für lange Zeit) primär im nationalen Rahmen möglich. Internationale Solidarität ist wichtig, aber besonders für die Arbeiterklasse des jeweiligen Landes ist der eigene Kampf ausschlaggebend. (Kein internationaler Druck hätte zum Beispiel in Südafrika den eigenen Kampf ersetzen können!) Anders ist die Lage des Kapitals: Es kann zur Vertretung seiner Interessen leichter exogene[2] Kräfte wirksam werden lassen: Strategische Interessen der Weltkonzerne, des internationalen Finanzkapitals, Abhängigkeit von Rohstoff- und Energieweltmärkten sind reale Faktoren zum Druck auf das nationale Lohnniveau und werden überdies zusätzlich als Drohung für solchen Druck ausgenützt, da niedrigeres Lohn- und Sozialniveau als einzige Möglichkeit für schwächere Länder dargestellt wird, auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu sein.

Es ist unvermeidlich, daß in solchen Ländern die Formierung der Arbeiterklasse von einer Klasse „an sich“ zu einer Klasse „für sich“ spontan mit der Tendenz verbunden ist, dabei gleichzeitig nationale Benachteiligung zu überwinden. Abstrakter Internationalismus kann das nicht ersetzen. Der Internationalismus der Arbeiterbewegung muß immer konkret, das heißt verbunden mit dem realen Kampf unter den gegebenen nationalen Bedingungen sein.

Hier ist der Grund zu suchen, wieso heute entgegen abstrakten Vorstellungen in der Realität die nationalen Probleme an Bedeutung sogar gewinnen, das Kapital in den Zentren aber als Vertreter „inter-“ oder „übernationaler“ Interessen auftritt.

Die Informationsrevolution

Die rasche und weltweite Informationsrevolution muß hinsichtlich ihrer Wirksamkeit ähnlich genau untersucht werden. Oft wird übersehen, daß ein großer Teil der Menschen (wahrscheinlich die größere Hälfte der Erdbevölkerung) keinen ständigen Zugang zu den über elektronische Medien verbreiteten Informationen hat. Bei den diese Informationen Aufnehmenden wird durch sie aber eher das Bewußtsein des Werts ihrer eigenen (im nationalen Rahmen erreichten) gesellschaftlichen Bedingungen verstärkt.

Hier liegt die Ursache, daß nationale Bewegungen in wenig entwickelten Ländern meist mit Streben nach progressiven gesellschaftlichen Veränderungen, in den hochentwickelten aber oft mit konservativen Gesellschaftsauffassungen verbunden sind.

Nationen – eine Besonderheit Europas?

Ich halte die Meinungen für falsch, die Herausbildung von Nationen als eine spezifisch europäische Erscheinung zu anzusehen. Die Entstehung der Nationen ist eine Entwicklungsform des Kapitalismus. Dieser ist es, der einen größeren (also nationalen) sicheren Markt braucht, eine einheitliche, zumindest von den meisten verwendete Sprache, freizügige und daher in dieser Hinsicht gleichberechtigte Bürger (auch wenn für die meisten die Freizügigkeit nur beim Verkauf ihrer Arbeitskraft wirksam wird). Nur da sich der Kapitalismus zuerst in Europa entwickelte, kann der Eindruck entstehen, die Bildung von Nationen sei ein „europäisches“ Sonderproblem.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, im einzelnen auf Unterschiede einzugehen, die sich als Folge anderer Entwicklungsbedingungen des Kapitalismus außerhalb Europas auch in der nationalen Frage ergeben. Sichtbar sind die schrecklichen Folgen der von früheren Kolonialmächten in Afrika oft willkürlich gezogenen Grenzen. In den jetzt selbständig gewordenen Ländern erfordert die Kapitalismus-Entwicklung Nationalstaaten. Aber diese können nicht wie in Europa auf stabile Lebensräume größerer ethnischer Gruppen aufbauen. Solche gab es zwar auch in Afrika, aber sie wurden durch die Interessen der Kolonialmächte zerrissen. Die heutigen Grenzen decken sich nicht mit denen früherer Lebensräume. Der Streit um Vorherrschaft einzelner Stämme in den neuen Grenzen verursacht seit Jahren die unvorstellbar blutigen Stammeskriege in vielen afrikanischen Staaten. Ruanda ist jüngstes Beispiel. Genau so könnten Somalia, Nigeria, der Sudan und andere angeführt werden. Selbst in solchen Ländern, wo neue Herrschaftseliten einen „nichtkapitalistischen“ Entwicklungsweg einzuschlagen versuchten, wie zum Beispiel in Angola, Äthiopien, Moçambique und anderen, war dieser Versuch von Anfang an mit den ungelösten Stammesproblemen belastet, die an dessen Scheitern wesentlich beteiligt waren. Es ist Blasphemie[3], wenn jetzt Kolonialmächte, die an diesem todbringenden Erbe schuld sind, als „humanistische“ Helfer Grausamkeiten beklagen, die von ihnen verursachte Konflikte herbeiführen.

In Schwellenländern mit einer bereits entstandenen Arbeiterklasse wurde vielfach von den dortigen marxistischen Parteien dieses neue Verhältnis der nationalen Frage zu deren Kampf erst spät erkannt. Das ebnete den Weg zu populistischer Demagogie. Das Beispiel des Peronismus in Argentinien sei hier angeführt.

Die amerikanische „Nation“

Aber auch bei der Bildung der amerikanischen Nation in den USA gab es Besonderheiten. Der Unabhängigkeitskrieg war schon Jahre vor der Französischen Revolution Beispiel einer Nationswerdung durch gemeinsames revolutionäres Handeln bürgerlich-demokratisch geprägter Menschen, in den USA besonders stark von vorherigen ethnischen Bindungen losgelöst. Die „ethnische Säuberung“ fast eines ganzen Kontinents von den vorherigen Bewohnern, der Reichtum dieses Kontinents mit seinen Entwicklungsmöglichkeiten übten das ganze 19. und noch am Anfang des 20. Jahrhunderts magische Anziehungskraft auf Unterdrückte in Europa aus, die in jenes Land auswanderten, in dem damals „alles möglich“ schien. So bildete sich eine Nation heraus, die gleichzeitig „Schmelztiegel“ für viele Ethnien (lange Zeit mit Ausnahme der Urbevölkerung und der als Sklaven ins Land gebrachten Afroamerikaner) war.

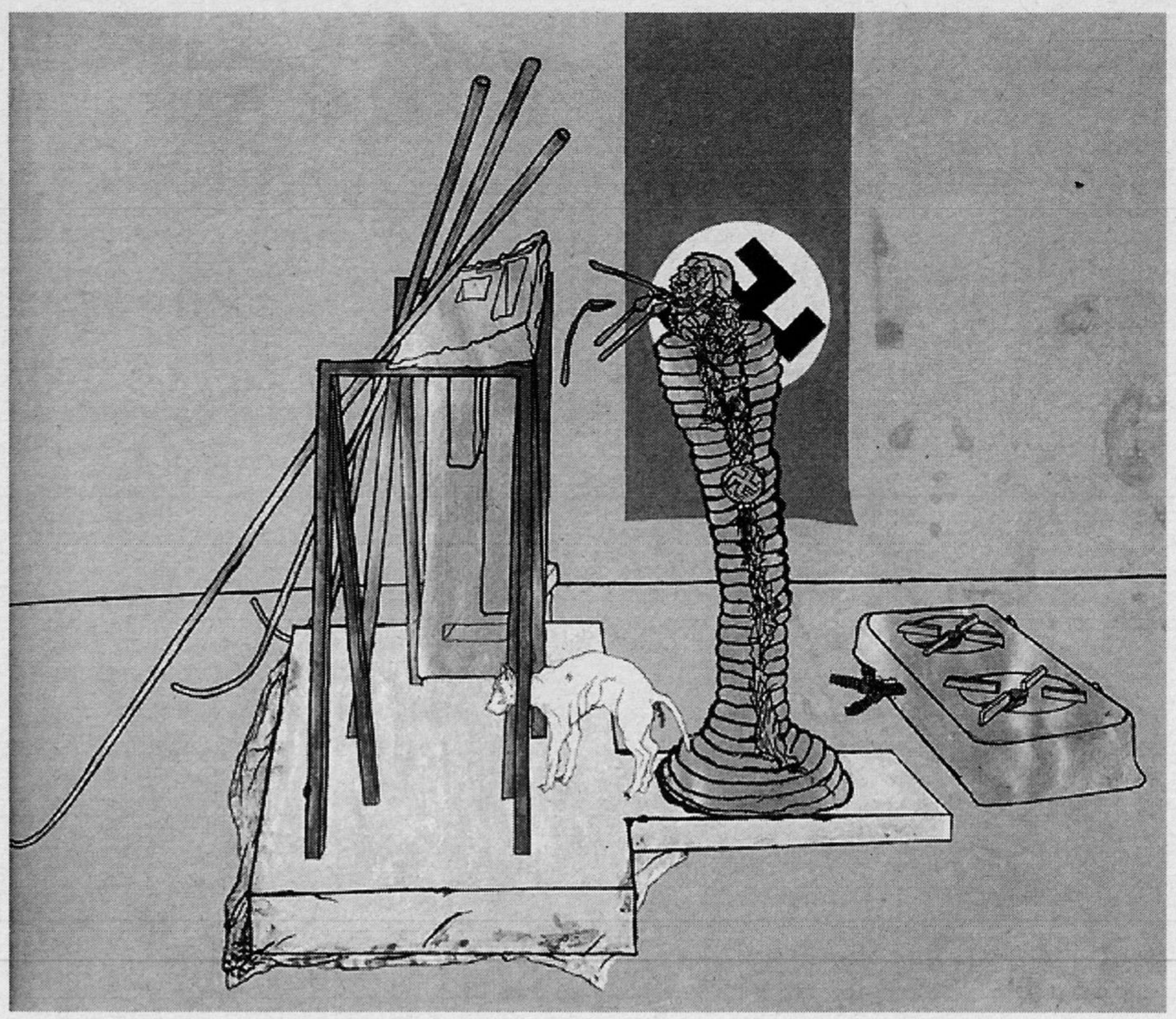
Aber heute ist die Ansicht vom Schmelztiegel eingewanderter Nationalitäten kaum mehr aufrechtzuerhalten. Auch die vor 30 Jahren eingeleitete Welle zur Rassengleichstellung ist in Formalismus erstarrt. Dieser kann – wie zuletzt im Frühjahr 1992 – explosionsartig aufgebrochen werden. Dabei zeigt sich eine spontane „Organisation“. Vor Generationen eingewanderte Familien von Iren, Polen oder Italienern fühlen sich auch heute vielfach noch als Iren, Polen oder Italiener. Selbst koreanische Einwanderer verteidigten organisiert und bewaffnet ihre Wohn- und Lebensgebiete.

Zwar ist die amerikanische Nation eine Realität, aber innerhalb der US-Gesellschaft ist die soziale Stellung stark durch ethnische Zugehörigkeit beeinflußt: WASP (white, anglosaxonian, protestant) stellt die führende Schicht – am anderen Ende stehen die überlebenden Indianer, Afroamerikaner und in den letzten Jahrzehnten immer stärker als neu immigrierte Arbeitskräfte „Ladinos“ (Spanisch sprechende Einwanderer aus Lateinamerika).

Da WASP für die bestimmenden Kreise der US-Finanzoligarchie kennzeichnend ist, wirkt vorerst die ethnische Problematik nur unter der Oberfläche. Noch tritt das US-Finanzkapital einheitlich gegenüber den beiden anderen Machtzentren auf. Das ist – noch – seine politische Stärke.

Vereinigung Europas und Nationen

In Europa sind die Verhältnisse am kompliziertesten. Mit dem Zusammenbruch des sowjetischen Sozialismus-Versuchs ist das deutsche Finanzkapital ökonomisch stärkste Kraft in Europa geworden. Politisch entspricht die Position der BRD aber noch nicht diesem ökonomischen Gewicht. Durch die Eingliederung der DDR sowie den Beitritt Österreichs zur EU ist die BRD



Bruno Gironcoli, Entwurf zur Veränderung von Säule mit Totenkopf, 1971

auch politisch stärker geworden. Der Sprecher der CSU-Landesgruppe im Bonner Bundestag, Christian Schmidt, hat dies schon am Tag nach der EU-Volksabstimmung in Österreich offen ausgesprochen.[4] Er rechnet offenkundig auf die immer noch starken ethnischen Gemeinsamkeiten der Österreicher und der Deutschen. Er ist dabei nicht allein. Schon zwei Wochen nach der Abstimmung erklärte Österreichs Bundespräsident Österreich bereits zu einem „natürlichen Kernland im größeren Europa".[5]

Aber selbst ökonomisch bestehen weiter tiefe innere Widersprüche. Die Tendenz zur ökonomischen Peripherisierung (sprich: weitere relative Verarmung der Randgebiete Europas) verstärkt sich. Gleichzeitig zeigte die jüngste Krise, daß die Widersprüche zwischen den großen Einzelstaaten der EU weiterbestehen. Das englische Finanzkapital stellt immer noch einen im Weltmaßstab wirkenden Faktor dar. Es findet – zur Abwehr einer vollständigen Dominanz des deutschen Finanzkapitals – fallweise Verbündete auch innerhalb der EU. Das spiegelt sich in politischen Konflikten wider. So konnte Kohl gegen den Willen der britischen Regierung seinen Wunschkandidaten für die Delors-Nachfolge in der EU-Spitze nicht durchsetzen. Selbst der international nicht sehr geschickte US-Präsident hat mit seiner plumpen Zusicherung „besonderer" US-Beziehungen zur BRD (eine Bezeichnung, die bisher ausschließlich den amerikanisch-britischen Beziehungen vorbehalten war) nach besten Kräften in dieses Feuer geblasen. Im Interesse des US-Finanzkapitals.

Dennoch: Mit der Verwirklichung von Maastricht wäre die Periode eines „Europas der Vaterländer" (de Gaulle) zu Ende. Auch jene Phase, als das französische Finanzkapital noch versuchen konnte, mit kleineren Ländern verbündet ein Gegengewicht gegen das deutsche Finanzkapital darzustellen. Kohl hat sich als erster europäischer Regierungschef beeilt, die – neofaschistisch „angestochene" – italienische Regierung Berlusconi durch eine offizielle Einladung aufzuwerten. Das ruft die Zeit der „Achse Berlin–Rom" nicht nur in Erinnerung. Die Politik Kohls hält sich bewußt auch die Möglichkeit offen, an diese Zeit anzuknüpfen.

Politisch hält sich das deutsche Finanzkapital zwei Optionen offen. Vorrang hat das Streben, als Führungskraft der Vereinheitlichung des ganzen Kontinents zu wirken. Fernziel ist dabei, ein vom deutschen Kapital geführtes und ähnlich wie die USA organisiertes Gesamteuropa als drittes Machtzentrum der Welt. Gelingt dies nicht, bleibt die Möglichkeit einer lockeren Föderation von Nationalstaaten unter Führung der BRD.

Das deutsche Finanzkapital tritt „europäisch" auf, hält sich aber auch den Weg zur „nationalen", deutschen Lösung frei. Bei anderen lehnt es „nationale" Bestrebungen ab. Mehr und mehr in Mode kommt der Begriff der „Ethnien". Unterschied zum Begriff der Nation oder Nationalität ist dabei der Verzicht auf eigene wirtschaftliche Gestaltung ihres Lebensraums und eigene politische Willensbildung, das Recht auf Selbstbestimmung dieser Volksgruppen. Ein Europa, möglichst straff vom deutschen Finanzkapital geführt, könnte auch bedeutende Enklaven (um nicht zu sagen Reservate) französischer, spanischer, italienischer usw. Sprache und Kultur beherbergen, solange diese nur der wirtschaftlichen und politischen Vorherrschaft des deutschen Finanzkapitals nicht in die Quere kommen. Natürlich werden die Nationen Europas dies nicht widerspruchslos hinnehmen.

Da – wie gezeigt – die objektiven ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zum Absterben, sondern zur Verfestigung der Nationen führen, liegt hier der Konfliktstoff. Dabei ist es nur logisch, daß jeder, der die strategischen Ziele des deutschen Finanzkapitals unterstützen will, die objektive Tendenz in Richtung einer Stärkung der Nationen und Nationalitäten leugnet und abstraktes „Europa"-Denken fördert. Einen Anflug von Absurdität gewinnt es aber, wenn auch Sozialdemokraten, Linke, diese Linie sogar als prinzipiell fortschrittlich erklären.

Wer dies tut, unterstützt die Ziele des deutschen Finanzkapitals, was immer er selbst will. Historische Vergleiche hinken, aber im Grund wird damit der gleiche Fehler wiederholt, den um 1938 die österreichischen Revolutionären Sozialisten in der Auseinandersetzung mit der KPÖ begingen, als sie deren Bekenntnis zu einer eigenen österreichischen Nation als Grundlage ihres Eintretens für die Unabhängigkeit Österreichs als reaktionär ansahen. Sie selbst betrachteten den durch Hitler erzwungenen „Anschluß" Österreichs (und später die Eingliederung fast ganz Europas unter die Herrschaft des deutschen Finanzkapitals) als „historischen Fortschritt". Diesen wollten sie nicht durch „reaktionären" Nationalismus „zurückdrehen", sondern zu einer „gesamtdeutschen" und später zu einer „europäischen" Revolution ausnützen. Aber wo immer in Europa revolutionäre Bewegungen gegen Hitler entstanden, entwickelten sie sich in nationalem Rahmen.

Klassenmäßig liegen die Dinge heute nicht anders. Auch das jetzige „vereinte Europa“ wird – wenn auch mit anderen Methoden – von der deutschen Finanzoligarchie beherrscht. Die Vertretung nationaler Belange wird in vielen Fällen nur gegen diese möglich sein. Das führt zu sonderbar scheinenden Situationen. Als bei einer gemeinsamen Siegesveranstaltung der EU-Befürworter in Österreich Sozialdemokraten – vom Sieg ihres „Internationalismus“ überzeugt – die „Internationale“ anstimmten, sang ÖVP-Vizekanzler Dr. Busek mit. Das brachte ihm eine öffentliche Rüge der FPÖ-Nationalrätin Dr. Partik-Pablé ein. Sogar per Zeitungsinserat im »Standard«. Wieso eigentlich? Eine „Internationale“, an deren Spitze das deutsche Finanzkapital steht, kann von Busek aus voller Überzeugung gefeiert werden. Eher als von Sozialdemokraten, deren damaliger Vorsitzender Dr. Bruno Pittermann vor dreißig Jahren die EWG noch als Superkartell der europäischen Großkonzerne bezeichnete.

Dies zu erkennen, ist für Linke besonders wichtig. Das österreichische Großkapital hat in den letzten Jahren eine strategische Wendung vorgenommen. Von der Linie der Ausnützung der Neutralität des Landes, die ihm seit Mitte der fünfziger Jahre so große Vorteile gebracht hat, geht es den Weg, neuerlich Junior-Partner des deutschen Finanzkapitals bei dessen Expansionspolitik zu werden. Eng damit verbunden ist die fortschreitende Verschmelzung bei gleichzeitiger Unterordnung der österreichischen Finanzfamilien. Das zeigte sich nicht nur in der EU-Anschlußfrage, sondern vorher schon in der Balkan-Politik. Die Sozialdemokratie versucht, sich als die verläßlichste Verfechterin einer solchen Wendung zu bewähren. (Kreiskys Entsetzen, als die SPÖ den Bereich der Außenpolitik der ÖVP überließ, wird spätestens jetzt verständlich.) Aber was haben eigentlich Linke in einer solchen Gesellschaft zu suchen?

Der jetzt vom österreichischen Großkapital eingeschlagene Weg hat unser Land innerhalb von nur dreißig Jahren zweimal in eine Katastrophe geführt. 1914 bis 1918 und 1938 bis 1945. Er wird auch jetzt zumindest das für Österreich beste halbe Jahrhundert seiner Geschichte beenden wenn nicht ärgeres.

Auch wenn man Begriffe wie „Nation“, „Nationalität“ usw. für überholt erklärt, die gesellschaftlichen Widersprüche wachsen und nehmen überdies vorerst noch stärker die Form nationaler Widersprüche an. Wer dies ignoriert, überläßt die Menschen dem spontanen oder organisierten Wirken nationalistischer Kräfte und Ideologien. Da Österreich ein hochentwickeltes Land ist, wirkt beides in Richtung rechtsextremer Kräfte. In Österreich wäre das überdies jetzt konkret ein Zurückweichen vor der Demagogie eines Haider, der sich durch seine Haltung bei der Volksabstimmung schon als Katalysator für die nach dem EU-Anschluß unvermeidlich wachsende Unzufriedenheit zu profilieren suchte.

Eine richtige Haltung zu dieser Problematik ist vor allem auch eine Frage der möglichen Bündnisse mit nicht zur Arbeiterklasse gehörenden aber ebenfalls vom deutschen Finanzkapital ausgeplünderten Schichten.

Arbeiterbewegung und Nationalismus

Allerdings muß die Arbeiterbewegung großes Gewicht auf ideologische Klarheit und grundsätzliche Abgrenzung gegenüber allen Spielarten des Nationalismus bis hin zum Nationalfaschismus legen. Wie schon oft in ihrer Geschichte stößt sie dabei auf die Hauptfrage: Wo liegt die Grenze zwischen berechtigten nationalen Anliegen und Nationalismus?

Lenin hat einmal den Nationalismus als Auffassung von einer Exklusivität der eigenen Nation gegenüber andern Nationen gekennzeichnet. Ich glaube, daß auch heute davon auszugehen ist: Wer für Angehörige der eigenen Nation die gleichen Rechte und Möglichkeiten wie für Angehörige anderer fordert, erfüllt damit eine patriotische Pflicht. Wer aber – und sei es auch in unbedeutend scheinenden Fragen, oder als „Antwort“ auf von herrschenden Kreisen einer anderen Nation der eigenen zugefügtes Unrecht – für die eigene Nation Rechte fordert, die er nicht buchstaben- und sinngemäß auch jeder andern Nation zubilligt, ist Nationalist. Auf lange Sicht kann eine solche Haltung nie fortschrittlich sein. Sie ist bei unterdrückten und benachteiligten Nationalitäten zwar erklärlich, von ihr geführte Bewegungen verwandeln sich aber im Falle ihres Erfolges „über Nacht“ selbst in – national unterdrückende.

Dennoch, wieder mit Lenin: „... sich aber, wenn nationale Massenbewegungen einmal entstanden sind, von ihnen abwenden, auf eine Unterstützung des Fortschrittlichen in ihnen verzichten, hieße in Wirklichkeit nationalistischen Vorurteilen unterliegen...“[6] Kein Marxist wird ernsthaft bestreiten, daß der Widerstand gegen die Dominanz des deutschen Finanzkapitals innerhalb der EU vorerst überwiegend in nationalen Formen erfolgen wird.

Die Arbeiterbewegung muß aber Nationalismus eindeutig ablehnen. So sind zum Beispiel „ethnische Säuberungen“ zu verurteilen. Opfer sind fast immer Unschuldige. Auch wenn sie zum Beispiel von Serben aus Furcht vor einer Wiederholung der Ustascha-Massenmorde an Serben erfolgen.

Oft wird dabei allerdings übersehen, daß das ganze 20. Jahrhundert geprägt war von einer Kette gegenseitiger mit Nationalismus gerechtfertigter Verbrechen: Die Armeniermassaker im osmanischen Reich, die Vertreibung von Griechen durch die Türkei und vice versa, Hitlers organisierter Genozid an Juden, Roma, Slawen bis zu den jüngsten Blutverbrechen im Bürgerkrieg am Balkan.

So kompliziert diese Fragen aber sind, vor ihnen in nationalen Nihilismus zu flüchten, wäre das schlimmste. Es könnte der Arbeiterbewegung, die nach ihrem größten Rückschlag durch das Scheitern des sowjetischen Sozialismus-Modells weltweit um eine Neuorientierung ringt, keine Perspektive zeigen und würde in Österreich sogar direkt den Interessen des deutschen Finanzkapitals in die Hände spielen. ■

Hans KALT ist ehemaliger Sekretär des ZK der KPÖ und ehemaliges Mitglied des Politbüros.

Anmerkungen

1 Siehe „Statistisches Jahrbuch für die Republik Österreich 1993“ S. 223
2 exogen = von außerhalb des jeweiligen Bereichs stammend
3 Blasphemie = verhöhnendes Bedauern der Opfer durch die Täter
4 Siehe »Der Standard«, 14. 6. 1994
5 Rede von Thomas Klestil nach der Beitrittsunterzeichnung in Korfu am 24. 6. 1994
6 Siehe Lenin, Werke, Dietz-Verlag, Bd. 20, S. 20

Die Nation als Spannungsfeld

Einem trojanischen Gaul schaut die Linke nicht ins Maul

Mario ANT

Marx, Engels und Lenin mußten noch zu Lebzeiten ihre – auf jene zur damaligen Zeit hegemoniale Nationskonzepte basierenden – Weltrevolutionserwartungen begraben.

Stalin ging noch einen Schritt zurück, indem er aus dem emanzipatorischen Versuch Sowjetunion eine sozialistische Nation formte und sich damit den antagonistischen Widersprüchen – die dieser Form von „fiktiver Gemeinschaft" (siehe Balibar 1988) inhärent sind – auslieferte. So waren die sozialistischen Nationen im Konzert der Weltnationen nur weitere Formen der Vermittlung von Widersprüchen, deren – ursprünglich vorgesehene – Aufhebung dann in den Hintergrund getreten ist, zugunsten von Macht und Anerkennung der sozialistischen Staaten.

Beschäftigen wird sich der Artikel mit der widersprüchlichen Sicht der Klassiker auf das Thema Nation; mit dem Problem der Nationalen Linken und Alfred Klahr, auf dessen Sichtweise sich die nationale Orientierung der KPÖ auch heute noch stützt, was Zitate aus „Grundzüge einer Neuorientierung" dem beschlossenen Parteiprogramm der KPÖ belegen.

Sozialistischer Nationalismus

Die Basis für die Fehlentwicklung des sozialistischen Internationalismus zum antiimperialistischen Nationalismus der Sowjetunion statt zu einem gesellschaftsüberwindenden Antinationalismus war schon bei den frühen Theoretikern gelegt worden.

Marx/Engels

Konstituierend für die klassische Nationalismustheorie bei Marx sind Weltrevolution (aufgrund der Erfahrungen mit bürgerlichen Revolutionen) und die einseitige Kausalkette Bourgeoisie – Nationalmärkte – Nation – Nationalstaat. Orientiert an diesen theoretischen Leitbildern hat sich das marxistische Nationsverständnis in zwei Entwicklungen geteilt: in den proletarischen Internationalismus, dessen Blütezeit in der Phase der Eingliederung und Konstituierung des westeuropäischen Proletariats in die bürgerliche Nation war und den antiimperialistischen Nationalismus, dessen praktische Grundlage der Prozeß der Entkolonialisierung und kapitalistischen Modernisierung der Peripherie war. Die Marxsche Revolutions-theorie reifte in der vorrevolutionären Epoche der Jahre 1845 bis 1848.

Marx und Engels traten bei Versammlungen vor allem als deutsche Demokraten und auch als internationale Kommunisten auf. Die erste Prämisse für dieses widersprüchliche Auftreten ist jenes Modell einer Revolution, nach dem die gesamte „zivilisierte" Welt erfaßt und alle sozialen, politischen und sonstigen Kämpfe in eine einzige große Perspektive gestellt und vereinheitlicht würden. Der Kapitalismus war revolutionär, die Bourgeoisie und damit auch das Proletariat hatten eine missionarisch-historische Rolle zu erfüllen.

Marx und Engels unterschieden zwischen zwei Typen von berechtigten Nationen: Die ersteren entsprachen der historischen Tendenz nach größtmöglicher Zentralisation von Kapital, Arbeitskraft (Deutschland, England usw.); und die anderen waren jene, die sich im Kampf der europäischen Demokratien, die als Träger des sozialgeschichtlichen Fortschritts erschienen, gegen das zaristische Rußland wandten. Damit legitimierten Marx und Engels das Recht der großen „lebensfähigen" Nationen, die kleineren zu assimilieren. Das liberale *Nationalitätenprinzip*, nach dem jede Nation ein Recht auf einen Staat habe, lehnten sie ab und bekämpften entschieden die ansprüche der – wie Engels sie nannte – *geschichtslosen Völker*.

Nach dem Scheitern der 1848er Revolution modifiziert Marx die ursprüngliche Kapitalismus- und Revolutionstheorie: Solange die Kapitalentwicklung noch nicht die entscheidenden Teile der „Alten Welt" erfaßt habe, könne die Bourgeoisie ihren Abgang von der Bühne der Geschichte noch aufschieben.

Seine eurozentristische Sicht, nämlich den westeuropäischen Nationen die Pionierrolle bei der Befreiung der Welt vom kapitalistischen Joch zuzusprechen, behielt Marx auch nach der Niederlage von 1848 bei. Er sprach jedoch inzwischen jenen Kolonien, die sich aus eigener Kraft befreien könnten, durchaus einen positiven Effekt auf die Revolution im Mutterland zu.

Dieser Ansatz entwickelte sich im Marxschen Denken zu einer Frage ersten Ranges für die Strategie der 1864 gegründeten Internationalen Arbeiterassoziation. Die Erkenntnis der ungleichen Entwicklung der Nationen, die im Gegensatz zu der ursprünglichen Prognose der Vereinfachung und Angleichung der Staaten durch die Kräfte der Akkumulation stand, sorgte für diesen Paradigmenwechsel.

Studien der russischen Gesellschaftsstrukturen brachten Marx dazu, 1. eine Möglichkeit zu erkennen, den Weg der kapitalistischen Industrialisierung zu umgehen, und 2. die Hauptstütze der Entwicklung zum Sozialismus in der Verbindung der Bauern mit der fortschrittlichen Intelligenz zu erblicken. Die Weltrevolution durch die proletarische Revolution in Westeuropa blieb jedoch das Zentrum der Theorie von Marx.

Marx und Engels gaben die Strategie einer bürgerlich-demokratischen Revolution, die sich zu einer proletarischen entwickeln würde, auf. Die Universalinteressen der Revolution lagen nun in den Händen des Proletariats, wobei das nationale Problem zu einem Hindernis wurde, welches das internationale Proletariat zu spalten drohte. So mußte nun das Proletariat jene, von Marx den nationalen Bourgeoisien zugesprochenen Aufgaben übernehmen, um den geschichtlichen Fortgang – die zunehmende Vereinfachung und Universalisierung des Klassenkampfes – zu sichern.

Lenin

Nach dem Tod von Marx griff die 1889 gegründete II. Internationale auf das von ihm bekämpfte – weil tatsächliche Abhängigkeitsverhältnisse ausklammernde – Prinzip der formalen Gleichheit aller Nationen zurück.

Im Gegensatz zu den linksradikalen MarxistInnen – vor allem zu Rosa Luxemburg, die für einen völligen Verzicht auf nationale Befreiungskämpfe war – trat Lenin für das Recht auf nationale Selbstbestimmung und auf Abtrennung der kleinen Nationen ein. Wobei der „Standpunkt der Interessen der ganzen gesellschaftlichen Entwicklung und des Klassenkampfes des Proletariats für den Sozialismus" (W. I. Lenin: Resolution zur nationalen Frage, April 1917, in: Werke Bd. 24, 1972, S. 295f) das Kriterium für die nationale Partei des Proletariats zu sein hatte. Die Formel war: Lostrennung vom imperialistischen Staatenverband – Verschmelzung in einer sozialistischen Staatengemeinschaft.

Auch Lenin war, wie Marx, auf die eurozentristische Sichtweise der Weltrevolution eingeschworen, erhoffte er sich doch von dieser die Realisierung der revolutionären Einheit zwischen Nationalismus und Internationalismus, Demokratie und Sozialismus.

Stalin

Lenins Hoffnungen auf eine Weltrevolution 1918 wurden – wie jene von Marx 1848 – enttäuscht. Die gesamte Revolutionstheorie fiel in sich zusammen.

Aus diesen Voraussetzungen erwächst der berühmte Definitionsversuch Stalins:

„Was ist eine Nation? Eine Nation ist vor allem ein Gemeinschaft.(...) Eine Nation ist eine historisch entstandene stabile Gemeinschaft von Menschen, entstanden auf der Grundlage der Gemeinschaft der Sprache, des Territoriums, des Wirtschaftslebens und der sich in der Gemeinschaft der Kultur offenbarenden psychischen Wesensart. (...) Es muß hervorgehoben werden, daß keines der angeführten Merkmale, einzeln genommen, zur Begriffsbestimmung der Nation ausreicht. Mehr noch: Fehlt nur eines dieser Merkmale, so hört die Nation auf, eine Nation zu sein." (J. W. Stalin: Der Marxismus und die nationale und koloniale Frage, Köln 1976, S. 28 u. 32)

So entwickelten sich zwischen 1923 und 1927 der Kampf um die Unabhängigkeit Sowjetrußlands vom Imperialismus des Westens und sein Sinn und Zweck zu den wichtigsten Fragen der RevolutionärInnen.

Stalin kritisierte an Otto Bauer, daß dieser „die Nation als historische Kategorie mit dem Volksstamm, der eine ethnographische Kategorie darstellt" verwechselte. Nachzudenken wäre, warum er Bauers Rassismus durch Kulturalismus mit der Ergänzung einer „psychischen Wesensart" ersetzte. Jedenfalls definierte Stalin die Nation als abgeschlossene Wesenheit, frei von Mängeln und Widersprüchen, was einer vollkommenen Kapitulation dieser rechten Ideologieform gleichkommt. Diese Zeitlosigkeit der stalinschen Nationsdefinition nimmt diese aus dem Spannungsfeld von Unterdrückung und Emanzipation, und macht sie daher nicht unterscheidbar von gängigen bürgerlichen Definitionen.

Stalin vertrat das Primat der Verteidigung der Errungenschaften der sozialistischen Revolution, von deren Unmöglichkeit die „Linksradikalen" ausgingen. Für Trotzki war der Sozialismus international, oder kein Sozialismus. So verteidigte Stalin, und mit ihm die meisten KPs, die nationale Revolution mit internationalistischem Vokabular. Der nationalrevolutionäre vaterländische Weg der Sowjetunion in ihre Unabhängigkeit wurde so zum Hauptfaktor für die Befreiung des internationalen Proletariats, die internationalen KPs teilten diesen Weg bis zur Spaltung oder Auflösung.

Als diese nationalistische Falle zuschnappte, war die sowjetische Gesellschaft der gleichen Partikularisierung – antisemitische Pogrome, Herausbildung einer neuen Klasse, der Bürokratie, Verselbständigung des militärisch-industriellen Komplexes usw. – ausgesetzt, wie alle anderen national organisierten Staaten der Welt. In der Konsequenz wechselte der antiimperialistische Nationalismus schließlich den orthodox-marxistischen Klassenreduktionismus gegen einen Nationsbegriff, der deren Entwicklung als den Motor der geschichtlichen Entwicklung darstellte.

Die Verbindungen zwischen Nationalismus und historischer Linker sind nun in großen Zügen behandelt worden. Das folgende Zitat soll nur vergegenwärtigen, welchen Einfluß Lenin auf die nationalkommunistische Politik bis heute hat.

„Daß ‚die Arbeiter kein Vaterland haben', steht wirklich im ‚Kommunistischen Manifest'... Aber daraus folgt noch nicht, daß die Behauptung (...) richtig ist, es sei dem Proletariat gleichgültig, in was für einem Vaterland es lebt: ob im monarchistischen Deutschland, im republikanischen Frankreich oder in der despotischen Türkei. Das Vaterland, das heißt das gegebene politische, kulturelle und soziale Milieu, ist der stärkste Faktor im Klassenkampf des Proletariats. (...) Dem Proletariat können die politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen seines Kampfes nicht gleichgültig sein, folglich können ihm auch die Geschicke seines Landes nicht gleichgültig sein." (Jensen 1993, S. 14, zitiert nach Lenin Werke Bd. 15, S. 189f)

Mit dieser Rede liefert Lenin bis heute aktiven KommunistInnen die Begründung, sich in patriotischer Phrasenhaftigkeit zu üben. Was sind nun die „objektiven" Interessen der Linken am Nationalismus bzw. warum übernahmen es die führenden Köpfe der ArbeiterInnenklasse, die Nation vor der analytischen Vernichtung zu bewahren? Sehen wir uns zunächst einmal die Zusammenhänge zwischen Nation und Klassismus an.

Klassenbildung und Nationalismus

Der Nationalismus schuf räumliche Grenzen, innerhalb derer erst Kapitalakkumulation und Proletarisierung vonstatten gehen konnten. Die Bourgeoisie – als Trägerin des Nationalgedankens – vertrat, anfangs durchaus erfolgreich, die Ansicht, daß ihre partikularen Interessen sich mit den Interessen der Gesamtnation überdeckten. Das Interesse der Bourgeoisie war, die Entstehung einer Klasse zu fördern, die keinen Zugang zu Produktionsmitteln besaß, sowie die Eingliederung „kulturell" unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen durch Gewalt oder Verhandlungen in expandierende Grenzen sicherzustellen. Diese Vorgehensweisen setzen einen Staat voraus, der gesetzliche Verfahrensweisen und Gewalt kombiniert, um die Enteignungs- und Konzentrationsprozesse der Produktionsmittel durchzusetzen. Die aufkommenden antagonistischen Klassengegensätze mußten vermittelt, eingedämmt und unterdrückt werden; das Territorium benötigte Schutz vor invasierenden Mächten. Zu diesem Behufe wurden Institutionen – Rechtssystem, Polizei, Streitkräfte – geschaffen.

Balibar dagegen weist auf die Probleme hin, die sich ergeben, wenn die Nation-Form nur aus den kapitalisti-

schen Produktionsbedingungen abgeleitet wird.

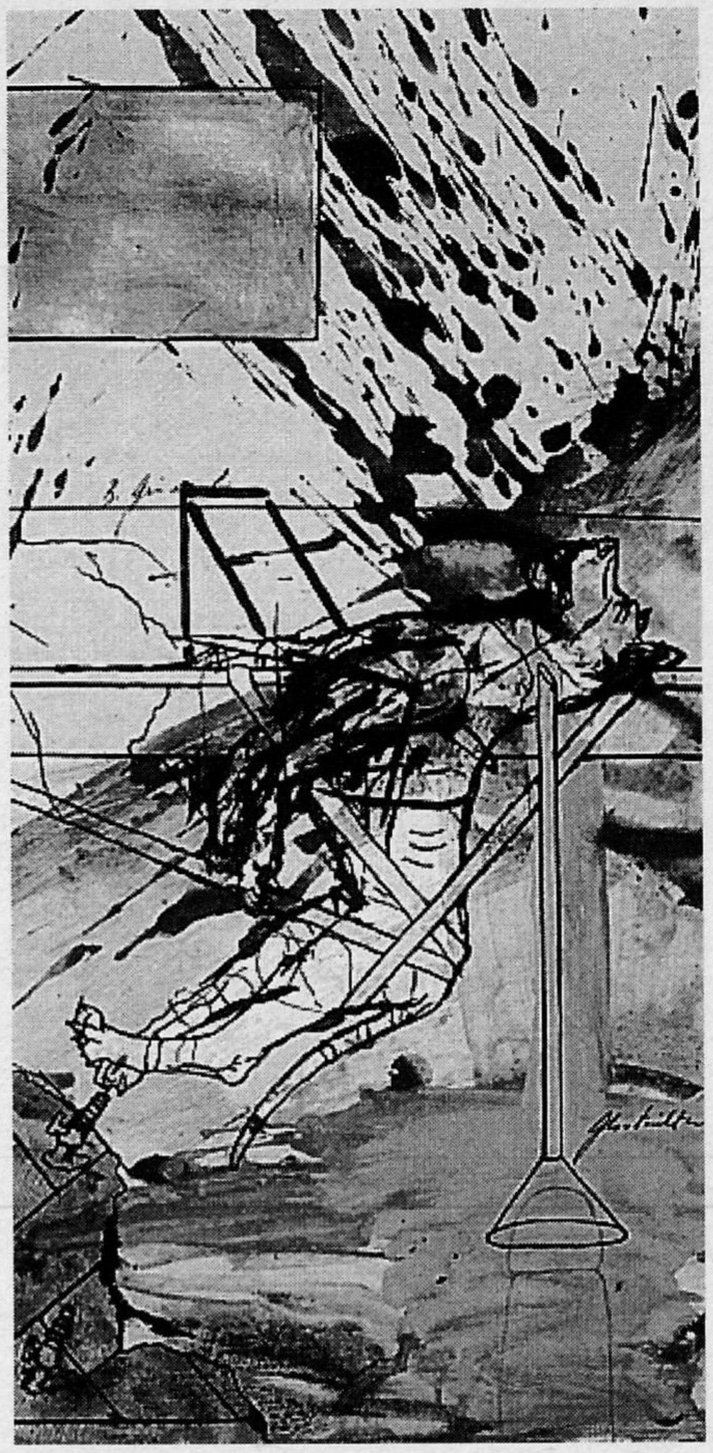
„Die nationalen Einheiten konstituieren sich ausgehend von der globalen Struktur der Welt-Wirtschaft, je nach der Rolle, die sie dort in einer bestimmten Periode spielen, wobei die Entwicklung vom Zentrum ausgeht. Besser gesagt: sie konstituieren sich gegeneinander als konkurrierende Instrumente der Herrschaft des Zentrums über die Peripherie. (...) In einer Hinsicht ist jede moderne ‚Nation' ein Produkt der Kolonisation: sie war stets bis zu einem gewissen Grad eine kolonisierte oder kolonisierende Macht, mitunter sogar beides." (Balibar 1988, S. 110)

Balibar wendet sich gegen den ökonomistischen Determinismus und macht für die Organisierung der Menschen in Nationen die „konkreten Konfigurationen des Klassenkampfes (...), sowie die entsprechende Verwandlung der gesellschaftlichen in nationale Formationen" (Balibar 1988, S. 111) verantwortlich.

Den Vorteil der Nation für die Herrschenden sieht Balibar in ihrer Möglichkeit der Eindämmung des Klassenkampfes. Da beide Klassen in ihrem Aufstieg voneinander abhängig waren, hatte Marx mit seiner Analyse recht, daß das Proletariat die übriggebliebenen Aufgaben der Bourgeoisie zu lösen hatten. Der Aufstieg des Proletariats in der Nation war auch an ihre Verteidigung gebunden. So war es nicht weiter verwunderlich, daß das von korporativistischen Interessen um das eigene Wohlergehen geplagte Proletariat sich in den Metropolen den Platz an der Sonne sicherte.

„Korporativismus und Internationalismus kennzeichneten die Anfangsphase der proletarischen Bewegung. Dies war mehr oder minder notwendig, denn wegen ihrer relativen sozialen und politischen Schwäche war die Arbeiterklasse gezwungen, ihre eigenen ökonomischen Interessen zunächst als solche zu erkennen, und mußte sich dafür vom Rest der Gesellschaft scharf abgrenzen. Gleichzeitig suchte sie eine Stütze in der Arbeiterklasse der anderen Länder." (Marmora 1983, S. 64)

Die ArbeiterInnenbewegung wurde in dem Maße bürgerlich-nationalistisch, wie sie die Ausbeutung durch die nationale Bourgeoisie zu bekämpfen vergaß, zugunsten des Kampfes gegen die ökonomische Unterdrückung durch fremde Bourgeoisien. Die von den Klassikern entwickelten theoretischen Instrumentarien wandelten sich



Bruno Gironcoli, Präparatoren, 1973

mit ihrem praktischen Einsatz. Durch die Zunahme ihres ökonomischen und politischen Gewichts und der Durchsetzung ihrer Interessen sahen viele AktivistInnen der ArbeiterInnenbewegung, vor allem der Sozialdemokratie, keinen Grund mehr, den Staat nicht als den ihren zu betrachten. Schlußendlich ist festzustellen, daß es keinen Unterschied zwischen dem Nationalismus der Bürgerlichen und dem der ArbeiterInnenbewegung gab und gibt. Eingedenk dessen, war Stalins Ausrufung der sowjetischen Nation nur die Konsequenz der theoretischen Überlegungen Lenins respektive Marx. Nur waren die Verhältnisse, welche die Bourgeoisie im Westen an der Macht hielt, entwickelter und überlegener als jene des Staatssozialismus.

„Legitime Funktion von Herrschaft im Kapitalismus ist es, Herrschaft zu verhindern; Gewalt und Herrschaft finden ihre Legitimation also nicht in oder durch sich selbst, sondern in der Negation ihrer selbst. Nicht der Glaube an die Legitimität von Herrschaft, sondern der Nichtglaube an ihre herrschaftliche Natur überhaupt sichert der bürgerlichen Herrschaft im Kapitalismus die Zustimmung der Massen." (Marmora 1983, S. 115)

Auch die VertreterInnen der ArbeiterInnenbewegung konnten ihre Zustimmung der Bourgeoisie nicht versagen, wenn sie bei den Massen Erfolg haben wollten. Mit der Proklamation der Sozialistischen Nation wurde ein rechtes Feld betreten, dessen integrative Wirkung unterschätzt wurde und wird. Als Mitte der dreißiger Jahre die kommunistische Bewegung bewußt mit den internationalistischen Traditionen der zweiten und dritten Internationale brach, wurden patriotische Symbole den Rechten entwendet und vor allem im antifaschistischen Kampf genutzt. Dieser antifaschistische Widerstand verlieh dem Patriotismus der KommunistInnen, die oft die Nationalmit der Roten Fahne koppelten, große Glaubwürdigkeit. Die Linke vertrat während des Kriegs und vorher beim internationalen Kampf gegen die Faschisierung Europas die nationalstaatlichen Interessen des ArbeiterInnenstaates Sowjetunion genauso, wie die soziale Frage der ArbeiterInnen in der eigenen Nation. Das und die Ansicht, daß der innenpolitische Faschismus durch den Einsatz in Spanien bekämpft werden könne, stärkte das Nationalgefühl vieler ArbeiterInnen und Intellektuellen im Widerstand. „Die nationale Befreiung war zu einem Schlagwort der Linken geworden." (Hobsbawm 1990, S. 176)

Der Nationalismus, und das sei unbenommen, war einmal ein wesentliches Element für fortschrittliche Bestrebungen. Daß er auch ein emanzipatorisches Moment war, ist zu bezweifeln. Was die anerkannten Theoretiker(Innen) der kommunistischen Weltbewegung der Zwischenkriegszeit nicht wußten oder ignoriert hatten, tritt heute um so klarer in unser Bewußtsein: Nationalismus ist eine Vermittlungsform von Herrschaft zwischen Gewinnern und Verlierern der weltweiten Dominanzkultur. Die Linke ist daher entweder antinational oder keine Linke.

Der nationalistische Teil der Linken versucht den identitätsbildenden Faktoren des Konstrukts *Nation* eine positive Funktion zuzuerkennen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht schwer, in den Tiefen programmatischer Ausrichtungen eine gewisse Begriffsstutzigkeit gegenüber dem Ineinandergreifen aller Unterdrückungsformen zu bemerken. In der überwiegenden Mehrzahl der Gruppen spiegelt sich die gesellschaftliche Realität der geschlechtlichen Präsenz in Leitungspositionen wider. Antirassismus ist theoretisch ein

Problem, Antisemitismus reduziert sich – wenn überhaupt – auf unreflektierte Formeln. Meist werden die Problematiken überhaupt ignoriert, dazu ein Zitat aus dem provisorischen Programm der KPÖ, Grundzüge einer Neuorientierung:

„An der Spitze der Pyramide bereichert sich eine ‚Elite' aus Finanzkapitalisten, Bürokraten und Politikern. Mit einem ‚Sozialstaat' hat dieser Sumpf von Korruptheit und Freunderlwirtschaft nichts zu tun. Angesichts eines zunehmend zerrütteten Arbeitsmarktes, wachsender Wohnungsnot und sozialer Unsicherheit ist das der Nährboden für eine gefährliche Rechtsentwicklung." (April 1994, S. 28)

Neben der Unwissenschaftlichkeit solcher Aussagen birgt diese personalisierende Kapitalismuskritik die Gefahr in sich, Antikapitalismus und Antisemitismus zu verwechseln. Heiner Möller gibt zu bedenken, daß die Gefährdung sozialer Standards keinen proletarischen Internationalismus freisetzt, sondern *proletarischen Nationalismus* und Rassismus. Der ausgebeuteten Klasse in den Metropolen ist das Interesse der Kapitalbesitzer näher, weil es mehr mit seinen eigenen korreliert, als jenes der hungernden Proletarier in der Peripherie. Es stand nicht mehr die revolutionäre Umgestaltung, sondern der Kampf um Sozialintegration im Mittelpunkt des Kampfes der Ausgebeuteten.

Günther Jacob geht in seinem Beitrag zum antinationalistischen Diskurs in »konkret« 5/94 darauf ein, wie die Nation im kommunistischen Manifest gesehen wird, weist mit Hannah Arendt auf die seltsame politische Kosten-Nutzen-Rechnung der Sätze „Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" hin und sieht die Repräsentation des Selbstverständnisses der marxistischen Arbeiterbewegung von 1848 bis 1918 im letzten Satz des Zitats. Als diese Losung von der kommunistischen Internationale auf „Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker, vereinigt euch!" erweitert wurde, führte Lenin als Begründung an, daß es vom „Standpunkt der gegenwärtigen Politik" aus richtig sei, diese taktische Variante der Vertretung nicht mehr nur des Proletariats, sondern nun auch der – nicht klar umrissenen – unterdrückten Völker zu beanspruchen, denn diese umfaßten „70 Prozent der Gesamtbevölkerung".

„Volk" und „Nation", beides keine Begriffe aus der Theorie des Klassenkampfs, wurden so zur Vervollständigung der Nebenwidersprüche. Da sich nicht alles ohne weiteres über einen klassistischen Kamm scheren ließ – zum Beispiel Antisemitismus, Patriarchat –, war das Verlangen groß, den Stein der Weisen, den allumfassenden Hauptwiderspruch zu finden (wobei dieser heute Grund- oder Basiswiderspruch genannt wird). Der Nationalismus, als universalistische Idee einer perfekten Gemeinschaft, wurde nicht von ungefähr dazu herangezogen. Schließlich ist diese Ideologie schon mit dem Anspruch angetreten, alle Widersprüche zu vereinen. Daß damit aber Gegner jedes emanzipatorischen Gedankens der nationalen Linken ein Feld bereiteten, auf das sie sich einließ und einläßt, muß einmal in den Diskursen verankert werden. Die Universalismen linker emanzipatorischer Bewegungen, in denen sich die begrenzte partikularistische Sichtweise einer der Gruppen zum Hauptwiderspruch aufschwingt, lassen viele Fragen offen und allzuoft wird dieser Leerraum mit rechter Ideologie gefüllt, unter anderem mit Patriotismus.

Die – schon bei den Klassikern angelegte – deterministische Sichtweise von historischen Prozessen reduziert das gesellschaftliche Subjekt zu Pflichterfüllern. Aufgrund von „Instrumentarien", zum Beispiel der klassenkämpferischen Doktrin, werden soziale Kräfte der historischen Situation angepaßt, wobei Widersprüche nur gesehen werden, soweit sie der Geschichte nützen.

„Der Punkt, an dem ‚das Proletariat'/die KP in der Unterstützung des Nationalismus ‚nicht weiter gehen darf', wurde dann auch regelmäßig verpaßt, weil man den Nationalismus nicht nur ‚ein bißchen' unterstützen kann, ohne ihn nicht auch ein bißchen ‚fortschrittlich' zu finden." (Jacob 1994, S. 19)

Wenn die Arbeiterklasse nach rechts geht, muß ihre Partei mitgehen: Hat sich dieser Spruch eines anonymen Chefideologen in der nationalistischen Linken durchgesetzt? Warum muß die hiesige Linke gerade das eigene Volk zum Mittelpunkt ihres Interesses machen, warum nicht dessen Opfer?

Das es in der Politik und im Diskurs von ParteikommunistInnen um nichts weniger geht als um die Opfer, zeigt sich immer wieder in Sätzen, in welchen sie ihre Sorge um jene ausdrücken, die den „rechten Rattenfängern" hinterherlaufen.

Je profilierter sich der Nazismus als Protestbewegung in Szene setzen kann, desto größer scheinen die Affinitäten der Linken zu seinen Unterstützern zu sein. Die positive Sicht dieses „Rebellentums" ist der Ansicht geschuldet, die Individuen des rassistischen Mobs hätten noch so etwas wie Klassenbewußtsein und man könnte sie per Appelation auf den „wahren" Weg zurückführen. Abergläubisch wird gepredigt, die soziale Frage sei per definitionem von links besetzt. Abgesehen von der mittelständischen Ignoranz, daß der Mob immer nur als proletarischer gesehen wird, ist offensichtlich, daß es hier nur um eine nationale Auseinandersetzung um Intensität von Rassismus und Ausgrenzung geht. Das „österreichische Volk" soll besser sein, als sein Ruf und vor allem seine Vergangenheit.

Alfred Klahr

Der historisch wichtigste Faktor der österreichischen nationalen Linken war die KPÖ. Sie konstruierte mittels Alfred Klahr die Nation von links, gegen den sozialdemokratischen Wunsch auf Eingliederung in das deutsche Reich (Bauer, Renner, usw.).

„Dr. Alfred Klahr wurde am 16. September 1904 in Wien geboren. Er studierte Staatswissenschaften. Später arbeitete er als Publizist und gehörte dem Zentralkomitee der KPÖ an. Im Juli 1944 wurde er in Warschau von der SS erschoßen, nachdem die illegale Lagerleitung erfolgreich seine Flucht aus dem KZ Auschwitz organisiert hatte.(...)

1937 veröffentlichte Alfred Klahr im März- und im Aprilheft von »Weg und Ziel« unter dem Pseudonym Rudolf seine Studie über die Nationswerdung Österreichs, die er im Auftrag des Zentralkomitees der KPÖ verfaßt hatte." (»Weg und Ziel«-Sondernummer 12/79, S. 23)

Mit Alfred Klahr huldigt die KPÖ einem Mann, der die stalinsche Definition der Nation auf die spezifische Eigenheit der zu bildenden österreichischen umlegte und der so die österreichische Nation von links konstruierte. Alle Kritikpunkte, die sich bei der Analyse am linken Nationalismus ergeben können – Determinismus, unwissenschaftliches Arbeiten, Ausblenden anderer Widersprüche, Anbiederung an Nationalisten, vor allem an Stalin usw. –, bestätigen sich in den beiden von mir untersuchten Artikeln,

die in der »Weg und Ziel«-Sondernummer im Dezember 1979 als Nachdruck unter dem Titel „Zur nationalen Frage in Österreich. Von Rudolf“ erschienen sind.

Im Vordergrund stand der Kampf gegen den Nationalsozialismus, dessen unverhohlen unterdrückerischen Auswuchs die Vertreter der proletarischen Klasse in Österreich wie auch im nahen Deutschland beobachten konnten. Mehrfach weist Klahr auf die Notwendigkeit seiner Arbeit für die Erhaltung der Unabhängigkeit Österreichs hin, um den Nationalsozialismus zu schwächen. Der Kampf um die sozialistisch-nationale gegen die faschistische Nation war das österreichische Puzzlestück, das in das Bild der Verteidigung der SU gegen den westlichen Imperialismus paßte.

Klahr bezeichnet den großdeutschen Gedanken als reaktionären Vorposten des Hitlerfaschismus, als Hauptfeind des internationalen Proletariats. Er begreift das nationale Programm der kommunistischen Partei als Kontra zu jenen der faschistischen Gruppen. Wie in Deutschland die „echten“ Marxisten glaubte auch Klahr an das unterdrückte Volk und weist auf die enge Verwandtschaft zwischen dem deutschen und österreichischen Volk hin. Um den Deutschnationalen nicht jede Hoffnung zunichte zu machen, hält er schließlich einen freiwilligen Zusammenschluß Deutschlands und Österreichs für nicht ausgeschlossen.

Ein Totschlagargument gegen antinational eingestellte Linke, damals wie heute, ist die Gleichsetzung des Patriotismus mit dem antifaschistischen Widerstandskampf. Wie die Zusammenhänge genau sind, ob antifaschistischer Widerstand nur auf nationaler Basis möglich war, oder ob die nationale Linie nicht sogar zu einem gewissen Teil zu den nationalistischen Auswüchsen vor der Machtergreifung der Nazis beitrug, gehört sicher noch näher untersucht. Klahr jedenfalls sieht in der nationalen Frage das Hauptkampffeld der proletarischen Linken gegen den Faschismus. Arbeiterklasse und österreichisches Volk eint der Kampf um Freiheit und Selbstbestimmung, Unabhängigkeit, Streben nach Eigenständigkeit und Eigenstaatlichkeit und das Gefühl der nationalen Besonderheit gegenüber Deutschland, das zur Negativfolie aufgebaut wird, von der sich Österreich positiv abzuheben hatte.

Immer wieder verweist Klahr auf den internationalen Charakter der nationalen Entwicklung eines Österreichertums, der er natürlich Fortschrittlichkeit zuspricht.

„Wir können nicht jedwede nationale Entwicklung eines Volkes verteidigen, sondern nur jene Entwicklung, die in der Richtung des allgemeinen historischen Fortschrittes liegt, das heißt den *Interessen der allgemein demokratischen Weltbewegung und des internationalen proletarischen Klassenkampfes* entspricht.“ (Klahr 1937, S. 30)

Zur Unterstützung dieses Gedankens von Marx und Engels, aus dem heraus schon Engels den Begriff der *geschichtslosen Völker* prägte, folgt das obligate Stalin-Zitat, siehe oben.

Man könnte nun auf die Widersprüchlichkeiten zwischen der Definition Stalins und dem Versuch Klahrs, eine Nation zu konstruieren, eingehen. So war zum Beispiel gerade Österreich das Gegenteil einer stabilen Gemeinschaft: Jahrzehntelange massenhafte Zuwanderung führte auf dem Territorium Österreichs nicht zuletzt zu einem „Sprachenproblem“; der durch den Zusammenbruch der Monarchie geschrumpfte Nationalmarkt war nicht das Zeichen für eine stabile Wirtschaft; schließlich sind die Werke der „Kulturgemeinschaft Restösterreich“ sehr wenig gegenüber dem „Kulturschatz“, den die Monarchie zusammengegaunert hatte. Man könnte auch darauf hinweisen, daß eine Konstruktion Österreichs nur auf der Grundlage der deutschen Sprache die Massen der in den Zeiten der Monarchie Zugewanderten ausschloß. Man könnte einwenden, daß Klahrs Versuch einer ethnischen Konstruktion, die sich nur von Deutschland abzugrenzen versucht, im Endeffekt doch wieder an Deutschland orientiert. Man könnte spekulieren, warum die ÖsterreicherInnen immer versuchen, die besseren Deutschen zu sein, was übrigens ein Hauptargument der Nationskonstrukteure der Austrofaschisten war.

Aber diese gesamte Argumentation bewegt sich auf dem von den Nationalen bereiteten Feld. Es ist nicht von Interesse, ob Alfred Klahr die österreichische Nation schlecht konstruiert hat, sondern warum er, respektive die Kommunistische Partei in Österreich, das tat.

Klahr schreibt:

„Können wir, die Kommunistische Partei und die revolutionäre Arbeiterklasse, die Entwicklung der österreichischen Nation offen anerkennen und fördern? *Wir können dies nicht nur, wir müssen es heute tun* und haben es bisher faktisch bereits getan. Der praktische Kampf der Partei und der Arbeiterklasse für die Unabhängigkeit Österreichs hat bereits die national österreichische Orientierung im Volke gefördert.“ (Klahr 1937, S.29)

Hier ist die Konstruiertheit der linken österreichischen Nation klar angesprochen: Wir sind national orientiert, weil wir uns gegen den Hitlerfaschismus wehren müssen, und dieser Kampf fördert die Nationsbildung. Abgesehen davon, daß die christlichsozialen Faschisten als nationale Bewußtseinsförderer einen größeren gesellschaftlichen Machtblock darstellten, wir es hier also mit der Allmachtphantasie einer KPÖ zu tun haben, deren damaliger Mitgliederstand dem heutigen entsprach, ist diese Argumentation ihr Selbstzweck, sie dreht sich im Kreis. Aber dieses Zitat macht auch klar, warum „österreichische Nation“ als Synonym für „antifaschistischen Widerstand“ gebraucht wird. Würde das eine vom anderen gelöst, würde die gesamte selbstgeschaffene Theorie und Praxis der KPÖ seit dem Zweiten Weltkrieg in sich zusammenbrechen.

Der Internationalismus dient dann nur noch als Feigenblatt dem chauvinistischen Patriotismus, der ausschließlich die Interessen der österreichischen Arbeiterklasse im Sinn hat. Sexistische, rassistische, nationalistische, antisemitische Rülpser werden so von Ausrutschern zu konstituierenden Elementen einer Partei, die sich nicht den theoretischen Entwicklungen der letzten zwanzig Jahren aussetzen will. Schon für Klahr diente der Internationalismus nur als Deckmantel für die Instandsetzung und Verteidigung der nationalen Besonderheiten Österreichs:

„Sicher ist, daß je länger das faschistische Regime in Deutschland an der Macht bleibt, je länger und schwerer der Abwehrkampf des österreichischen Volkes um seine Unabhängigkeit dauert, umso stärker die nationale Besonderheit der österreichischen Nation ausgeprägt wird. Sicher ist schließlich, daß *heute nicht nur die Unabhängigkeit Österreichs, sondern zahlreicher anderer Nationen im Donauraum durch den deutschen Imperialismus gefährdet ist und diese Lage auf die Zusammenarbeit der Proletarier, auf die Zusammenarbeit aller demokratischen Kräfte dieser Völker im Donauraum hindrängt, deren nationale Unabhängigkeit von Hitler oder Mussolini gefährdet ist.*“ (Klahr 1979, S. 31f)

Und so ist der nationalistische Internationalismus als Waffe gegen den

Hitlerfaschismus geschmiedet. Was aber noch nicht aufklärt, warum der Anteil der Bevölkerung am österreichische Widerstandskampf ähnlich dem deutschen Anteil nur unter einem Prozent blieb. Ebensowenig erklärt diese gegen die Nazis geschmiedete nationale Waffe, warum der Anteil der Österreicher an den schlimmsten Verbrechen des Regimes relativ der höchste war. Antworten auf diese Fragen der nationalen Eigenart der ÖsterreicherInnen sind meines Wissens noch keinem größeren Publikum zur Kenntnis gebracht worden. Trotz dieser Kritik sollen die Leistungen im antifaschistischen Widerstand, der von Frauen und Männern, die auch Mitglieder der KPÖ waren, nicht angetastet werden. Eine andere Frage ist es, ob die Partei, die sich heute als kommunistische vorstellt, den Widerstand in dieser Art vereinnahmen darf, wie sie es tut.

„Eine unleugbare historische Tatsache ist, daß die KPÖ das Rückgrat des antifaschistischen und nationalen Widerstandes bildete; daß die KPÖ relativ und absolut die größten Opfer im Kampf gegen die Nazibarbarei gebracht hat." (Grundzüge 1994, S. 45)

Nachdem für Klahr und die KPÖ nun die sprachlich-ethnischen Grundlagen der Zugehörigkeit der ÖsterreicherInnen feststanden, wird kurz der kulturtheoretische Teil abgehandelt, dessen eindeutig sexistische, kulturalistische und rassistische Implikationen die Auswirkungen der Dominanzkultur wieder ins Blickfeld rücken:

„Es gibt auf allen Gebieten der Kunst eine Reihe von Männern (sic!), die auf keinem anderen als österreichischen Boden (sic!) denkbar sind, die in ihrem Schaffen spezifisch österreichische und keine andere Eigenart des nationalen Charakters verkörpern. (...) Eine Analyse ihrer Werke wird darin jene besonderen Züge des *nationalen Charakters der Österreicher* widergespiegelt finden, von denen auch Engels auf einige hinwies, als er ‚das lustige, erregbare, der glücklichen kelto-germano-slawischen Rassenmischung (sic!) mit Vorwiegen des deutschen Elements geschuldete Temperament' der deutschen Österreicher hervorhob (Brief Engels an Victor Adler vom 11. XI. 1893). Man könnte dem noch eine Reihe von großen österreichischen Männern (sic!) auf dem Gebiete der Wissenschaften hinzufügen, um zu sehen, daß es eine besondere österreichische Kultur gibt, die getrennt von der deutschen einen eigenen Beitrag zur Entwicklung der Kultur der Menschheit geleistet hat." (Klahr 1979, S. 29)

Friedrich Engels war in den hegemonialen sozialdarwinistisch-rassistischen Diskurs eingebunden. Daß er dessen Begrifflichkeiten – anscheinend unkritisch – übernahm, kann ihm – mit Einschränkungen – vorgeworfen werden. Zu Zeiten von Alfred Klahr, der Engels zustimmend zitiert und damit die österreichische Nation auch auf eine biologistische Grundlage stellt, waren sowohl die antikolonialistischen wie auch die Frauendiskurse soweit gediehen, daß es nur wenig Mühe gemacht hätte, wenn Klahr sich mit diesen Themen auseinandersetzten hätte wollen, dies auch zu tun.

Daß die KPÖ sich keineswegs von nationalistischem Gedankengut getrennt hat, soll mit diesem Zitat belegt werden:

„Als InternationalistInnen bekämpfen wir Fremdenhaß, Rassismus und Nationalismus. (...) Trotzdem erkennen wir in der Entwicklung eines österreichischen Nationalbewußtseins vor allem im Hinblick auf die wiedererstandene deutsche Großmachtpolitik einen historischen Fortschritt gegenüber der Ersten Republik. Unseren Beitrag zur notwendigen Umgestaltung und Weiterentwicklung des Nationalbewußtseins sehen wir darin, die reaktionären Tendenzen zu bekämpfen und linke, widerständige und sozialistische Aspekte der österreichischen Nationalgeschichte lebendig zu halten." (Grundzüge 1994, S. 48f)

Viel hat sich nicht geändert. Deutschland wird schon wieder als Begründung vorgeschoben, um auf einem genuin österreichischen Nationalcharakter zu beharren. Ebenso ist immer noch die Rede von linken Aspekten im Nationalbewußtsein, wo die gerade im Falle Österreichs sich verstecken, ist mir nicht klar.

Abschließende Bemerkungen

Die Schlüsselthese der nationalgesinnten Linken lautet: Veränderungen sind nur im nationalen Rahmen möglich. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß schon die Klassiker ihre nationalistische Weltrevolutionstheorie nicht in die Tat umzusetzen vermochten. Auch im antifaschistischen Widerstandskampf erwies sich der ideologische Rückgriff auf den Nationalismus als Archillesferse. Balibar schreibt:

„Nicht, daß die Kommunisten ganz Europas und die Bürger der Sowjetunion in Konfrontation mit der ‚braunen Pest' nicht millionenfach gekämpft hätten und gestorben wären. Aber hier geht es darum, daß der Kommunismus unfähig war, sich *auf seiner eigenen* Klassenbasis dem Nazismus entgegenzustellen (d. h. als nicht-sektiererische proletarische Bewegung), und daß der Marxismus unfähig war, die Gründe für seine Macht zu verstehen und zu analysieren (d. h. als Theorie des Klassenkampfes). (...) Unfähig, den Nationalismus zu verstehen, haben sich die Kommunisten von einer Ecke des Kontinents bis zur anderen selbst ‚nationalisiert' wiedergefunden." (Balibar 1992, S. 185)

Es geht darum, daß die national orientierte Linke die Nation nicht als das herrschaftsabsichernde Instrument der GewinnerInnen der Dominanzkultur erkennt. Oder es sind diese (Metropolen-)Linken nicht in der Lage, sich ihrer Stellung als PrivilegienritterInnen in der Welt bewußt zu werden. Die Verteidigung des Nationalen ist in enger Verbindung zu der eigenen Lage zu sehen und in ihrem Anspruch dem ‚dummen unbewußten Volk' beibringen zu wollen, wo es langgeht. Daß jene Massen nicht an dieser Interessensvertretung interessiert sind, beweisen sie mit jedem Wahlergebnis (0,26 Prozent Anno Domini).

Mit der Errettung des eigenen Volkes wird meist das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Täter und Opfer werden gleichermaßen unter der Fiktion „Volk" subsummiert. Wenn Österreich heute als zu verteidigende Nation gesehen wird, wird der antifaschistische Widerstandskampf von GenossInnen verhöhnt. Statt sich eindeutig und unmißverständlich gegen diesen Staat zu stellen, dessen Angehörige vom Holocaust und vom Krieg ebenso profitierten wie vom Aufbau als Bollwerk gegen den Bolschewismus durch den Marshallplan, wird um die Zustimmung der Imagination gebuhlt. Globalisierende Behauptungen, wonach das „Land" durch die Weltkriege in Katastrophen gestürzt worden sei, sind falsch. Zu differenzieren ist, wer in welchen Krieg warum woran verdient oder verloren hat, oder klarer: wer war Täter und wer war Opfer der Verhältnisse.

Die Nation wird von den „nationalen Antinihilisten" als zeitlose Entität dargestellt, als leere Hülle, die bei Bedarf mit linken Politvorstellungen zu füllen sei. Das ist der beste Weg, sich nicht von rechten Hegemonievorstellungen zu befreien. Endlos wird heruntergebetet, daß die Nation der unveränderliche Rahmen für emanzipatori-

sche Politik sei, daß nur nationale Regierungen vor anderen schützen könnten. Ein wenig erinnern diese Positionen an das Versprechen des Ritters, wenn die Bauern ihm brav den Zehent ablieferten, würde er sie vor den Raubzügen anderer Ritter schützen. Eine gute Reflexion der eigenen Lage der – nahezu ausschließlich mit Apparaten von Parteien verbundenen – nationalen Linken als konkurrierende Politkaste.

Die Analyse des Nationalismus als Vermittlungsform von antagonistischen Widersprüchen hat zutage gefördert, daß der Ersatz des Klassenbewußtseins durch den Nationalcharakter eine historische Fehlleistung war und ist, ebenso wie der Anspruch, die Interessen des Proletariats seien mit jenen der Gesamtgesellschaft gleichzusetzen. Es geht schon länger nicht mehr um Auseinandersetzungen zwischen nationalen und antinationalen Linken, sondern um die Entwicklung neuer Theorie- und Praxiskonzepte einer undogmatischen Linken. ■

Mario ANT studiert Publizistik und Politologie.

Anmerkungen

Anderson Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt 1988, Reihe Campus (aus dem Englischen von Benedikt Burkard: Imagined Communities. Reflections on the Origin and the Spread of Nationalism, Verso Editions and NLB, London 1983)

Arendt Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, 3. Auflage, München 1986, Serie Piper (aus dem Englischen von der Verfasserin: The Origins of Totalitarianism, Harcourt Brace Jovanovich, New York 1951)

autonome l.u.p.u.s. gruppe: Geschichte, Rassismus und das Boot. Wessen Kampf gegen wessen Verhältnisse: 2. Auflage, Berlin 1993, Edition ID-Archiv

Balibar Etienne: Die Nation-Form: Geschichte und Ideologie, in: Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein, Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, 2. Auflage Hamburg; Berlin 1992, Argument-Verlag (aus dem Französischen von Ilse Utz, aus dem Englischen von Michael Haupt: Race, Nation, Classe. Les identités ambigues, Edition La Découverte, Paris 1988), S. 107-130

Balibar Etienne: Die Grenzen der Demokratie, Hamburg 1993, Argument-Verlag (aus dem Französischen von Thomas Laugstien u.a.: Les frontieres de la democratie, Editions La Découverte, Paris 1992)

Castles Stephen: Weltweite Arbeitsmigration, Neorassismus und der Niedergang des Nationalstaats, in: Uli Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde, Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1991, Junius Verlag, S. 129-159

Elsässer Jürgen: „Proletarier aller Nationen, massakriert Euch!“, in: »Weg und Ziel«, Heft 1/93, S. 18ff.

Elsässer Jürgen: Nationaler Sozialismus und Antisemitismus, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 10f.

Feministischer Landkreis: Von Grund auf deutsch. Zum Selbstverständnis der Deutschen in ihrer Verfassung, in: Olga Uremovi'c, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 47-64

Gellner Ernest: Nationalismus und Moderne: Berlin 1991, Rotbuch Rationen (aus dem Englischen von Meino Büning: Nations and Nationalism, Basil Blackwell Ltd., Oxford 1983)

Hirsch Albert: Alfred Klahrs Rolle in der Durchsetzung einer fortschrittlichen Theorie der österreichischen Nation, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 16

Hobsbawm Eric J.: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780, Frankfurt/Main 1991, Campus Verlag (aus dem Englischen von Udo Rennert: Nations and nationalism since 1780. Programme, myth, reality, Cambridge University Press 1990)

Jacob Günther: Rechte Leute von links, in: »konkret«, Heft 5/94, S. 14ff.

Jensen Britta: Die Theorie der Nation bei Lenin, in: »Weg und Ziel«, Heft 1/93, S. 12ff.

Zu Enderwitz Jutta: „Antisemitismus und Volksstaat“, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 32ff.

Kalpaka Annita: Die Hälfte des (geteilten) Himmels: Frauen und Rassismus, in: Olga Uremovic, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 33-46

Kalt Hans: Gefahren des Nationalismus, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 21f.

Kappeler Susanne: „Als Frau habe ich kein Land“ – aber einen deutschen Paß. Strukturen des Nationalismus in der Politik der deutschen Frauenbewegung, in: Olga Uremovic, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 92-106

Klahr Alfred: Zur nationalen Frage in Österreich, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 23ff.

KPÖ: Grundzüge einer Neuorientierung, April 1994

Mármora Leopoldo: Nation und Internationalismus. Probleme und Perspektiven eines sozialistischen Nationbegriffs, Bremen 1983, Periferia Verlag

Meulenbelt Anja: Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus, Hamburg 1988, Rowohlt-Verlag (aus dem Niederländischen von Silke Lange: De ziekte bestrijden, niet de patient, Amsterdam 1986, Uitgeverij Van Gennep)

Miles Robert: Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs, 2. Auflage Hamburg; Berlin 1992, Argument-Verlag (aus dem Englischen von Michael Haupt: Racism, London; New York 1989, Routledge)

Möller Heiner: Die Linke und die soziale Frage, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 12ff.

Möller Heiner: Kritik: Fülberth zu Nationalbolschewismus, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 19

Müntzel Max: Wieso eigentlich mit diesem Volk?, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 21f.

Nationale Linke – Dokumentation, in: »Bahamas«, Heft 12/93, 20

Pankow Horst: Nationale Rettung im „Neuen Deutschland“, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 16ff.

Papi'c Zarana: Nationalismus, Patriarchat und Krieg, in: Olga Uremovi'c, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 107-117

Reemtsma Jan Philipp: Die Falle des Antirassismus, in: Uli Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde, Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1991, Junius Verlag, S. 269-282

Rommelspacher Birgit: Frauen in der Dominanzkultur, in: Olga Uremovi'c, Gundula Oerter (Hg.), Frauen zwischen Grenzen, Frankfurt/Main 1994, Campus Verlag, S. 18-32

Rommelspacher Birgit: Rechtsextreme als Opfer der Risikogesellschaft. Zur Täterentlastung in den Sozialwissenschaften, in: »1999«, Heft 2/91, S. 75-87

Rommelspacher Birgit: Heile, heile, Nazi, es wird schon wieder gut, in: »konkret«, Heft 9/91, S. 52ff.

Willemsen Heinz: Linker Antizionismus und NS-Bewältigung, in: »Bahamas«, Heft 12/93, S. 29ff.

Wimmer Ernst: Nation und Nationalität, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 11f.

Wohlfahrtsausschüsse (Hrsg): Etwas Besseres als die Nation. Materialien zur Abwehr des gegenrevolutionären Übels: Berlin 1994, Edition ID-Archiv

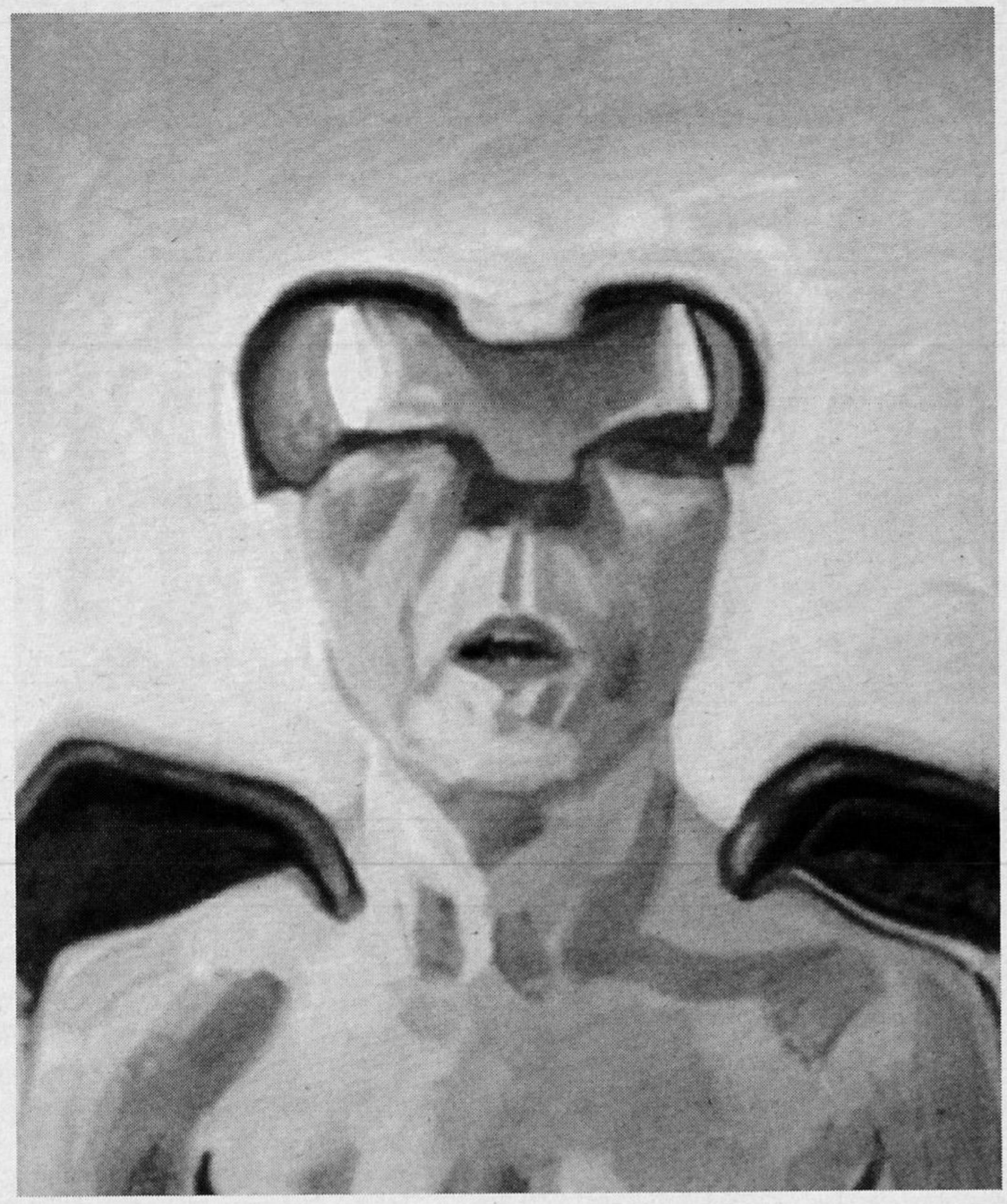
Zucker-Schilling Erwin: Alfred Klahr und die Rolle der Kommunisten bei der Herausbildung des österreichischen Nationalbewußtseins, in: »Weg und Ziel«-Sondernummer, Heft 12/79, S. 2ff.

Individualisierung • Entfremdung • Gewalt

Am Anfang stand meine Idee, einen Schwerpunkt zum Thema „Zwischenmenschliches" zu organisieren. Die Reaktionen darauf — auch in der Redaktion — waren, na, sagen wir: verhalten bis befremdend.

Auf den Satz „Das Private ist politisch" — mein Vorschlag, diesen Schwerpunkt so zu betiteln, jetzt der Titel meines Beitrags -, reagieren fast alle, denen ich davon berichte, mit großem Staunen, mit großer Verwunderung — gemischt mit einem Schuß Erschaudern (ob angenehmes oder unangenehmes Schaudern ist nicht immer auszumachen). Ist es persönliche Betroffenheit, die dieser Satz auslöst — wachgerufen aus der Anonymität des privaten Daseins? Privates öffentlich zu machen ist nicht opportun, vermeintlich private Miseren sind zur Zeit kein Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung (außer die von Prominenten — vornehmlich aristokratischen — in den Klatschspalten der Medien). Die Betitelung „Individualisierung" hingegen ist im Vergleich zu „Das Private ist politisch" weitaus weniger betroffenheitserregend. Diese Bezeichnung für das, was uns zum Beispiel als „zwischenmenschliches Zwangsverhältnis" (vgl. Beitrag von Konstanze Wetzel) leidvoll bestimmt, stammt aus der Wissenschaftssprache — die meisten Menschen können mit diesem Begriff jedoch wenig anfangen. In einem Wissenschaftsjargon, in einer Sprache, die einer breiteren Öffentlichkeit völlig unzugänglich bleibt, wird die Lage des Individuums erörtert. Das heißt die meisten, die es betrifft, bleiben von einer Diskussionsbeteiligung ausgeschlossen. (Das trifft natürlich nicht nur auf die Individualisierungsdebatte zu, zeigt sich aber hier sehr kraß). Mein Anspruch geht jedoch unumwunden dahin, wissenschaftliche Fragestellungen und Erkenntnisse möglichst allgemeinverständlich zu formulieren (wofür ich bereits als Studentin an der Universität schlechte Note bekommen habe, weil ich mich bewußt auch der „Objektsprache" (Umgangssprache) und nicht nur der „Metasprache" (Wissenschaftssprache) bediente). Alles andere widerspricht meinem politischen Verständnis, das ein demokratisches und kein elitäres ist.

Weiters verdeutlicht sich in der Individualisierungsdebatte, wie sie in der Wissenschaft geführt wird, daß das Individuum, oder besser gesagt das Subjekt, außen vor bleibt: Ganz im Sinne des beschriebenen postmodernen „Anything goes" (vgl. Artikel von Dorothee Sölle) betrachtet und beschreibt der/die WissenschaftlerIn das Individuum. Friedhelm Kröll etwa beschreibt die verschiedenen Strömungen der Mainstream-Individualisierungsdebatte bzw. die Alternativen dazu: Er beschreibt die Gegensatzpaare: das Politische versus Individualisierung, das Kommunikative, die Befindlichkeit; das Biographische versus Objektivismus, Strukturalismus und Ökonomismus. Für ihn endet



alles Subjektive in Irrationalismus und Neo-Okkultismus. Kröll bleibt streng im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Mainstream — politisch notwendige Perspektiven sind offensichtlich kein Thema: Die „Politisierung des Privaten" kann für ihn „innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsform nicht weiter reichen als die Poetisierung der Betroffenheit; allemal attraktiv für den Erlebnismarkt, aber eine zweifelhafte Alternative für die Selbstermächtigung der gesellschaftlichen Individuen unter den Strukturbedingungen der Ohnmacht". „Die Politisierung des Privaten bzw. Privatisierung des Politischen" kann für ihn nur zu einem „neuen ‚Gehäuse marktmedialer Hörigkeit', in Nachfolge der bürokratischen" und in Neo-Okkultismus führen. (Vgl. Kröll in diesem Heft bzw. im 2. Teil des Artikels im Heft 1/1995)

Für mich gibt es sehr wohl eine Alternative zur New-Age-, Esoterik-, Okkultismus-Variante bzw. diese ist ja unter anderem gerade als Reaktion zu verstehen, auf den Verlust der Dialektik in unserem wissenschaftlichen Denken, auf die seit Jahrhunderten andauernde undialektische Subjekt-Objekt-Trennung, die Trennung von Wissenschafts-Subjekt und Wissenschafts-Objekt (vgl. Klaus Ottomeyer, zitiert in meinem Beitrag). Folge dieser und anderer gesellschaftlicher Tatsachen ist der herrschende Wunsch kein handelndes und veränderndes Subjekt mehr sein zu müssen. Nicht nur im Esoterik-Gefolge sind handelnde und verändernde Subjekte passé, sondern gerade auch im politischen und wissenschaftlichen Mainstream. Utopien sind gänzlich out. Unterwerfung unter die „Macht des Faktischen" ist angesagt.

Nun noch zur Jugend- und Gewaltdebatte, die ja ebenfalls mit der Individualisierungsdebatte in Zusammenhang steht. Die Jugend-, Gewalt- und Rechtsextremismusdebatte wird zur Zeit wieder heftig geführt (z. B. in den soeben erschienenen Heften »Erziehung heute« 3/1994 aus Innsbruck und »Marxistische Blätter« 6/1994 aus Essen). Nach dem inhaltlich bemerkenswerten Heft zum Thema „Ausländergesetze" von »Erziehung heute« 1/1994 ist das, worauf dieser Schwerpunkt „Rechtsextrem" hinausläuft, ein unumwundenes Einschwenken auf die beim wissenschaftlichen und politischen Establishment so beliebte Heitmeyer-Position (Bernhard Natter: Zwischen Anti-Fa-Erziehung und akzeptierender Pädagogik). Dem wollen wir die Artikel von Dorothee Sölle „Gewalt — von oben, von unten und von innen" und Gerald Grüneklee „... und dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu" entgegensetzen. Ausführungen dieser Art sind in der aktuellen Debatte kaum zu finden.

Maria Wölflingseder

Individualisierung, Solidarität und Freiheit

Widersprüchliche ethische Problemlagen in der Risikogesellschaft

Konstanze WETZEL

Seit etwa drei bis vier Jahren wird in den Sozialwissenschaften, aber zunehmend auch in der veröffentlichten Meinung verstärkt über Individualisierung, Wertewandel, soziale Verantwortungsübernahme, Gemeinwohl und Gemeinsinn, konkrete Sittlichkeit usw. diskutiert, also im Kern ethische Grundfragen des gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Lebens erörtert (z. B. im Zusammenhang mit der Gewaltakzeptanz, Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit von Kindern und Jugendlichen, aber auch von Erwachsenen)

Dieser Beitrag will der Frage nachgehen, welches die Hintergründe dieser Diskussionen sind, welche ethische Probleme dabei aufgeworfen werden und wie eine zeitgemäße emanzipatorische Ethik begründet werden kann.

Pluralität der Lebensformen und verallgemeinerungsfähige Prinzipien

Das wesentliche Kernproblem besteht darin, daß einerseits die Pluralität der konkreten Lebensbedingungen und Lebensauffassungen immer deutlicher und größer wird (zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, Schichten und Klassen, den Ethnien, den Geschlechtern, den Familien- und Lebensgemeinschaftsformen, den einzelnen Biographien, den aktuellen Lebens- und Lernerwartungen usw.), und andererseits stellt sich die Frage, ob nicht trotzdem übergreifende, universelle Prinzipien (wie zum Beispiel Gerechtigkeit und Solidarität) möglich sind, ohne daß die Pluralität dabei verleugnet werden muß. Im Konzept der Diskursethik wird diese Frage bejaht, und zwar mit folgendem Grundargument: „Praktische Fragen, die die Orientierung des Handelns betreffen, entstehen in konkreten Handlungssituationen – und diese sind stets in den historisch geprägten Kontext einer besonderen Lebenswelt eingelassen. Im Lichte streng moralischer Maßstäbe müssen sich solche lebensweltlichen Fragen verwandeln, denn unter moralischen Gesichtspunkten werden problematische Handlungen und Normen nicht mehr nach dem Beitrag beurteilt, den sie zur Erhaltung einer bestimmten Lebensform oder zur Freisetzung einer individuellen Lebensgeschichte leisten. Sobald wir Handlungsweisen oder Normen unter dem Gesichtspunkt prüfen, ob sie im Falle allgemeiner Verbreitung bzw. Befolgung die ungeteilte Zustimmung aller potentiell Betroffenen finden würden, sehen wir zwar nicht von ihrem Kontext ab; aber die Hintergrundgewißheiten der faktisch eingewöhnten Lebensformen und Lebensentwürfe, in denen die Normen stehen und problematisch geworden sind, dürfen dann nicht mehr als fraglos gültiger Kontext vorausgesetzt werden. Die Transformation von Fragen des guten und richtigen Lebens in Fragen der Gerechtigkeit setzt die Traditionsgeltung des jeweiligen lebensweltlichen Kontextes außer Kraft." (Habermas 1991 a, S. 33) Eine derartige konkrete Sittlichkeit, die sich zugleich an moralischen Maßstäben orientiert, kann nur das Ergebnis fundamentaler, reflexiver Lernprozesse sein. Solche Sittlichkeit ist den konkreten Subjekten nicht gegeben, sondern aufgegeben. „Die moralisch urteilenden Subjekte können normalerweise ihrer Einsicht gemäß erst handeln, wenn sie in sittlichen Lebenszusammenhängen zu moralisch handlungsfähigen Subjekten herangebildet worden sind. Die Sittlichkeit einer Lebensform bewährt sich also in Bildungsprozessen und in Verhältnissen, die dem einzelnen seine konkreten Pflichten bewußt machen und ihn zugleich motivieren, danach zu handeln." (ebd. S. 36f.)

Nun können aber die Individuen auch durch moralische Ansprüche überlastet und überfordert werden, indem ihnen Handlungen und soziale Lernprozesse abverlangt werden, die unter konkreten, historisch gewordenen Abhängigkeits- und Entfremdungsverhältnissen nicht zu realisieren sind. Unter dieser ethischen Fragestellung verdeutlicht sich nun die Relevanz soziologischer Untersuchungen: Sie haben nämlich auch zu klären, welche Lebensbedingungen und pädagogischen Entwicklungsangebote einer solchen universalistischen Handlungsorientierung förderlich sind, ihr also entgegenkommen. „Wie im Falle des Anwendungsproblems ist eine universalistische Moral, die nicht in der dünnen Luft guter Meinungen hängenbleiben soll, auf das Entgegenkommen der sozialisatorisch wirksamen Umgebung angewiesen. Sie ist auf Sozialisationsmuster und Bildungsprozesse angewiesen, die die Moral- und Ich-Entwicklung der Heranwachsenden fördern und die Individuierungsvorgänge über die Grenzen einer traditionellen, an bestimmten sozialen Rollen haftenbleibenden Identität hinaustreiben. Eine Lebenswelt, die sowohl in den institutionellen Ordnungen wie in den Sozialisationsmustern auf postkonventionelle Strukturen zugeschnitten ist, erfordert im übrigen einen reflexiven Modus der Überlieferung, der die Erneuerung von Traditionen stärker von der Kritikbereitschaft und der Innovationsfähigkeit der Individuen abhängig macht." (ebd. S. 44f.)

Was das heißt, soll nun in vier Argumentationsschritten erläutert werden.

Individualisierung als objektives Zwangsverhältnis

Aus der Formulierung „entgegenkommende" Lebensbedingungen folgt bereits, daß diese Lebensbedingungen

den ethischen Prinzipien und ihrer konkrethistorischen Anwendung auch entgegenstehen können – und es faktisch auf vielfältige Weise auch tun. Das Phänomen der Individualisierung faßt den Aspekt solcher widerständigen Bedingungen in der gegenwärtig sich durchsetzenden Risikogesellschaft, der für das soziale Lernen besonders wichtig ist; dabei wird Individualisierung häufig in einer großen begrifflichen Nähe zu Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung, Emanzipation usw. angesiedelt. Wenn man aber den Umbau der Alltagsbeziehungen in ihrer Bedeutung für die konkreten Individuen näher betrachtet, dann zeigt sich, daß Individualisierung zunächst ein rein objektiver Prozeß ist, der sich in relativer Unabhängigkeit von den Entscheidungsmöglichkeiten, dem Willen und Wollen der Subjekte vollzieht, ein Prozeß, der ihnen aufgedrängt wird und mit dem sie sich – ob sie es nun wollen oder nicht – auseinandersetzen müssen. In ihrem Kern bedeutet Individualisierung zunächst den Verlust der sozialen Integrationskraft zentraler „Säulen" des „standardisierten Normallebenslaufs": Teilnahme am gesellschaftlichen Arbeitsprozeß, Gründung einer Familie, Herausbildung einer lokalen und regionalen Verbundenheit, Zustimmung zu den zentralen Elementen des politischen Systems und der politischen Kultur.

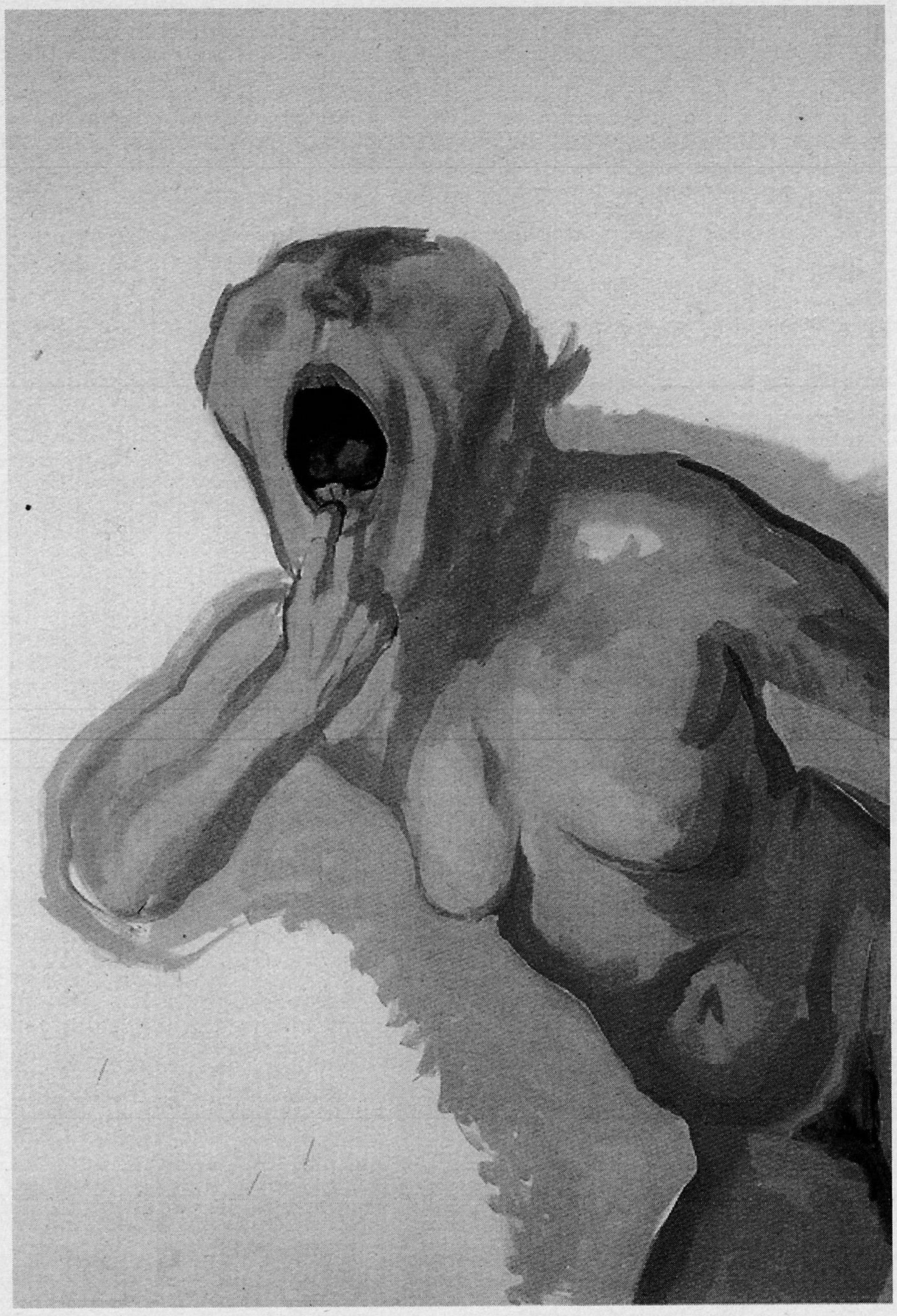
Die immer wieder anzutreffende Widersprüchlichkeit in der Bewertung dieser Entwicklungen rührt daher, daß dieser Individualisierungsschub Spielräume freisetzt, Spielräume, innerhalb derer ich mich entscheiden kann – aber auch muß. Sie sind Freiheitsgewinn in dem Sinne, als „Abweichungen" von der Standardbiographie nunmehr zur Normalität werden; dieser Freiheitsgewinn ist zugleich (sehr) begrenzt dadurch, daß es sich hier im wesentlichen um aufgezwungene Handlungsspielräume und nicht um durchgesetzte Gestaltungsspielräume handelt. Das macht die Besonderheit dieser riskanten Freiheiten aus, daß sie einerseits den Subjekten erhöhte Selbstbestimmungsansprüche nahelegen und sie andererseits aufgrund der objektiven Uneindeutigkeiten der Entscheidungsfolgen (z. B. bei der Schul- und Berufswahl, dem Wechsel des Arbeitsplatzes und des Arbeitsortes, bei der Umschulung) die Subjekte mit Verantwortung überlasten (die Individuen also für mehr verantwortlich machen als das, worauf sie tatsächlich Entscheidungsmöglichkeiten besaßen). Mit diesem Wechsel von der gesellschaftlichen Normalbiographie zur standardisierten Einmaligkeit des je individuellen Lebenslaufs (mit so etwas wie einem gesellschaftlich festgelegten Angebot an „biographischem Auswahlmenü") entsteht eine psychosoziale Verunsicherungsspirale, denn man sieht sich andauernd und immer massiver vor die Aufgabe gestellt, ein gelungenes Leben, eine erfolgreiche Bewältigung der biographischen Umstellungen und Brüche vorzuweisen (z. B. beim Arbeitsamt oder beim Arbeitgeber).

Diese psychosozialen Zwänge werden besonders dadurch massiv gesteigert, daß diese Individualisierung – zumindest aktuell und für absehbare nähere Zukunft – mit einer massiven Verschärfung der sozialen Ungleichheiten verbunden ist, die zugleich deutliche regionalökonomische Ausprägungen erfahren als „Zonen des Reichtums" und „Zonen der Armut" innerhalb der Städte und zwischen Städten und Städten und Regionen (vgl. Beck 1994, Beck-Gernsheim 1993).

Individualisierung als zwischenmenschliches Zwangsverhältnis

In den vorausgegangenen Bemerkungen ist schon die interpersonale Seite dieses Zwanges angedeutet worden: Unter den gegenwärtigen Verhältnissen des deformierten Vergesellschaftungsschubes der Reproduktion bei gleichzeitiger Individualisierung der Lebenswege/-risiken des einzelnen, nimmt die Individualisierungstendenz unter bestimmten Voraussetzungen subjektiv die Form von individueller „Autonomie"hoffnung durch individuelle Selbstbestimmung/Selbstverwirklichung an. Das sozialstaatlich vermittelte Verhältnis von „Freiheitsverbürgung und Freiheitsentzug" (Habermas) treibt die Individualisierung in Form der Vereinzelung bei gleichzeitiger gesellschaftlich-institutionalisierter Kontrollstruktur der individuellen Lebenslage auf die Spitze (zum Beispiel Sozialamt, Arbeitsamt, Jugendamt, Schule, Jugendpolizei). Selbstbestimmung über das eigene Leben scheint nur noch in ständiger Legitimation/ Beweisführung der Berechtigung der eigenen Existenz gegenüber fremdbestimmten Machtinstanzen zu funktionieren. Gegen diese Entsubjektivierungstendenz entwickelt sich auf seiten der Individuen der Standpunkt der Selbstbehauptung gegen die gesellschaftlich-institutionelle Kontrollstruktur/-funktion, und um der eigenen Existenzsicherung willen entsteht ein funktionalistisches, ichzentriertes „egoistisches" Weltbild, welches die Gesellschaft nach Maßgabe der eigenen Bedürfnisse zu handhaben versucht. Zur Lebensachse wird die individualistisch verstandene Selbstbestimmung, um die sich der individuelle Handlungsradius in bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und zwischenmenschlichen Beziehungen dreht. Das heißt, mein instrumentelles, ichzentriertes Verhältnis zur Welt und zu anderen Menschen bildet den Ausgangspunkt für meine Entscheidungen und Begründungen, für die selbstverständlich nur ich verantwortlich bin. Der Individualisierungszwang in Form der Vereinzelung auf der Stufe erhöhter Abhängigkeit von gesellschaftlichen Machtinstanzen wird subjektiv aufgefaßt als Chance zur Selbstverwirklichung und Realisierung von individueller „Autonomie". Was als neue Bedürfnisse nach individueller Selbstbestimmung in den Bereichen von Arbeit, Freizeit, zwischenmenschlichen Beziehungen usw. sich artikuliert, hat seine reale Grundlage in der erhöhten Verfügbarkeit, Freisetzung, Vereinzelung menschlicher „Wesenskräfte" im Rahmen des wissenschaftlich-technischen Vollzugs der gesellschaftlichen Systemreproduktion, die in Form erhöhter Souveränität, Freizügigkeit und Eigenverantwortlichkeit erscheint.

Die Konstruktion von einer „autonomen" Selbstverwirklichung als individueller Freiheit beruht auf der Voraussetzung, daß das eigene Bestreben nach Sicherheit und Entfaltung immer nur auf Kosten der Entwicklung anderer Menschen zu erreichen ist. Diese Art von „Autonomie" hat zu ihrer Voraussetzung die Anerkennung der Koexistenz von Fremdbestimmtheit und autonomer Selbstverwirklichung, das heißt, sie ist in sich selbst auch immer gebrochen, leidvoll, sowie der ständigen Gefahr ausgesetzt, ausgehöhlt und entleert zu werden und in ihrer Selbstrückläufigkeit zu erstarren. Die Abkopplung der individuellen Selbstbestimmung vom Ringen um die umfassende Befreiungsperspektive der Menschen bedeutet auch, daß ich mich tendenziell von der Zukunft und damit aus der Geschichte verabschiede. Der Preis, der dafür bezahlt werden muß, ist hoch: nicht nur, daß ich meine Bedürfnisse nach Sicherheit und Geborgenheit zurückschrauben, umbiegen und in letzter Instanz sozusagen selbst-



Maria Lassnig, Sprechzwang, 1980

genügsam verleugnen bzw. hochstilisieren muß, sondern auch die damit verbundenen Gefühle der Angst und Hoffnungslosigkeit sowie das Wissen um ihre Ursachen muß ich entschärfen, abstumpfen, betäuben. Das heißt, der Traum von individueller Freiheit in eigener Regie erweist sich in Wirklichkeit als eine Praxis der Trost- und Zeitlosigkeit, der Perspektivlosigkeit und Endlichkeit, damit der Leere und Einsamkeit, die wiederum bewältigt werden muß.

Diese Lebensorientierung läßt sich gerade in der Risikogesellschaft prinzipiell nur in Konkurrenz zu anderen Menschen, in der Verteidigung des je erreichten Entwicklungs- und Lebensniveaus gegenüber anderen realisieren. Das bedeutet umgekehrt, daß ich immer auch in irgendeiner Weise an der Unterdrückung/Behinderung von Entwicklungsmöglichkeiten anderer beteiligt bin, also ich mit dieser Vorstellung von individueller Freiheit gleich Repressionsfreiheit in bezug auf mich und andere einer Täuschung unterliege. In der traditionellen Konzeption von Autonomie steckt somit in gewisser Hinsicht ein Stück Freispruch/Entlastung von der eigenen „Verstricktheit" in den gesellschaftlichen Unterdrückungszusammenhang. Dabei wird der Umstand verkannt bzw. umgedeutet, daß für meine jeweils erreichte Position notwendigerweise andere auf der Strecke bleiben, wofür ich zwar nicht unmittelbar die Schuld trage und umgekehrt nicht haftbar gemacht werden kann, im Gegenteil die gesellschaftliche Praxis eher für mich spricht. – Gibt es dazu unter den gegenwärtigen und absehbaren gesellschaftlichen Bedingungen eine Alternative? Ich meine immer noch: Ja.

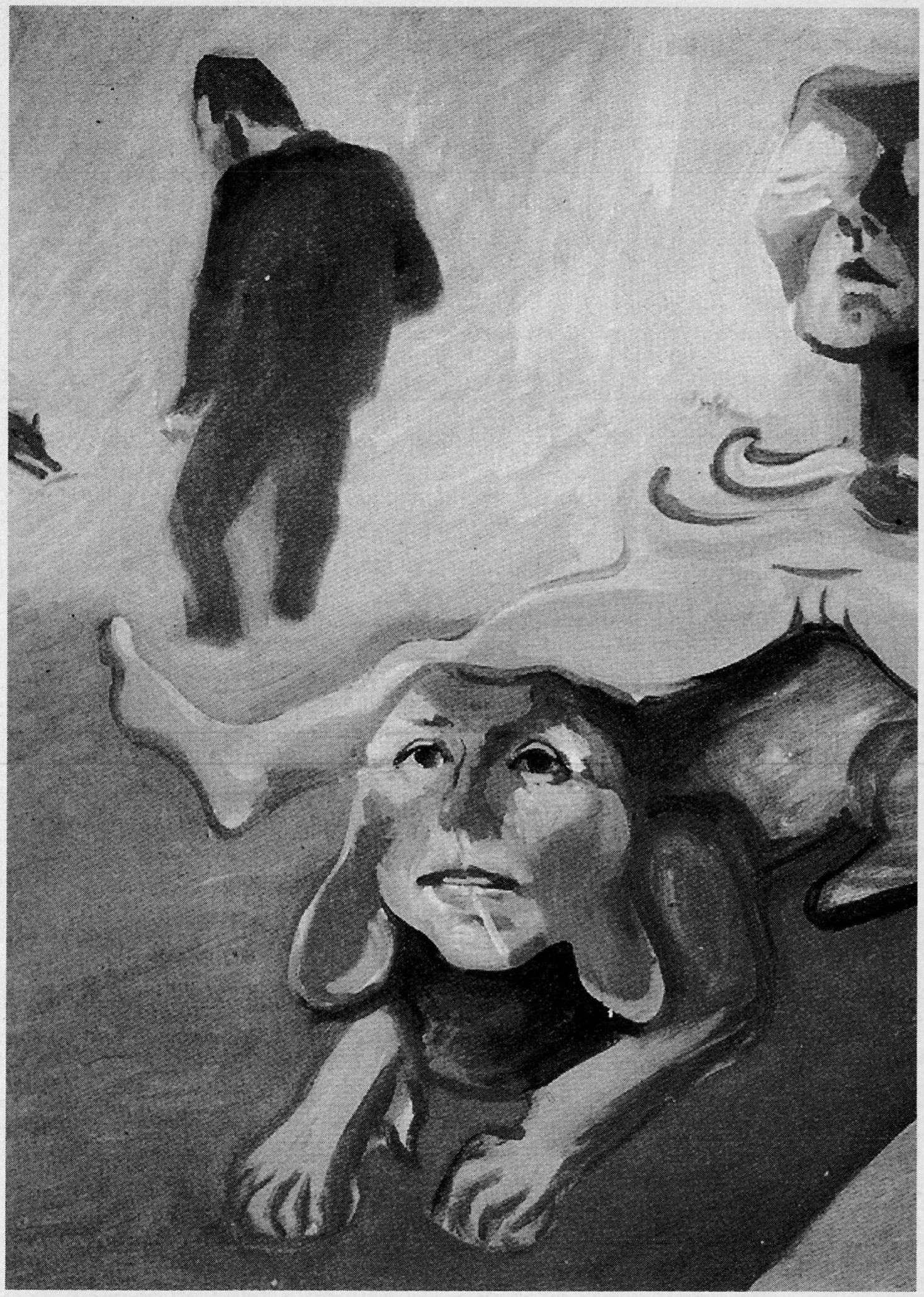
Allgemeininteresse und Solidarität: Zur Frage wirklicher individueller Freiheit

Die bisherigen kritischen Überlegungen zur mißverstandenen individuellen Autonomie setzen konstruktive Hintergrundannahmen darüber voraus, was denn – gerade unter ethischen Gesichtspunkten – als individuelle Freiheit zu fassen ist. Dies soll nun dadurch expliziert werden, daß das Verhältnis von Allgemeininteresse und Solidarität als freiheitsermöglichendes Verhältnis erörtert und damit das thematische Zentrum des sozialen Lernens offengelegt wird.

Das Allgemeininteresse ist prinzipiell dadurch bestimmt – und da gibt es kein Zurück hinter die Aufklärung (besonders nicht Rousseau) –, daß es als allgemeines das Interesse aller Menschen an Freiheit in sich aufhebt und somit nicht gegen das wohlverstandene Interesse von Individuen oder Gruppen gerichtet sein kann. Das Allgemeininteresse der Menschen an der Uberwindung der Abhängigkeit/Unterdrückung des Menschen durch andere Menschen bildet die humane Richtungsbestimmung für die gesellschaftlich-individuelle Entwicklung und zugleich den kritischen Maßstab für die Beurteilung der jeweils artikulierten Interessen und politischen Handlungsstrategien. „Als Bestandteil einer universalistischen Moral verliert freilich Solidarität ihren bloß partikularen, auf die Binnenverhältnisse eines ethnozentrisch gegen andere Gruppen sich abschließenden Kollektivs beschränkten Sinn – jenen Charakter von erzwungener Opferbereitschaft für ein kollektives Selbstbehauptungssystem, das in vormodernen Formen der Solidarität stets mitschwingt. Auf die Formel des ‚Alle für einen, und einer für alle' kann sich die Formel „Führer befiehl, wir folgen dir" – wie auf den Plakatsäulen meiner Jugend in Nazi-Deutschland – reimen, weil in jedem traditionalistischen Sinn von Solidarität die Genossenschaft mit der Gefolg-

schaft verflochten blieb. (Habermas 1986, S. 311f.) Das Verhältnis von Allgemeininteresse und dem wohlverstandenen Interesse des/der einzelnen an Selbstbestimmung/individueller Freiheit ist dem Menschen kein äußerliches Verhältnis, das ihm erst von außen durch fremde Mächte, Erziehungsinstanzen, politische Organisationen, Religionen oder ähnliches aufgezwungen werden muß, sondern: indem die Verfügung über meine eigenen Lebensumstände in ihren relevanten Aspekten immer auch gerichtet ist auf die Verfügung über die sie bestimmenden gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, ergibt sich der Zusammenhang zwischen meinen Interessen an Selbstbestimmung in Durchdringung auf deren verallgemeinerbare Aspekte und damit ihre mögliche Perspektivenverschränkung mit dem Allgemeininteresse. „Die Verfügung über relevante individuelle Lebensbedingungen ist also notwendig die individuelle Teilhabe an deren gesellschaftlicher Verfügung. Demnach sind Allgemeininteressen nur im Zusammenschluß mit anderen, als gemeinsame Interessen, realisierbar. Dies ist indessen nicht umkehrbar: Die Realisierung von gemeinsamen Interessen muß nicht auch deren Verallgemeinerbarkeit einschließen. Wir dürfen also Allgemeininteressen und gemeinsame Interessen nicht in eins setzen, haben vielmehr gemeinsame Interessen daraufhin zu befragen, ob sie am Allgemeininteresse orientiert sind oder lediglich gemeinsame Partialinteressen darstellen." (Holzkamp 1980, S. 211)

Die in der jeweiligen Konzeption von Autonomie als individueller Freiheit implizit steckende Vorstellung von selbsttätiger Befreiung des Menschen aus gesellschaftlichen Fremd- und Unterdrückungsverhältnissen muß nach den bisherigen Überlegungen daraufhin geprüft werden, inwieweit die eigene Selbstverwirklichung in ihren verallgemeinerbaren Aspekten lediglich eine Partialinteressenartikulation unter Anerkennung der gesamtgesellschaftlichen Grundlagen von Ungleichheit, Entfremdung und Unterdrückung zuläßt oder aber im Wissen um die eigene Unzulänglichkeit dieser individuellen Lebensweise heraus eine individuelle Verantwortungsübernahme für die Veränderung der allgemeinen, so auch je meiner Beschränkungen von Lebensperspektiven einsetzt. Das setzt voraus, daß ich erkenne, daß meine Bedürfnisse, Gefühle, Handlungsziele alles andere sind als „je meine" Privatsache und damit beliebig, sondern in den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen objektiv begründet sind und somit mein individuelles Handeln immer auf gesellschaftliche Dimensionen zielt, damit Konsequenzen für andere Menschen hat. Das heißt aber auch, daß die Konstruktion einer persönlichen Autonomie ihre Funktion als Selbstschutz vor Unmenschlichkeit verliert und damit ihre normativ gemeinte Kraft einbüßt, andere Menschen, die nicht gewillt oder in der Lage sind, eine solche Autonomie zu bewahren/zu erlangen, auszugrenzen. Dann allerdings wird die Autonomiefrage überführt in eine alternative Möglichkeit, in welcher ich mich als verantwortlich für die Überwindung von allgemeinen Unterdrückungsverhältnissen begreife und entsprechend auch handle. Individuelle Verantwortungsübernahme qualifizierte sich somit zur Verantwortungsübernahme für Gesellschaftsveränderung in Richtung auf das Interesse von unsereins. Habermas hat diesen Sachverhalt so umrissen: „... ohne die uneingeschränkte individuelle Freiheit der Stellungnahme zu normativen Geltungsansprüchen könnte die faktisch erzielte Übereinstimmung nicht wahrhaft allgemein sein; aber ohne die solidarische Einfühlung eines jeden in die Lage aller anderen könnte es zu einer konsensfähigen Lösung gar nicht kommen. Weil Argumentationen das verständigungsorientierte Handeln mit reflexiven Mitteln bloß fortsetzen, ist auch das



Maria Lassnig, Dressur, 1965

Bewußtsein nicht verschwunden, daß die egozentrische Perspektive kein Erstes, sondern gesellschaftlich produziert ist. So trägt das Verfahren diskursiver Willensbildung dem inneren Zusammenhang beider Aspekte Rechnung: der Autonomie unvertretbarer Individuen und ihrer vorgängigen Einbettung in intersubjektiv geteilte Lebensformen überhaupt." (Habermas 1986, S. 314)

Das subjektive Erleben dieses Verhältnisses von individueller Freiheit und Verantwortung für mich und unsereins läßt sich biographisch nicht beliebig, rein willensmäßig durch einen Entscheidungsakt herbeiführen, denn das hieße, die Menschen könnten, wenn sie nur wollten, jederzeit frei über sich verfügen. Über eine spezifische objektive Bedingungskonstellation in ihrer ganz besonderen Bedeutung für mich hinaus, bedarf es der subjektiven Notwendigkeit als innerem „Antriebsmotor" für die Herbeiführung eines „Wendepunktes" in der Geschichte meines Lebens. Aber auch das charakterisiert noch unzureichend die gemeinte Qualität des subjektiven Erlebnisses von individueller Freiheit. Die Erfahrungsdimension „nicht mehr weitermachen zu wollen wie bisher" bei gleichzeitiger Unmöglichkeit, das eigene Leben qualitativ anders gestalten zu können, also immer nur die „kleinen Lösungen" als Alternative zum Bestehenden anstatt der einen großen Lösung, zu der es dann keine Alternative für mich in dieser Frage gibt, bildet eine typische Erfahrungskonstellation subjektiven Erlebens unter den Bedingungen gesellschaftlicher Fremdbestimmtheit. Das heißt, Freiheit als eine Möglichkeit individueller Handlungsbereitschaft muß gegen die ihr zuwiderlaufende Hartnäckigkeit der gesellschaftlichen Praxis, gegen die scheinbar bequemere Anpassung an die gesellschaftlichen Lebensbedingungen aufrechterhalten werden. Die Hoffnung auf ein anderes, meine Verfügung über die gesellschaftlich-individuellen Angelegenheiten tatsächlich erweiterndes/bereicherndes Leben, also die Verknüpfung der individuellen Lebensutopie mit dem Allgemeininteresse an Freiheit, gilt es in Auseinandersetzung mit den herrschenden Vereinnahmungs- und Einebnungsversuchen samt ihrer Scheinrationalisierungen im Namen des Gemeinwohls, des Augen- und Schrittmaßes, des Machbaren usw. zu behaupten. Die Aufrechterhaltung dieses Anspruchs auf wirklich menschliches Leben – aufgehoben im Konzept von der Utopie der Freiheit eines jeden einzelnen und aller Menschen – auch wenn die aktuellen und zukünftigen Bedingungen seine Realisierung nicht zulassen werden, bildet doch zugleich den kritischen Maßstab für die Beurteilung der Verhältnisse im Hier und Jetzt, ohne sich über die realen Entwicklungsbehinderungen hinwegsetzen zu müssen. Wie, nicht, daß es ein Menschenmögliches geben kann, steht als zu bewältigende Aufgabe und zur Disposition.

Die „Postmoderne" bietet keine humane Alternative

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen erschließen sich nochmals weitere ethische Widerspruchsaspekte in der Lebenspraxis der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen in der Risikogesellschaft und ihrer Deutung in „postmodernen" Denkfiguren. Mit Honneth (1994, S. 17f.) steht für die Kritik solcher solipsistischen Modelle der Selbstverwirklichung „seit Hegel die Leitformel der Anerkennung ein: Mit ihr wird gesagt, daß menschliche Subjekte in ihrer Identitätsbildung konstitutiv auf die normative Zustimmung anderer angewiesen sind, weil sie sich ihrer praktischen Ansprüche und Zielsetzungen nur anhand der positiven Reaktion eines Gegenübers vergewissern können. Die Freiheit der Selbstverwirklichung bemißt sich in dieser Auffassung daher nicht an dem Abstand, zu dem der einzelne gegenüber seiner kulturellen Lebenswelt zu gelangen vermag, sondern am Grad der Anerkennung, den er für seine freigewählten Ziele in seiner gesellschaftlichen Umwelt finden kann; statt durch das Maß der Distanzierung von allen normativen Bindungen wird hier die Steigerung der persönlichen Individualität durch den Grad der kommunikativen Gewährung, ja Ermutigung von individuellen Abweichungen bestimmt." Aber die Auflösung der um die industrielle Sittlichkeit zentrierten und von ihr bestimmten Anerkennungsverhältnisse und sozialen Lernansprüche hat zu einer sittlich-kulturellen Entwurzelung der (zumindest: vieler) Menschen geführt. Und dies vorrangig und entscheidend deshalb – daran wird besonders deutlich, daß wir uns im Wechsel von der Epoche der Industriegesellschaft zu der der Risikogesellschaft befinden –, weil neue, objektiv angemessene und subjektiv sinnvolle und befriedigende, also erstrebenswerte intersubjektive Anerkennungsverhältnisse, die den erreichten Grad der Pluralisierung nicht zurücknehmen, sondern aufheben wollen, (noch) nicht erkennbar sind. Was die TheoretikerInnen der „Postmoderne" „aufgrund ihrer spezifischen Freiheitskonzeption nicht angemessen berücksichtigen können, ist, daß den experimentellen Erprobungen neuer Lebensweisen bislang jeder soziale Rückhalt in einer nachwachsenden Form von Sittlichkeit fehlt. Die kulturelle Alltagspraxis wird Schritt für Schritt von ihren traditionellen Wertbindungen und Überlieferungen befreit, ohne daß an deren Stelle bereits solche übergreifenden Orientierungsmuster wieder hätten treten können, in denen die Selbstverwirklichungsversuche der vereinzelten Subjekte intersubjektive Anerkennung finden könnten; und erst dieses Anerkennungsvakuum läßt, zugespitzt gesagt, die wachsende Bereitschaft entstehen, kulturindustriell vorfabrizierte Lebensstile als ästhetische Ersatzangebote für die sozial leerlaufenden Biographien zu übernehmen" (ebd., S. 19). ■

Mag. Konstanze WETZEL ist Psychologin. Sie lebt in Marburg.

Anmerkungen

Beck, Ulrich: Vom Verschwinden der Solidarität. Individualisierung der Gesellschaft heißt Verschärfung sozialer Ungleichheit. In: Dettling, Warnfried (Hrsg.): Perspektiven für Deutschland, München 1994.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: Individualisierungsthorie: Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In: Keupp, Heiner (Hrsg.): Zugänge zum Subjekt, Frankfurt/M. 1993.

Bloch, Ernst: Naturrecht und menschliche Würde. Werkausgabe, Band 6, Frankfurt/M. 1985.

Habermas, Jürgen: Diskursethik – Notizen zu einem Begründungsprogramm. In: Ders.: Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt/M. 1983.

Habermas, Jürgen: Gerechtigkeit und Solidarität. In: Edelstein, Wolfgang, Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.): Zur Bestimmung der Moral, Frankfurt/M. 1986.

Habermas, Jürgen: Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt/M. 1991 (darin: 1991a: Was macht eine Lebensform „rational"? Erläuterungen zur Diskursethik).

Holzkamp, Klaus: Individuum und Organisation. In: »Forum Kritische Psychologie«, Bd. 7, Berlin 1980.

Honneth, Axel: Desintegration, Frankfurt/M. 1994.

Individualisierung The Alienation goes on* (1. Teil)

Friedhelm KRÖLL

Angefangen hat alles mit autobiographisch getönten Rekonstruktionen individueller Politisierungsgeschichten. Echo des Niedergangs der Studentenbewegung im Westen (Berkeley, Paris, Frankfurt).

Es versteht sich, daß die Optik meiner Überlegungen justiert ist durch den bundesdeutschen Erfahrungszusammenhang, der, was das *Individualisierungsideologem* angeht, in einem engen Korrespondenzverhältnis zur US-amerikanischen Entwicklung steht. Bis zu einem gewissen Grade sind auch französische Rezeptionseinflüsse aufzuweisen, wofür nicht nur die Marxverächter, sprich: die Meisterdenker (Glucksmann u.a.), sondern allen voran der seit den achtziger Jahren auch in Österreich markt- und geistgängige Name Pierre Bourdieu stehen, dessen viel- und dauerzitierte Studie „Die feinen Unterschiede" erstmals 1982 in deutscher Sprache erschienen ist. (Die französische Erstausgabe datiert von 1979.)

Die Wegmarken und Straßenheiligen des Siegeszuges des Individualisierungsideologems lassen sich recht präzise benennen. Zunächst aber, worauf reflektiert das Wort Individualisierung, bei dessen Aussprechen alle ohne sonderliche Vorkenntisse ins Gespräch einfallen können, weil jede und jeder irgendwas aus seiner Lebensumsphäre damit verbindet? Dem Ehepaar Beck/Beck-Gernsheim zufolge, bekannte Generalisten und Spezialisten der Verkündigung des Evangeliums der Individualisierung, ist Individualisierung ein Stichwort, das als Trendaussage zu verstehen ist. Ich gehe noch weiter und sage, Individualisierung hat den Status eines Sesamwortes erreicht. Es fungiert längst als Formel zur Entschlüsselung des gegenwärtigen Zeitalters. Daß die Formel auf die westliche Hemisphäre bezogen ist, liegt auf der Hand und braucht weiters keine Erläuterungen. Erläuterungsbedürftig freilich ist der Karriereverlauf dieses Sesamwortes, sind die Verpuppungen und Metamorphosen. Mit der Aufhellung der Karriere fällt allemal Licht auf den ideologischen und das heißt stets zugleich Wahrheitsgehalt der im Stichwort Individualisierung zusammengezogenen Trendaussage. Individualisierung erscheint als ein erfolgreicher Begriff zur Ortung des Standes und der Perspektiven der laufenden gesellschaftlichen Dinge. Als solcher ist er genauer zu verorten. Dem dient die Betrachtung der Wegmarken und Straßenheiligen des Siegeszuges des Individualisierungsideologems, also des Karriereverlaufs.

Inkubationsgestalt der Kategorie Individualisierung

Die Inkubationsgestalt der Kategorie Individualisierung, Kategorie im Sinne von ordnender Buchstabierung der Welt, lautet auf den Namen *Subjektivität*. Für die Bundesrepublik läßt sich mithin das Jahr angeben, in dem die individualismusfrohe Zeitenwende, jedenfalls in der literarischen und wissenschaftlichen Kultur, anhebt. 1973 erscheint im Rotbuch Verlag Berlin eine Erzählung von Peter Schneider mit dem symptomatischen Titel „Lenz". (Es sei, um irreführender Ortungsmechanismen vorzubeugen, erwähnt, daß derselbe Autor zwei Jahre später unter dem Titel „... schon bist du ein Verfassungsfeind. Das unerwartete Anschwellen der Personalakte des Lehrers Kleff" eine treffliche Erzählung wider den autoritären Geist der Berufsverbote publiziert. Vorbereitet durch die, meines Wissens von der Frauenbewegung verkannten, zumindest unzureichend verarbeiteten, in der Bundesrepublik seinerzeit Furore auslösende Erzählung von Heinrich Böll „Die verlorene Ehre der Katharina Blum. Wie die Gewalt entstehen und wohin sie führen kann" (1974), einer story über eine „subversive Madonna", für die Ulrike Meinhof Patin gestanden hat.) „Morgens wachte Lenz", so beginnt die aufschlußreiche Erzählung Peter Schneiders, „aus einem seiner üblichen Träume auf. Er war mit L. kilometerlang in einem Förderkorb durch ein Gebäude ohne Türen und Fenster gefahren. Um sie herum nichts als Wände. Dann war er einen dunklen Schacht hinuntergefallen, viele hundert Meter tief, ohne aufzuschlagen. Ein Fließband hatte ihn aufgenommen, das seinen Sturz in einen waagrechten Flug nach vorn verwandelte. Am Ende des Fließbandes wurde er aufgefangen. Er war erwartet worden: Frauen mit riesigen Brüsten, Zauberer, Clowns, saltoschlagende Kinder, die ganze kaputte Fellinitruppe. Ein Mann in einem flimmernden Kostüm drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Lenz wurde wütend. Er sprang aus dem Bett.
Schon seit geraumer Zeit konnte er das weise Marxgesicht über seinem Bett nicht mehr ausstehen. Er hatte es schon einmal verkehrt herum aufgehängt. Um den Verstand abtropfen zu lassen, hatte er einem Freund erklärt. Er sah Marx in die Augen: ‚Was waren deine Träume, alter Besserwisser, nachts meine ich? Warst du eigentlich glücklich?'"

Sesamwort Individualisierung

„Glücklich", ein Befindlichkeitsadjektiv, das sich durch alle Verpuppungen und Metamorphosen, das sich durch den Karriereverlauf des Sesamwortes Individualisierung wie ein grüner Faden hindurchzieht. Schneiders Eröffnungsmelodie, heute kann es keinen Zweifel mehr darüber geben, bringt zum Klingen, was in der Folge sym-phonisch wird. 1973, das ist das Jahr, in dem der spätere Präsident der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Joachim Matthes, damals eine nahezu singuläre Gestalt, insofern er auf dem Gebiet der Religionssoziologie seine Forschungszelte errichtet hatte, seine bis heute in vielen Auflagen erschienene „Einführung in das Studium der Soziologie" vorlegt. (Das Individualisierungsideologem auf den Spuren der Soziologe zu verfolgen, ist nicht nur le-

* Die Entfremdung geht weiter

gitim, da die Soziologie als neue Einzelwissenschaft aus der ersten Erfahrung der Krise der Moderne um die Jahrhundertwende hervorgegangen ist (Emile Durkheim, Georg Simmel, Max Weber), sondern sachgeboten auch insofern, als die Trendaussage, Individualisierungsprozesse seien die Signatur des gegenwärtigen Zeitalters, von der soziologischen Profession ihren Ausgang genommen hat und von ihr, im Laufe der Jahre Nachbardisziplinen ansteckend, ausbuchstabiert worden ist; jederzeit nachprüfbar an Verlagsprospekten, Universitäts- und Seminarbibliotheken sowie Vorlesungsverzeichnissen, endlich am Feuilleton der Print- und audiovisuellen Medien.) Die genannte „Einführung" bezeichnet symptomatisch den Übergang zu einer zukünftig „weichen" Soziologie, eine Abkehr von dem, was nun gleichermaßen als objektivistisch-makrostrukturelle Gesellschaftswissenschaft in die Zone der Kritik geriet, glimpseartig festgehalten in der Erzählung „Lenz", wo die Hauptfigur das Marxporträt schon mal „verkehrt herum aufgehängt" hat. In die Zone der Kritik geraten um das Jahr 1973 zwei Denktraditionen, die vormals, nach dem Schema des Ost-West-Konflikts, als einander spinnefeind galten: die Tradition des US-amerikanischen Strukturfunktionalismus, für dessen Übervater Talcott Parsons, Freud und Weber legierend, die Individuen im Grunde nichts anderes gewesen sind als zu sozialisierende Triebbündel, also im Sinne Webers zu Disziplinierende oder im bereits „weicheren" Verständnis von Norbert Elias zu Zivilisierende. Und nicht minder die Tradition des nunmehr des Ökonomismus verdächtigten und bezichtigten Marxismus, für den, in seiner pontifikalen Gestalt, die Individuen im wesentlichen dirigierbedürftige Produzenten gewesen sind. Die Individuen, deren Subjektivität wieder ins Recht zu setzen, das ist der nunmehr zum main stream sich ausbreitende Grundgedanke einer Soziologie, die sich seither, um ihr Profil zu kennzeichnen, „subjektorientiert" offeriert. „Qualitative Methoden" steht auf dem Firmenschild. „Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie", so lautet nicht zufällig der Untertitel der Einführung in den jüngst erschienenen Sammelband um das Individualisierungsthema oszillierender Beiträge aus den letzten Jahren, dem die Herausgeber Beck/Beck-Gernsheim den sinnigen Titel „Riskante Freiheiten" (1994) gegeben haben.

Die Vor-Leistung für eine subjektorientierte Wende in der Soziologie ist von einem US-amerikanischen Soziologen erbracht worden, den die gegenwärtige soziologische Prominenz im deutschsprachigen Raum nicht nennt, wenn sie ihn überhaupt noch kennt. Nennte sie ihn, müßte sie einbekennen, wie vieles epigonal ist, was heute originell einher kommt. 1974 erscheint auf dem bundesdeutschen Markt Alvin W. Gouldners zweibändige Bestandsaufnahme „Die westliche Soziologie in der Krise". (Die amerikanisch-englische Erstausgabe ist 1970 unter dem etwas nuancierteren Titel „The Comming Crisis of Western Sociology" erschienen. Im zweiten Band findet sich ein lesenswertes Kapitel über die „Krise des Marxismus", denn von einer Krise der „östlichen Soziologie" konnte schlechterdings nicht die Rede sein, da es diese nicht gegeben hat, und wo es eine institutionalisierte Soziologie gab, handelte es sich um eine mit marxistisch-leninistischen Termini drapierte Western Sociology stukturell-funktionaler Provenienz, mit Ausnahme des polnischen Departements, dessen soziologische Denktradition just im Verlauf der Karriere des Individualisierungsideologems in der westlichen Soziologie zu ungeahntem Prestige gelangte.)

Reflexive Modernisierung

Gouldners Perspektive einer „Reflexiven Soziologie", sie ist, wer ein bißchen näher hinschaut, eingewandert in die bekannte Studie eines bundesdeutschen Soziologen, ich meine die „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne" von Beck (1986), der seit diesem Durchbruch, Leitmetapher ist „Reflexive Modernisierung", nicht nur diesseits des Atlantiks als der Wortführer und Stichwortgeber des Individualisierungsideologems gilt und entsprechend auf den Märkten gehandelt wird. Gouldners detaillierte und umsichtige Krisen-Diagnose darf nachgerade in der Rückschau als Manifestation eines Denkens gewertet werden, das feinsinnig genug gewesen ist, um früh schon zu registrieren, daß die bislang gültigen soziologischen Muster zur Abbildung der gesellschaftlichen Ordnung in dem Maße revisionsbedürftig oder abfallreif werden, wie die Strukturierungsmechanismen der Ordnung selbst sich verändern. Anders, Gouldner reflektiert die Paradigmen des Strukturfunktionalismus wie des Ordnungsmarxismus als zeitgebundene Theoreme der Produktivkraftentwicklung in ihrer wohlfahrtsstaatlichen, will sagen: fordistisch-keynesianischen Prägung. (Es ist hier nicht der Ort, näher auf Gouldners Denkmotiv einer Qualverwandtschaft zwischen der westlichen und östlichen Version der Wohlfahrtsordnung einzugehen, des inneren Zusammenhangs der feindlichen Muster von New Deal und „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik". Jedenfalls notiert Brecht am 7. März 1941 in sein (kalifornisches) Arbeitsjournal: „der große irrtum, der mich hinderte, die lehrstückchen vom BÖSEN BAAL DEM ASOZIALEN herzustellen, bestand in meiner definition des sozialismus als einer *großen ordnung*. er ist hingegen viel praktischer als *große produktion* zu definieren. produktion muß natürlich im weitesten sinn genommen werden, und der kampf gilt der befreiung der produktivität aller menschen von allen fesseln." (Man könnte auch sagen, dem einen Deal ermangelte es an einer angemessenen Eigentumsordnung, dem anderen an der nötigen Reichtumsproduktion. Oder noch anders, die Frage steht: wo ist der Möglichkeitsmensch zwischen Baal und dem Kommissar?). Mit seiner an Nervpunkten ansetzenden Kritik am Strukturfunktionalismus, der Leitdominante der US-amerikanischen Soziologie in den vierziger und fünfziger Jahren, ist Gouldner im Übergang zu den siebziger Jahren auf der Höhe der sich heraufkündigenden Wandlungen des kapitalistischen Akkumulations- und Regulationsregimes gewesen. Es war freilich ein anderer US-amerikanischer Gesellschaftswissenschaftler, ein bereits erfahrener und erprobter Stichwortgeber für Trends (er hatte seinerzeit, im Ausklang der fünfziger Jahre das „Ende der Ideologien", den Niedergang der klassisch ideologisch-religiösen Vergesellschaftung konstatiert, sehr zum Unwillen des pontifikalen Marxismus, für den er das Lieblingsobjekt „vernichtender Kritiken" abgab), es war Daniel Bell, mitnichten wie Gouldner von der kritischen Idee einer radikaldemokratischen Sozialwissenschaft beseelt, der 1969 für die sich abzeichnenden Strukturwandlungen das plakative Signum geliefert hat: *Dienstleistungsgesellschaft*, das Stichwort der „Trendprognose für 1970 bis 1980". Im Jahre der Verdichtung der Symptome, 1973, hat Bell dann die berühmt gewordenen, vom offiziellen Marxismus nicht minder attackierte, mithin belächelte Schrift „Die nachindustrielle Gesell-

schaft“ vorgelegt, Vorbote der alsbald einsetzenden Modernisierungsoffensive des Kapitals, die zwar nicht eine postindustrielle Gesellschaft, wohl aber eine radikal umstrukturierte Industrie, heute heißen die von Bell verheißenen Perspektiven „lean production“, schlanke Produktion und schließlich schlanker Staat, hervorgebracht hat.

Institutionalisierter Individualismus

Zur Seite des gesellschaftlichen Verkehrs reflektiert sich in Bells Trendprognose ein tiefgreifender Statuswandel der gesellschaftlichen Individuen. Das neue Zeitalter des Postfordismus und Postkeynesianismus, die Prozesse sind längst noch nicht zum Abschluß gekommen, das heißt zu einer neuen Formation durchgebildet, konnte demzufolge nicht länger mit der älteren soziologischen Figur des *„institutionalisierten Individualismus“* beschrieben werden. Inzwischen, nach zwanzig Jahren, mehren sich die empirischen Anzeichen dafür, daß das Signum des Zeitalters auf *„riskanter Individualismus“* lautet, so jedenfalls legen es die wachsenden Berge einschlägiger Studien und Publikationen nahe. „Riskanter Individualismus“ wäre demnach ein Vergesellschaftungstyp, der sukzessive der Garantien der wohlfahrtsstaatlichen Institutionalisierung wird entraten müssen. In der Terminologie der zeitgenössischen konservativen Soziologie: der „betreute Mensch“ wird in die freie Wildbahn entlassen. Kurz, Gouldner und Bell erscheinen als Seismographen einer Zeitenwende, die alsbald im Paradigmenwechsel nicht nur der Soziologie ihren Niederschlag findet. Was als Echo des Zerfalls der Studentenbewegung der sechziger Jahre in den siebziger Jahren in Gestalt von Rekonstruktionen (gescheiterter) Politisierungsgeschichten aufscheint, die Subjektivitätskehre, ist nur der Vorschein entschieden tieferund weiterreichender Entwicklungsperspektiven jener internationalen Modernisierungsschübe, für die der Realsozialismus eh nicht gerüstet war und die in den entwickelten kapitalistischen Ländern zu Umbrüchen, Struktur- und Anpassungskrisen geführt haben, von denen unter anderem die VOEST-Belegschaften ihr Lied singen können. Bei Lichte besehen, in der anhaltenden Konjunktur des Individualisierungsideologems, im Aufbruch zu einer „subjektorientierten“, schließlich „subjektivitätszentrierten Soziologie“, mit all ihren Begleiterscheinungen eines wuchernden Irrationalismus, Modernisierungskrisen sind stets die Stunde von Lebensphilosophien gewesen, brechen sich Strukturwandlungen der kapitalistischen Produktionsweise. Hierauf ist später zurückzukommen. Was hier aber bereits vermerkt wird, um üblicher geisteswissenschaftlicher Illusions- und Legendenbildung, um der Verwechslung von Erregerkonstellation und Symptomreliefs vorzubeugen: dem jüngsten, in den Sozialwissenschaften extensiv diskutierten Individualisierungsideologen, ist mit den Mitteln konventioneller Ideologiekritik im Sinne von Entlarvung („Maske herunterreißen“) schlechterdings nicht beizukommen.

Symptomatologie

Zurück zur Symptomatologie. Ebenfalls im Jahre 1973 (ich halte mich an Enzensbergers Devise „Lies keine Oden, mein Sohn / Lies Fahrpläne), erscheint der Schlager der Saison, dessen Melodie auch heute noch in allen Gassen der Soziologie gepfiffen wird. (Genauer: in allen Gassen der liberalen Softsoziologie, denn auf den Plätzen der nationalliberal-konservativen ertönt längst schon wieder das Lied der politischen Soziologie, intoniert von Max Weber und Carl Schmitt.) Unter Federführung von Joachim Matthes erscheint der alsbald prominente Reader „Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit“, seither das Brevier für diejenige Soziologie, die in antiobjektivistischer Absicht und Manier um das Subjektivitätsthema sich dreht. (Zu diesem Zeitpunkt ist Pierre Bourdieu noch ein weithin Unbekannter in deutschsprachigen Landen.) Bevor ich die Wegstrecke hin zum Individualisierungsideologem in der Gegenwartssoziologie weiter abgehe, blende ich ein Publikationsereignis ein, das ebenfalls ins Jahr 1973 datiert, dessen Signalbedeutung aber weiter darüber hinaus bis in diese Tage reicht. Im Jahre der Symptome und Signale, inmitten der Subjektivitätskehre in den Sozialwissenschaften, erscheint auf dem bundesdeutschen Markt ein resonanzträchtiges Buch aus der Umsphäre der historischen Zunft. Joachim Fest, seinerzeit Mitherausgeber der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, legt seine, bald schon filmisch umgesetzte, Hitler-Biographie vor („Der Dauphin des Jahrhunderts“). Aus der Rückschau läßt sich ohne Umschweife konstatieren: 1973 bezeichnet den Pendelschlag von matten Strukturkategorien zum Denken in heißen Entscheidungskategorien. Also, die Subjektivitätswende im gesellschaftlichen Denken der „ideologischen Stände“ und die Vorankündigung der „Rückkehr des Politischen“ (vgl. »Weg und Ziel«, 50. Jg., Nr. 6/92) verlaufen synchron. Ohne diese Vorankündigung, die Hitler-Biographie, ebenso eine Wegbereitung gewesen ist, ist der berühmt-berüchtigte Historiker-Streit der achtziger Jahre nicht zu verstehen. Wissenschaftsdisziplinär gesehen ist Fests Hitler-Biographie der öffentliche Auftakt zu einer mithin erfolgreichen Gegenbewegung gegen die strukturalistische Historiographie, die als Sozialgeschichte gerade erst, in den sechziger Jahren, ein Stück Terrain erobert hatte. Eine Gegenbewegung, die auf die Restauration eines Geschichtsdenkens aus gewesen ist, worin politische Geschichte, das Wirken und Entscheidungshandeln politischer Persönlichkeiten charismatischen Formats in den Mittelpunkt gerückt wird.

Zeitgeist-Stern des Biographischen

Weist die Fahrtrichtung der subjektorientierten historischen Zunft, sofern sie am Entscheidungshandeln und historischen Größen und nicht wie die Alltagshistoriographie am everyday life und sozialkulturellen Lebensformen interessiert ist, seit jenen Tagen auf *Renaissance des Politischen*, so die der (eher freundlich-beliebige) subjektorientierten Soziologie auf *Renaissance des Kommunikativen*. Dort also stehen die Zeichen auf Sturm und *Entscheidung* im Zeichen des Politischen, hier auf Südwinde im Zeichen der *Befindlichkeit*. Wiewohl beide unterm Zeitgeist-Stern des Biographischen stehen, beide in Frontstellung gegen Objektivismus, Strukturalismus und zumal Ökonomismus. Daß sich alsbald auch die Schleusen zum Irrationalismus und endlich im Verlauf der achtziger Jahre zum manifesten Obskurantismus öffnen, das hat sich schon im Umkreis der beginnenden Subjektivitätswende angedeutet. 1974, mit dem Deutschen Soziologentag in Kassel, wird bereits von einer „biographischen Hausse“ gesprochen. Die „Wiederkehr des Menschen“, sie verläuft nämlich just über eine breite Rezeption der deutschen Lebensphilosophie, allen voran die Wiederentdeckung des „biographischen Programms“ eben jenes Wilhelm Dilthey, dessen Denkweise ein

Anmerkungen

ADORNO Th.W., Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt 1969

BECK U., Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt 1993

BECK U., Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: KRECKEL R. (Hrsg.), Zur Theorie sozialer Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen 1983

BECK U., Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986

BECK U./BECK-GERNSHEIM E. (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt 1994

BECK U./Beck-Gernsheim E., Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: dies. (1994)

BELL D., The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties, Glencoe, Ill. 1960

BELL D., Die nachindustrielle Gesellschaft. In: Das 198. Jahrhundert. Eine Trendprognose für 1970 bis 1980, Hamburg 1969

BELL D., Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt – New York 1975

BENJAMIN W., Charles Baudeleaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus. In: Ders., Gesammelte Schriften Bd. I.2., Abhandlungen, Frankfurt 1980

BENJAMIN W., Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (Zwei Fassungen). In: Ders., Gesammelte Schriften Bd. I.2., Abhandlungen, Frankfurt 1980

BISCHOFF I./HERKOMMER S., Von der Klassentheorie zur Ungleichheitsforschung? In: LEISEWITZ A./PICKSHAUS K. (Hrsg.), Gewerkschaften, Klassentheorie und Subjektfrage, Frankfurt 1990

BÖLL H., Die verlorene Ehre der Katharina Blum. Wie Gewalt entstehen und wohin sie führen kann, Köln 1974

BOURDIEU P., Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschafltichen Urteilskraft, Frankfurt 1982

BRECHT B., Arbeitsjournal 1938 bis 1942, Frankfurt 1973

DAHRENDORF R., Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft (1992). In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)

DANIEL C., Theorien der Subjektivität. Einführung in die Soziologie des Individuums, Frankfurt – New York 1981

DILTHEY W., Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Gesammelte Schrift, Bd. VII, Stuttgart-Göttingen 1958

DRESLER-BRUMME Chr., Nietzsches Philosophie in Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften". Eine vergleichende Betrachtung als Beitrag zum Verständnis, Frankfurt 1987

ELIAS N., Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Frankfurt 1977

FEST J.C., Hitler. Eine Biographie, Frankfurt – Berlin 1973

FUCHS W., Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984

GOFFMAN E., Interaktion: Spaß am Spiel/Rollendistanz (1961), dtsch. München 1973

GOFFMAN E., Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisationen von Alltagserfahrungen (1974), dtsch. Frankfurt 1977

GOULDNER A. W., Die westliche Soziologie in der Krise, 2 Bde., Reinbek 1974

HORKHEIMER M., Egoismus und Freiheitsbewegung (1936). In: ders., Kritische Theorie Bd. II, o. J.

INGLEHART R., The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles Among Western Publics, Princeton 1977

KEUPP H., Ambivalenzen postmoderner Identität. In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)

KOHLI M.,Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie (1989). In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)

KRECKEL R. (Hrsg.), Zur Theorie sozialer Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen 1983

KRÖLL F., Biographie. Ein Sozialforschungsweg? In: »Das Argument« 126, 23. Jg. (1981)

KRÖLL F., Die Idee der Alltagssoziologie im Werk Siegfried Kracauers. In: »Österreichische Zeitschrift für Soziologie« 3/1993

KRÖLL F./MATTHES J./STOSBERG M, „Einführendes Arbeitspapier" zur Arbeitstagung „Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive". In: MATTHES J./PFEIFENBERGER A./STOSBERG M (Hrsg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg 1981

KRÖLL F./WAMMERL M., Angebetet und Verworfen. Streitfrage ‚Arbeiterklasse'. Sozialstrukturen und Lebensweisen in Österreich. Segmentierung der Lohnarbeit, Marburg 1992

LASCH Ch., Das Zeitalter des Narzismus, dtsch. München 1980

LETHEN H., Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt 1994

LORENZER A., Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf, Frankfurt 1974

LÖWENTHAL L., Die biographische Mode. In: Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 1 – Sociologica, Frankfurt 1955

LUHMANN N., Beobachtungen der Moderne, Opladen 1992

MARX K., Theorien über den Mehrwert. (Vierter Band des „Kapitals") (MEW 26.1., 26.2., 26.3.), Berlin 1973

MATTHES J. u.a. (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reader, rororo studium 22, Reinbek 1973

MATTHES J., Einführung in das Studium der Soziologie, Opladen 1973

MÜLLER H.-P., Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt 1993

NATTER E./RIEDLSPERGER A. (Hrsg.), Zweidrittelgesellschaft. Spalten, Splitten – oder Solidarisieren?, Wien – Zürich 1988

NIETHAMMER L. (Hrsg.) Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History', Frankfurt 1980

NIETZSCHE F., Zur Genealogie der Moral (1887), Stuttgart 1954

OEVERMANN U. u.a., Die Methodologie der ‚objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: SOEFFNER H.-G. (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979

OSTERLAND M., Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein. In: Soziale Welt, Jg. 24 (1973

PARSONS T., The Structure of Social Action, Glencoi, Ill. 1973

POSTMAN N., Die Verweigerung der Hörigkeit, dtsch. Frankfurt 1988

POSTMAN N., Wir amüsieren uns zu Tode, dtsch. Frankfurt 1985

RIESMAN D., Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters; dtsch. Darmstadt – Berlin – Neuwied 1958

SCHMITT C., Wesen und Werden des faschistischen Staates (1929). In: Ders., Positionen und Begriff im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923 – 1939, Hamburg 1939

SCHNEIDER P., ... schon bist du ein Verfassungsfeind. Das unerwartete Anschwellen der Personalakte des Lehrers Kleff, Berlin 1975

SCHNEIDER P., Lenz. Eine Erzählung, Berlin 1973

SCHULZE G., Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt – New York 1992

THOMAS W.I./Znaniecki F., The Polish Peasant in Europe and America (zuerst 1918-1922), New York 1958

VEBLEN Th., Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen (1899), München 1971

Utilitarismus – der reduzierte Wert*

Bemerkungen zum entfremdeten Wertgebrauch

Peter MOESCHL

Nützlichkeit, der höchste Wert eines vernünftigen Lebens, der Wert hinter allen Werten, der Wert der Praxis! – Wer außer ewiggestrigen Moralaposteln oder Esoterikern könnte daran noch zweifeln? Dasjenige, wozu etwas dient, die Festgelegtheit des Zieles, die causa finalis – ist das nicht im Grunde der eigentliche Gegenstand aller wertenden Bestrebungen?

Betrachten wir den ökonomischen Wert, so scheint das sogar unmittelbar einsichtig. Aber auch Ethik und Moral exekutieren ihre Werte doch ebenfalls im Interesse des Nutzens für ein „höheres Ziel" wie Menschheit, Gott und dergleichen. Neuere Ethikkonzeptionen à la Peter Singer bekennen sich sogar offen dazu!

Der wissenschaftliche, kognitiv logische Wert dagegen leitet unser Erkenntnisinteresse nur implizit, aber im Sinne einer für den Menschen optimalen Brauchbarkeit der Welt – und das auch dann, wenn sich über die Ziele der zu gestaltenden Welt streiten läßt!

Bleibt also nur die Ästhetik? – Keineswegs: Lustprinzip und Geschmacksurteil haben längst schon den Weg für einen hedonistischen Utilitarismus geschaffen! Wer außer den Lebensberatern in den Großkaufhäusern hätte es gedacht: am vermeintlich unmittelbarsten Ort des Lebens, bei Lust und Geschmack, „nützt" man dem Menschen am Unmittelbarsten!

Und doch ist das alles altbekannt, ist doch das utilitaristische Nützlichkeitsprinzip nur der aktuelle Ausdruck jener Rationalität der Aufklärung, welche schon von Hegel bezeichnet und von Adorno und Horkheimer in ihrer „Dialektik der Aufklärung" als zerstörend gebrandmarkt wurde. – Von der nur im einzelnen und abgeleitet fungierenden, praxisimmanenten Kategorie der Nützlichkeit, wie sie in jeder gegenständlichen Tätigkeit unmittelbar praktisch wirkt, ist hier natürlich nicht die Rede. Es handelt sich dabei vielmehr um eine abstraktiv isolierte und zur Allgemeinheit eines Prinzips aufgeblasene Nützlichkeit/Brauchbarkeit.

In der verabsolutierten Festlegung des für den Menschen „vernünftigen" Zieles gewinnt nämlich die Rationalität einen ontologischen, also einen die Seinsweise des Menschen unmittelbar ausdrückenden Charakter, und dies trotz und gerade vermittels ihrer instrumentellen Form. Die ausschließliche Geltung der causa finalis im Utilitarismus läßt derart auch von einem „Finalismus der Rationalität" sprechen. Eine vorgegebene, systematisch geschlossene Weltsicht und teleologisch determinierte Handlungsaufforderungen sind die dafür praktische Erscheinungsform.

Gewiß hat der Utilitarismus auch seinen spezifisch historischen Gehalt. Erst darüber hat er sich überhaupt zu einer strukturellen Kategorie unserer heutigen Rationalität formen können. Eben das bezeichnet auch Marx, wenn er die Entstehung des Utilitarismus in der Epoche des beginnenden Kapitalismus ortet.

Philosophie des Gemeinnutzes

Hat nun aber schon Marx einerseits darauf hingewiesen, daß die dem Utilitarismus eigene Auflösung aller mannigfaltigen Verhältnisse der Menschen zueinander unter das eine Verhältnis der Brauchbarkeit in der Ökonomie des Kapitalismus wurzelt, so hat er andererseits auch betont, daß gerade die utilitaristische Nützlichkeitstheorie primär als eine Philosophie des Gemeinnutzes aufgetreten ist. Allein das zeigt schon deutlich, daß jede Kritik des Utilitarismus, welche sich lediglich mit der individuellen oder auch gruppenmäßigen Beschränktheit des Nutzens befaßt, im Grundsätzlichen zu kurz greifen muß: es ist nämlich auch eine allgemeine Nützlichkeitstheorie für die gesamte Menschheit, zumindest formal, denkbar. Wie wir wissen ist derartiges nach wie vor Thema von abstrakten Utopien, auch der sozialsten!

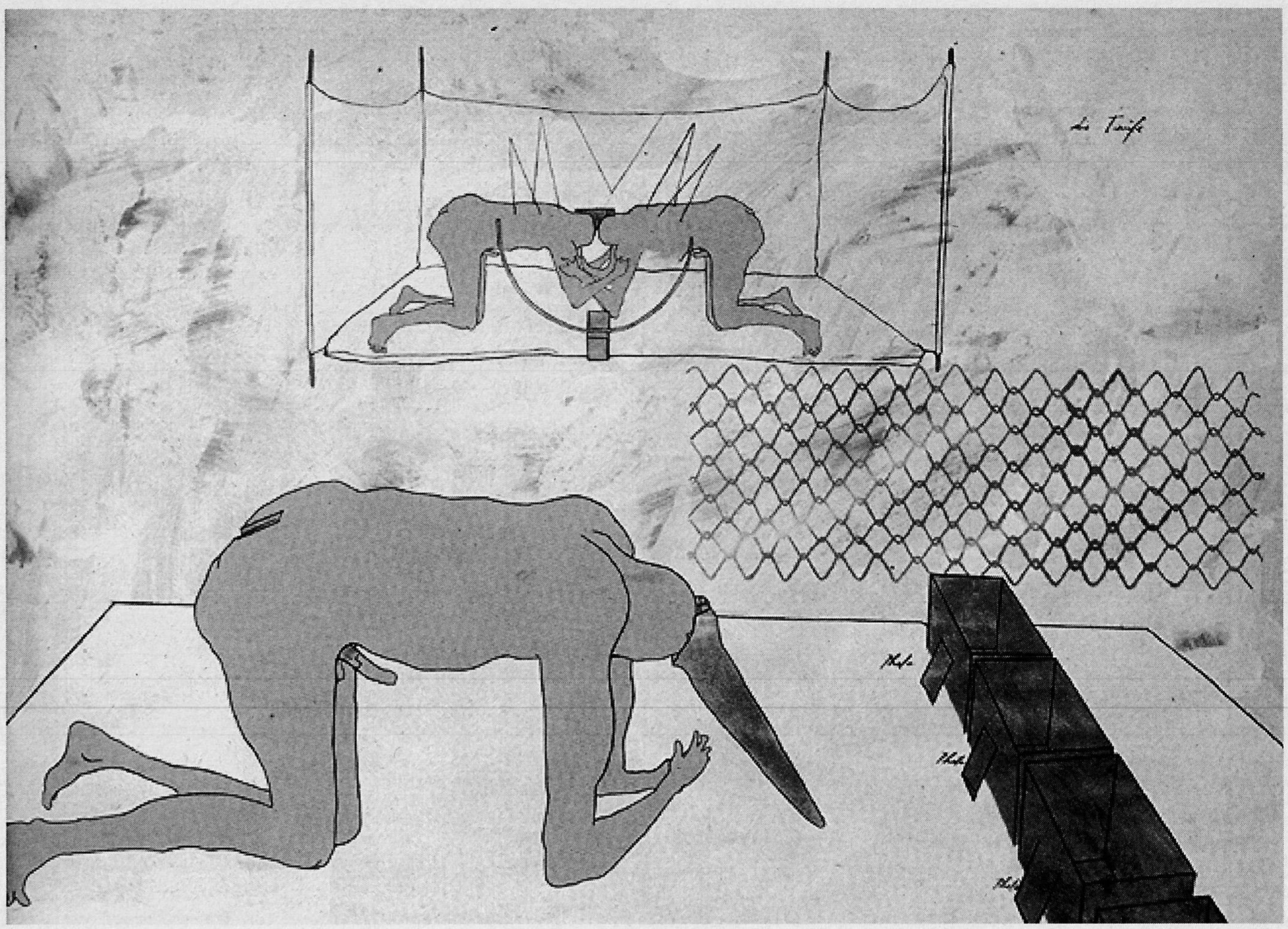
Wenn wir aber heute bei jedem Versuch eine alternative, oder auch nur eine irgendwie individuell differenzierte Lebensform zu realisieren, zumindest als verrückt abgestempelt und ausgegrenzt werden, so zeigt sich bereits deutlich, welchen Allgemeinheitsgrad die herrschenden Nützlichkeits- oder Brauchbarkeitsauffassungen erreicht haben. Bedeutend schlimmer steht es dabei noch um den von der utilitaristischen Bewertung ausgeübten Druck zur gesellschaftlichen Konformität auf jene Randgruppen, für die schon naturgemäß Barrieren der Anpassung bestehen: auf Angehörige anderer Nationen, sogenannte Rassen, Behinderte oder auch für Frauen! Sie alle haben schon aus Nützlichkeitserwägungen in bestimmten historischen Situationen ihr Leben eingebüßt, man denke nur an Holocaust, Euthanasie Behinderter und systematische Vernichtung weiblicher Nachkommen.

Daß derartige gesellschaftliche Homogenisierungszwänge und Ausgrenzungsstrategien keineswegs bewußt aggressiv, sondern in sogenannter bester Absicht einer utilitaristischen Ethik auftreten können, beweist die jüngste Euthanasiedebatte um Peter Singer (man denkt „für" den leidenden Behinderten und beschließt „für" ihn seine Vernichtung). Erwin Riess hat dies in seinem Essay „Vom Terror der Glückseligen", in: »Streit« Nr. 39/40), ausführlich und anschaulich dargelegt.

Liegt aber diese, im utilitaristischen Wert ausgedrückte Unterordnung aller menschlichen Werte unter einen einzigen nicht auch den ethisch/moralischen Wertungen nahezu aller Religionen zugrunde? – Eben das ist der Fall, und das ermöglichte auch dem Utilitarismus – historisch gesehen – ursprünglich jene radikale Religionskritik, durch welche der mystifizierte Kodex göttlicher Gebote durch

---

* Diese Arbeit wurde im Rahmen der Podiumsdiskussion: „Zur Lage der behinderten Menschen in Österreich" im Juni 1991 an der Universität Wien vorgetragen.



Bruno Gironcoli, Entwurf, 1975

ein weltliches Kriterium der Brauchbarkeit/Nützlichkeit ersetzt wurde. (Vgl. „Kurzer Abriß der Geschichte des Utilitarismus", in: »Streit« Nr. 39/40)

Das grundsätzliche werttheoretische Problem des Utilitarismus liegt aber nicht einfach in einer Vereinheitlichung der menschlichen Werte. Gerade am Beispiel der Ethik/Moral kann gezeigt werden, daß eine derartige Vereinheitlichung menschlicher Werte auch eine für die subjektive Einheit des Individuums sinnvolle Funktion hat. Während nämlich Moral heute oft nur als verinnerlichter Zwang äußerer gesellschaftlicher Kriterien verstanden wird (man denke etwa an diverse psychoanalytische Theorien), so sollte aus werttheoretischer Sicht (Peter Moeschl: Werttheoretische Aspekte der Psychologie) nicht vergessen werden, daß in der intrapsychischen (Selbst-) Kommunikation des Individuums auch eine (bidominate) Wertinstanz wirksam sein muß. Diese Wertinstanz ist auch als subjektiv einheitlicher Ausdruck der gesellschaftlichen Gesamtheit im Inneren jedes einzelnen Individuums als Moral wirksam und gehört somit zur psychischen Natur des Menschen. Ob es sich dann bei bestimmten Moralvorstellungen um echte Zwänge handelt ist eine dazu sekundäre Frage. Wie wir schließlich mit unserer Moral zurechtkommen, ist eine Frage des wachen Subjekts, welches nicht nur das Leben durch die eigene Moral überprüfen, sondern auch die Moral (Verhältniskategorie) durch den realen Lebensprozeß hinterfragen läßt.

Gegenseitige Instrumentalisierung

Das grundlegende reduktionistische Element des utilitaristischen Wertes liegt vielmehr in seiner vorauseilenden Festgelegtheit des Zieles, in seiner Finalität. Dieses verabsolutierte Ziel degradiert letztlich jegliche praktische Wertung zu einer Frage seiner technischen Realisierung. Gesellschaftliche Verhältnisse sind damit jeglicher eigenen Entwicklungsdynamik beraubt, zwischenmenschliche Beziehungen werden als über das utilitaristische Ziel entfremdet, als gegenseitige Instrumentalisierung (K. H. Braun) erlebt. Die vorher erwähnte Vereinheitlichung menschlicher Werte dient für diese Finalität nur als Vorraussetzung, sie sichert ihren universellen Effekt.

Der Utilitarismus ist insofern auch das Modell einer Realabstraktion, als er die Wirklichkeit nur als Abstraktion auf ein vorgegebenes Ziel hin gelten läßt.

Menschliches Leben kann aber derart nicht auf diese Zielvorstellung hin entfaltet werden, es wird vielmehr durch die reale Abstraktionspraxis immer weiter eingeengt. Nützlichkeit ist dann nicht ein „natürliches" Maß, das hinter allem steht, es ist das von außen auf alles projizierte Maß, welches einer erstarrten Ideologie zugrunde liegt.

Wert als Verhältnis ist demgegenüber eine prozessuale, eine strukturell dynamische Kategorie (R. Sturm: Allgemeine Werttheorie). Es ist diejenige Struktur, über die lebendige gesellschaftliche Entwicklung realisiert wird, über die Subjekte untereinander, sowie Subjekte und Objekte prozessual, irreversibel in Beziehung treten. Die Kategorie Wert bezeichnet damit auch das Mittel, über das Subjekt (individuelle wie überindividuelle, zum

Beispiel Klasse, Nation etc.), das Leben als ein offenes System gestalten können.

Daher ist die Wertbildung auch keine dem Wert vorhergehende, sondern eine dem Wert implizite Kategorie. Der Wert realisiert dementsprechend ein inneres (intrinsisches) Maß, was jedoch im projektiven, utilitaristischen Gebrauch von diversen „Maßstäben" nicht mehr bewußt wird.

Wert als Mittel zur Bewältigung des offenen Systems: „Leben" ist weder für das einzelne menschliche Individuum, noch für die Menschheit (als allgemeines Subjekt) ein Luxus. Gerade das Auftreten und Wirksamwerden neuer lebensweltlicher Zusammenhänge, wie sie die Ökologie im steigenden Maß des menschlich Machbaren entdeckt, muß heute und immer wieder neu bewertet werden.[1]

Für die Rationalität bedeutet die allgemeine Anerkennung einer utilitaristischen Zielsetzung seine Degradierung zu einem Vollzugsorgan einer Teleologie, zu einer rein instrumentellen Rationalität. Jegliche Reflexion, die Grundlage der philosophischen Erkenntnis, ist damit obsoletistische Philosophie, die kritische Arbeit des Denkens über diese selbst (Foucault), hat damit die Funktion Grundlage lebendiger, weil lebensverändernder Selbsterfahrung zu sein, eingebüßt. Nicht ein generelles Zuviel an Rationalität, sondern ein Zuwenig an rationaler Selbsterkenntnis der geistigen Produzenten bringt heute Instrumentalisierung und Verdinglichungssyndrome der wissenschaftlichen Produktion zur Geltung (Habermas).

Hat nun die Bewertung der menschlichen Lebenswelt ein derartiges Ausmaß der Entfremdung erreicht, so scheint die von Proponenten einer utilitaristischen Ethik ruhig geäußerte Feststellung, alles in unserem Leben sei schließlich menschlich bewertet, einfach nur konsequent und sogar progressiv. In ORF-Debatten (E. Riess: „Zur Lage der behinderten Menschen in Österreich") läßt sich dann „ruhig und demokratisch" mit Behinderten über deren Lebensrecht diskutieren, der formale Rahmen einer derart „allgemeinen Werttheorie" ist dabei schon vorgegeben.

Ausgrenzung durch Lebensvernichtung

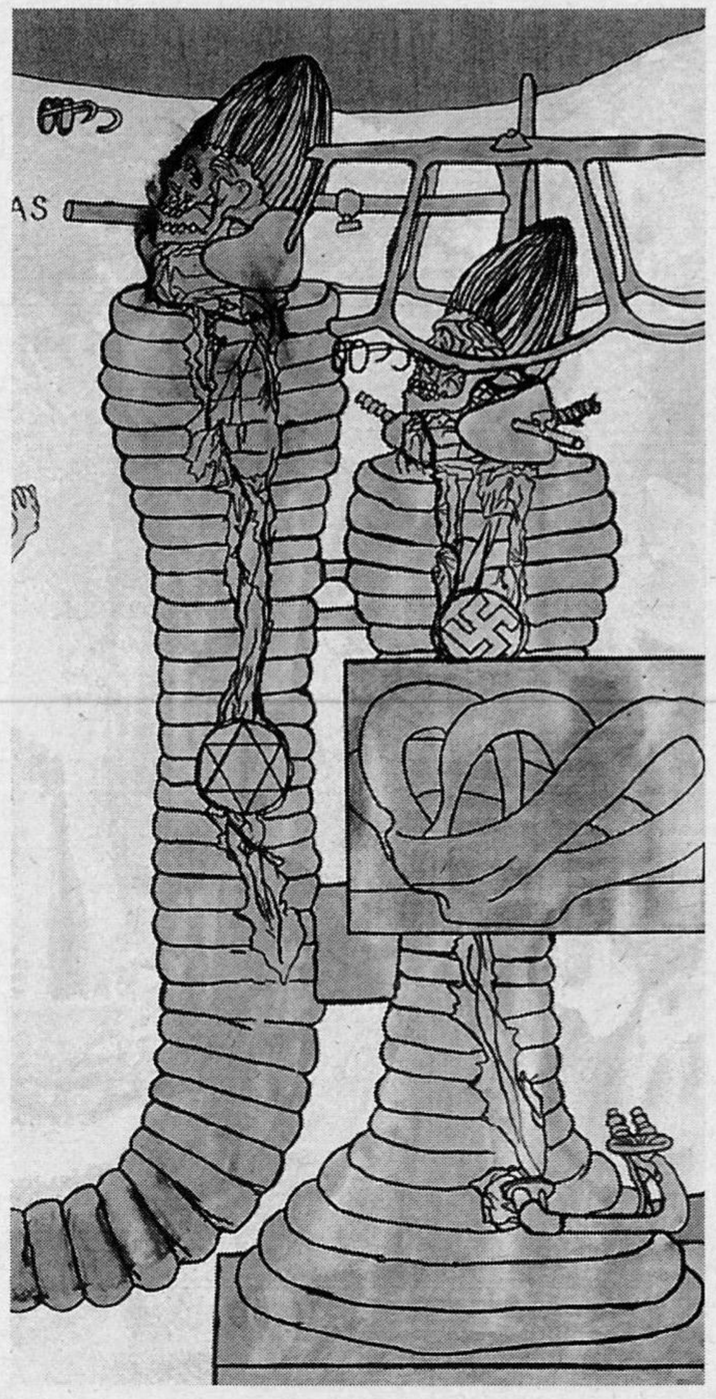
Anschaulich und klar erscheint der verführerische Fehler in den hier suggerierten Wertvorstellungen erst dann, wenn wir konkret weiterdenken und die damit verbundenen gesellschaftlichen Integrationsmöglichkeiten (nicht Konformitätszwänge!) beleuchten. Die Strategie der Vollstreckung des jeweils starr vorgegebenen allgemeinen Nützlichkeitswertes (Finalismus) ist nämlich einzig und allein die Methode der vernichtenden Negation, der Ausgrenzung. Diese mag sich nun dadurch human zeigen, daß sie die gesellschaftlichen Reservate bei den verschiedenen Formen des alltäglichen Verkehrs nur funktionell in Erscheinung treten läßt oder darüber hinaus schon eine direkte räumliche Ausgrenzung in Ghettos (Apartheid) vornimmt. Prinzipiell sind diese Formen von einer Ausgrenzung durch Lebensvernichtung (Holocaust, Euthanasie) nicht verschieden, denn eine integrative Entwicklung (der dynamische Aspekt der Wertkategorie!) ist weder angestrebt noch möglich.

Gesellschaftliche Randgruppen nicht auszugrenzen kann andererseits aber nicht einfach das sentimental „humanistische" Bedürfnis bedeuten, diese als mehr oder weniger bemitleidenswerte Objekte „menschenwürdig" innerhalb der Gemeinschaft endzulagern. Gerade eine lebendige Demokratie muß alle Individuen zu einer aktiven Subjektivität befähigen, diese also handlungsfähig machen, damit sie zur Entwicklung einer gesamtgesellschaftlichen Subjektivität (die inhaltliche Forderung der Demokratie!) beitragen können. Wie wir nämlich wissen sollten, ist die Freiheit der einzelnen die Bedingung für die Freiheit aller (Marx), – natürlich und gerade auch dann, wenn verschiedene Einzelinteressen vorliegen!

Letztlich bewertet sich also eine Gesellschaft – wie in jedem Wertverhältnis – durch die Art der realisierten Werte auch selbst. Wertvoll ist demnach eine Gesellschaft in dem Maße, in dem ihre Dynamik die Integration gesellschaftlicher Randgruppen – bei Wahrung der subjektiven Identität – erlaubt. Dermaßen negiert sich eine Gesellschaft durch die finale Statik eines in ihr geltenden Utilitarismus – und sollte dieser auch in bester ethischer Absicht gelten! – selbst: Gesellschaftlichkeit als eine sich entwickelnde, prozessierende Einheit ist damit schon zerstört. – So gibt es noch das eine zu bedenken:

Gerade die tiefe emotionale Erschütterung über die Menschenverachtung des Faschismus, unsere unmittelbare Klarheit der Gefühle, darf hier eine exakte Analyse der Ursachen und Hintergründe nicht ersetzen. Wie sich nämlich zeigt, ist auch hier nicht alles von vornherein geklärt, selbst wenn sich unsere Gefühle – zu Recht – klar äußern.

Faschistische Rassenhygiene und Euthanasie sprechen zwar eine laute, durch die starke Emotionalisierung aber zuwenig deutliche Sprache! – Daß deren Grammatik noch immer in den „maßvollen" Sätzen des alltäglichen Utilitarismus schlummert, könnte dann verborgen bleiben. ■

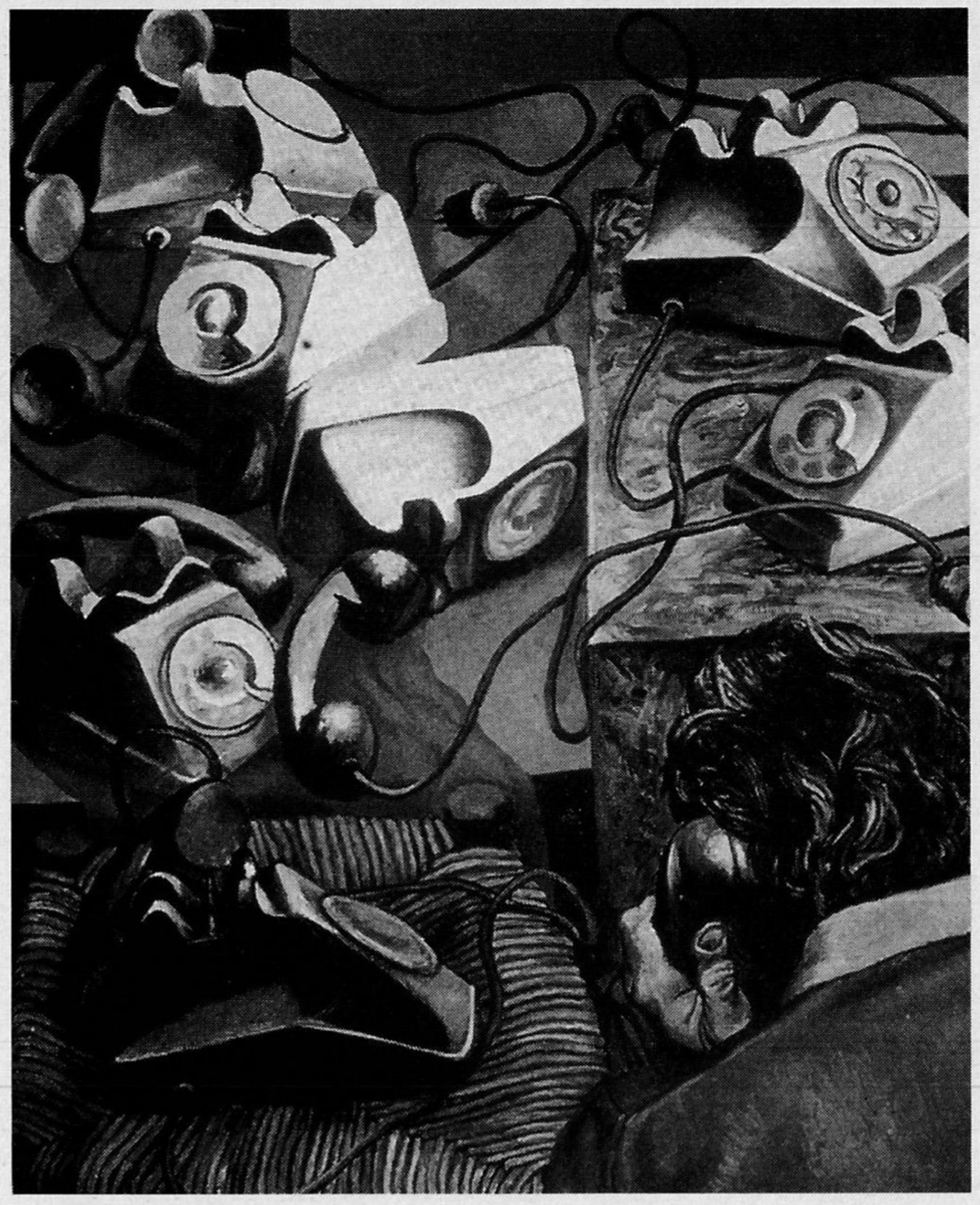


Bruno Gironcoli, Säule mit Totenkopf und Symbolen, 1970

Univ.-Prof. Dr. Peter MOESCHL ist Chirurg und Mitherausgeber des »streit«.

Anmerkungen

1 Da sich das im Wertbegriff ausgedrückte dynamische Verhältnis nicht auf ein vorgegebenes Relationsgefüge „reduzieren" läßt, sondern, wie hier gezeigt – in der Terminologie Laclau/Mouffe gesprochen („Hegemonie und radikale Demokratie", Passagen 1991) –, artikulatorische, also „konstruktive" Prozesse bezeichnet, ist auch eine strukturalistische Auffassung von Wert als Ausdruck eines „geschlossenen" relationalen Systems (z. B. Saussure) abzulehnen.



Bruno Gironcoli, Telefoni (o L'Incomunicabilitá), 1980

gestandener liberaler Soziologe wie Ralf Dahrendorf 1958 noch unumwunden mit „Irrationalismus" quittiert hatte. Noch dauert es freilich eine Weile, bis Nietzsches Figur des „*souveränen Individuums*", plaziert in der „Genealogie der Moral", seine Schatten auf das neueste Individualisierungsideologem wirft, wobei nicht wundern darf, daß die Herausgeber der prominenten „Riskanten Freiheiten" (1994), das Ehepaar Beck/Beck-Gernsheim, es vorziehen, Robert Musil „Der Mann ohne Eigenschaften" zu zitieren, statt die Folie, worauf dieses Großfragment hin entworfen ist, der „Denkraum Nietzsche". Dazwischen liegen noch die Stationen Psychoanalyse als hermeneutische Sozialwissenschaft, wofür insbesondere Alfred Lorenzer („Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis", 1974) und Ulrich Oevermann („Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik", 1979) zeichnen, und vor allem, auf dem Gelände der Historiographie, die Oral History. Dazu kommen auf dem Gelände der Sozialwissenschaften die Alltagskulturforschung sowie die Theorien über den „schleichenden Wertewandel", die inzwischen zu einem Überschwemmungsgebiet ausgeuferten Forschungen entlang der notorischen Postmaterialismus-These. Ronald Ingleharts Kultstudie „The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles", an der Wende zu den siebziger Jahren vorbereitet, erscheint 1977. Danach gibt es auf breiter Front, von den Kultur- über die Sozial- bis hin zu den Politikwissenschaften, kein Halten mehr: *Stil* wird zum Signum der Kategorienwelt, die in der Folge nur noch mit dem Diltheyschen „Leben" und dem „Individuum" verknüpft zu werden braucht, um als „Soziologie der Lebensstile" zur Domäne dieses Fachs aufzusteigen.

Charakteristisch, wenn auch des öfteren aus den Augen verloren, daß die Lebensstil-Soziologie, gleichsam der kulturempirische Zweig der Individualisierungsthese, auf den Weg kommt als theoretische Reorientierung der Ungleichheitsforschung, worauf die Übersichtspublikation von Hans-Peter Müller „Sozialstruktur und Lebensstile" (1993) noch einmal nachdrücklich aufmerksam macht. Erst im Lichte dieser Eigentümlichkeit ist es völlig angemessen, wenn für den jüngst erschienenen Reader „Riskante Freiheiten" (1994) als Starttext Ulrich Becks „Jenseits von Stand und Klasse" gewählt worden ist, in der Tat einer „der Bezugstexte der neueren ‚Individualisierungsdebatte' ". Dieser Text, Beglaubigungsschrift für die Wiederauferstehung der Individuen auf breiter Front aus dem Zerfall der alten Weberschen und Marxschen Gehäuse „Stand und Klasse", stammt aus einem einflußreichen Sammelband zur Ungleichheitsforschung, der von Reinhard Kreckel 1983 herausgegeben worden ist. Beck, der sich seine frühen Meriten auf dem Gebiet der Berufssoziologie erworben hat, hat den 83er-Text dann in seine berühmt gewordene „Risikogesellschaft" von 1986 einmontiert. Das Herauswachsen der Individualisierungsthese aus der neueren Ungleichheitsforschung, die ihrerseits in der akademischen Soziologie das Erbe der älteren Klassen- und Sozialstrukturtheorie angetreten hat, ist präzise und treffend 1990 von Joachim Bischoff und Sebastian Herkommer unter dem Titel „Von der Klassentheorie zur Ungleichheitsforschung?" nachgezeichnet worden. Die neuere Ungleichheitsforschung reflektiere Becks 86er-Befund eines neuen „Kapitalismus ohne Klassen", polit-ökonomisch gesprochen: sie bilde den inneren Zusammenhang von Modernisierungsprosperität des Kapitals, neokonservativer Deregulierungs- und Privatisierungspolitik sowie wachsender Disproportionen in der Verteilung des sozialen Reichtums ab. Es ist der Boden, auf dem der neue Individualisierungsschub statthat. Daß der neueren Ungleichheitsforschung die lautstarke Debatte über die Krise bzw. gar das Ende der Arbeitsgesellschaft vorläuft, sei kontexthalber Vollständigkeit erwähnt. Erste Gärungen der Individualisierungsthese hat es bereits einige Zeit zuvor gegeben. In jenem symptomatischen Jahr 1973 erscheint aus dem Umkreis der ernstzunehmenden Industriesoziologie Martin Osterlands wegweisender Aufsatz „Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein", der, wie sich alsbald zeigt, die Wende zu einer *subjektorientierten Arbeitssoziologie*, wohinein Industrie- und Angestelltensoziologie integriert werden, einleitet. Auch von dieser Seite aus lassen Alltagsgeschichte, Oral History und Subjektperspektive grüßen.

Einen überaus kräftigen Anstoß haben die Individualisierungsthese mitsamt Lebensstil-Soziologie, abgesehen von der US-amerikanischen political-culture-Forschung („Politischer Stil"), durch die Übersetzung und Verbreitung von Pierre Bourdieus „Critique sociale du jugements" (1979), besser bekannt unter „Die feinen Unterschiede", deutsch 1982, erfahren. Man wird kaum sagen können, daß die französische Soziologie einen gerade überwältigenden Einfluß auf die deutschsprachige gehabt hätte. Aber in diesem Falle lag die breite Rezeption deshalb nahe, weil sie auf einen aufnahmebereiten Zeitgeist getroffen ist. Denn in dieser Studie wird zwar die Idee der Klassen- und Sozialstrukturanalyse nicht preisgegeben, wohl aber systematisch zurückgebunden an soziologische Porträts von kulturellen Lebensstilen, damit eine ältere amerikanische Tradition, die von Thorstein Veblens „Theorie der feinen Leute", auf spezifische Art wieder aufgreifend. Veblens allemal eindrucksvolle Studie von

1899 wurde seinerzeit, Anfang der siebziger Jahre, in bemerkenswerter Weise „als eine der ersten post-marxistischen sozialökonomischen Untersuchungen" dem bundesdeutschen Lesepublikum vorgestellt!

Biographische Mode

Das Subjektivitäts-, Alltags-, Kultur-, Wertewandel- und Lebensstil-Syndrom verdichtet sich zunächst einmal, an der Wende zu den achtziger Jahren, disziplinübergreifend zur „biographischen Mode", um eine schöne Bezeichnung von Leo Löwenthal zu verwenden. Seit der konstitutiven Nürnberger Tagung von 1981 „Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive", auf der sich von Erving Goffman über Fritz Schütze bis zu Thomas Luckmann einiges von dem versammelt hat, was dann die biographiewissenschaftliche Prominenz ausmacht, ist die „Biographie" die Chiffre für eine Individualitätswende in den Sozialwissenschaften. Das Paradigma „Biographie" wird in der Folge tonangebend für die Problem- und Themenselektion der bundesdeutschen nicht weniger als der österreichischen Soziologie, worüber ein Blick auf die Soziologentage aufklären mag. Es darf füglich als trenderhellendes Indiz gewertet werden, daß im Kontext der Ausarbeitung biographiewissenschaftlicher Konzeptionen und der Ausbreitung biographiesoziologischer Forschungsthemen die Wiederaneignung der Chicago School, des weiteren des Symbolischen Interaktionismus erfolgt, vorgezeichnet im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in den USA. Manchen, die so tun, als sei Goffmans Konversationslehre über die „Organisation von Alltagserfahrungen", seine „Rahmen-Analyse", eine Entdeckung der letzten Jahre, sei ins leere Stammbuch geschrieben, daß Ralf Dahrendorf bereits 1963 auf Goffmans Kultstudie „The Presentation of Self in Everyday Life" von 1963 sich bezieht, also die Mode älteren Usprungs ist. Sie ist mindestens so alt wie die fruchtbare Legierung von Social Problems-Forschung und autobiographischer Soziologie, wie sie in der Chicago School im Zeichen von gesellschaftlichen Migrations- und Segregationsproblemen in den USA seinerzeit von W. I. Thomas und F. Znaniecki im „Polish Peasent" präsentiert worden ist. Kein Zufall also, daß die méthode polonaise, die polnische Tradition autobiographischer Soziologie just im Zusammenhang mit dem Marktständigwerden des Biographie-Themas Anfang der achtziger Jahre eine Renaissance erfährt. (Wer über die Verlaufsgeschichte der Idee einer biographiewissenschaftlichen Soziologie bis herauf zu den achtziger Jahren sich informieren will, dem sei Werner Fuchs' Übersicht „Biographische Forschung" von 1984 empfohlen.)

Aufschlußreich an den Rezeptionsverhältnissen des biographischen Paradigmas ist die Erinnerung daran, daß die Chicago School, der subjektempfindliche Symbolische Interaktionismus im Verlaufe der dreißiger Jahre vor dem subjektindifferenten Strukturfunktionalismus, für den eine ganze Zeit lang der Name Talcott Parsons steht, sich zurückziehen muß. Was nichts anderes und nichts weniger heißt, als daß mit dem Rooseveltschen New Deal, mit dem Umsichgreifen des fordistisch-keynesianischen Regulierungskonzepts, alsbald zusätzlich gestützt durch die Weltkriegsökonomie, die ums Qualitativ-Eigenartige der Individuen oszillierendern Soziologien verabschiedet werden zugunsten der am Quantitativ-Nivellierenden orientierten Modelle der Integration der gesellschaftlichen Individuen. So recht erst wieder mit den siebziger Jahren, als die wohlfahrtsstaatliche Regulierung der generalisierten Lohnarbeit ins Rutschen gerät, erscheinen das Biographie-Paradigma, die forschungsleitende Idee des Qualitativ-Eigenartigen, die Autopoeisis, welche eben durch jenen fordistisch-keynesianischen Nivellierungstrend (Ideologem der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft"), flankiert von der fordistischen Wachstums- und Vollbeschäftigungsphilosophie der Gewerkschaften, für eine ganze Weile zum Verschwinden, zumindest zur Rezession gezwungen worden sind, wieder am Horizont. (Daß das Aufgewärmte als Originelles offeriert worden ist, hängt vor allem mit dem Schwund an wissenschaftsgeschichtlichem Wissen innerhalb der sozialwissenschaftlichen Disziplinen zusammen.) Kurz, mit dem konjunkturellen, wie sich heute zeigt, strukturellen Einbruch des Keynesianismus als Regulierungsdoktrin, mit dem Triumph des Friedmanschen Neoliberalismus bzw., ganz wie's beliebt, Neokonservatismus einer deregulierten Sozialökonomie, taucht die *Qualitative* Soziologie, die ums Individuelle sich scharende Sozialforschung wieder aus der Versenkung auf. Unmißverständlicher Fingerzeig darauf, daß die Konstellation, unter der das Individualisierungsideologem sich profiliert, sich der Modernisierungsoffensive des Kapitals verdankt. Segmentierung, Deregulierung, Flexibilisierung, Privatisierung und Verschlankung der öffentlichen Haushalte, das sind die Kenngrößen der Neuen Individualisierung. Und einmal mehr, jedenfalls für die Bundesrepublik Deutschland, wird das Jahr 1973 zum Menetekel. Das in Wien ansässige OPEC-Kartell hatte drastisch die Preisschraube angezogen. Die wachstumsratenverwöhnte Regierung, schockiert, verordnete daraufhin autofreie Sonntage. Die Energiespardebatte war eröffnet, immer mehr Menschen konnten nun das Wort „fossile Brennstoffe" buchstabieren. Nebenher wurde die Ökologie entdeckt, dank des Waltens der List der Vernunft. Ab dann lautete die Devise: Einsparen, Kostensenken, Verschlanken, Entstaatlichen und Entbürokratisieren. Die fordistisch-keynesianische Wachstumsphilosophie wurde umformuliert. Mit der Idee des *qualitativen* Wachstums war der Weg frei für die Individualisierungsthese. Späterhin wurde dann selbst der Müll in die Regie der souverän sortierenden Individuen genommen.

Bastelbiographie

Ohne Übertreibung kann resümiert werden, es ist die neokonservative Modernisierungsstrategie, es ist der Thatcherismus gewesen, dem sich der Triumph der Theorien der Individualisierung verdankt. Die Stunde der „Entstrukturierung der Klassengesellschaft", genauer: der Entstandardisierung der sozial institutionalisierten Lohnarbeit hatte geschlagen. Ein Grundvorgang, der anhält und dessen Ausgang ungewiß ist. Ihr Leitfossil, dies freilich ist gewiß, hat das Individualisierungsideologem im IKEA-Baukasten gefunden, worin das Erbe der fordistischen Serie, die Massenfertigung, und die Rebellion der Subjektivität, Erbschaft dieser Zeit, aufgehoben sind. Dem IKEA-Weltbild respondiert die Becksche Idee der BASTEL-Biographie inmitten „Riskanter Freiheiten". Riskante Freiheiten, was wäre dies anders als die Chiffre für Deregulierung der Sozial- und Segmentierung der Klassenstrukturen. ■

(Fortsetzung in Heft 1/1995)

Univ.-Doz. Dr. Friedhelm KRÖLL ist Soziologe in Nürnberg. Er lehrt auch an der Universität Wien.

Das Private ist politisch

Eine Annäherung an meist ignorierte Zusammenhänge mit großen Auswirkungen

Maria WÖLFLINGSEDER

„Das Private öffentlich machen!', hieß es etwa – aus der feministischen Bewegung kommend – zu unvordenklicher Zeit und in dieser Losung steckt, wenn man sie weiter denkt, eine beträchtliche oppositionelle Sprengkraft. Heute sind wir im ‚alternativen' oder eigentlich alternierenden Milieu mit der Gegenbewegung konfrontiert: Alles rennt, rettet, flüchtet sich in Marktnischen oder was dafür gehalten wird: Räume, in denen die jeweiligen besonderen Interessen einer Gruppe gepflegt und gegen Anfechtungen von außen geschützt werden."[1]

Utopien – Politisches wie Privates betreffend–, der Transfer von Privatem zu Politischem und umgekehrt sind in der öffentlichen Auseinandersetzung heute nicht gefragt. Ein Teil konzentriert seine Hoffnungen, Sehnsüchte und Utopien – allerdings großteils in völlig verquerer Form – auf die New-Age- und Esoterik-Bewegung. Bei anderen haben Hoffnungen, Sehnsüchte und Utopien unter der Macht des Faktischen – vor allem diktiert durch Arbeits-, Leistungs-, Erfolgs- und Konsumzwänge – keine Möglichkeit zur Entfaltung. Und selbst in linken Zusammenhängen ist zur Zeit wenig davon zu spüren. Auch linke, kritische wissenschaftliche Analyse wird in meinen Augen meist zu abstrakt betrieben. Mir scheint, als hätten systemimmanente wissenschaftliche Normen platzgegriffen, sowohl was den elitären „elaborierten Code" der Sprache als auch die fehlende persönliche Betroffenheit sowie die politische Utopie betrifft. Analyse und Kritik werden somit meist nur mehr auf abstraktem Niveau und „Wissenschaft der Wissenschaft wegen" betrieben. Kritik trifft auf diese Weise schon lange nicht mehr die, die es treffen soll.

Außerdem wird „jede Theorie grau, wenn sie nicht durch Lebenserfahrung gefiltert wird; jede Theorie wird zum Dogma, wenn sie nicht maßnimmt an den Verhältnissen; jede Theorie dient nur den Mächtigen, wenn sie sich nicht als Erzählung eignet, wenn sie nicht vermittelbar ist".[2]

Wenn jemand – meist Frauen – es wagt, persönliche, private Erfahrungen mit politischer Analyse zu verbinden, reagieren Männer meist verstört und verständnislos – fast so, als ob sie etwas „Unanständiges" vorgebracht hätte. Es gibt zwar öffentliche Auseinandersetzungen über wichtige aktuelle Problemlagen, aber der Transfer von Privatem zu Politischem und umgekehrt fehlt mir beispielsweise gerade in der Individualisierungs- und Gewalt-Debatte oftmals.

Und: etwa Lebens- und Liebensformen und -entwürfe werden in der Öffentlichkeit fast nie diskutiert. Wenn es ums Privat-Alltägliche geht, herrscht offensichtlich *schweigender Pragmatismus*.

Im folgenden möchte ich einige dieser wenig diskutierten privaten Brisanzen etwas mehr ins politische Licht rücken.

Wie stehts um Liebe, Lust und Sinnlichkeit?

Öffentliche Auseinandersetzungen über das Private *und* das Politische, wie sie etwa von Erica Fischer, Anja Meulenbelt, Marie Cardinal und vielen anderen geführt wurden, sind heute äußerst rar. Und nicht zu vergessen Dorothea Zeemann: Ihr Bekenntnis zur Polygamie sowie ihre einzigartige Weise über sich zu schreiben (z. B. in „Jungfrau und Reptil") – ihre Gefühle, Sehnsüchte, Hoffnungen oder ihre Wut dermaßen offensiv und schonungslos zu *veröffentlichen*, sucht heute weit und breit ihresgleichen: Die Fähigkeit und diesen Mut bewundere ich zutiefst – vielleicht auch deshalb, weil ich vieles ähnlich fühle.

Es scheint, als hätten viele Frauen die verbale, emotionale und die gelebte „Beziehungsbeschäftigung" endgültig satt – bis vor kurzem fühlten sich Frauen meist für Beziehungsarbeit zuständig – und verweigern nunmehr alles, was damit zu tun hat – bis hin zu den Männern selbst. Viele gestatten sich keine diesbezüglichen Gedanken, Sehnsüchte und Gefühle mehr. Die unfreiwillige Beziehungslosigkeit ist rapide angestiegen. Ein anderer Großteil lebt in unbefriedigenden, öden, leeren „Gefängnis"-Beziehungen. Jede zehnte Frau will eigentlich auf Sex verzichten. Wir leben in einer sexuellen Dreidrittelgesellschaft: Ein Drittel lebt weitgehend partner- und sexlos. Von den aktiven zwei Dritteln ist gerade die Hälfte mit der körperlichen Kommunikation zufrieden. Fast jede/r fünfte sagt, daß die sexuelle Verständigung mit dem Partner nicht klappt.[3]

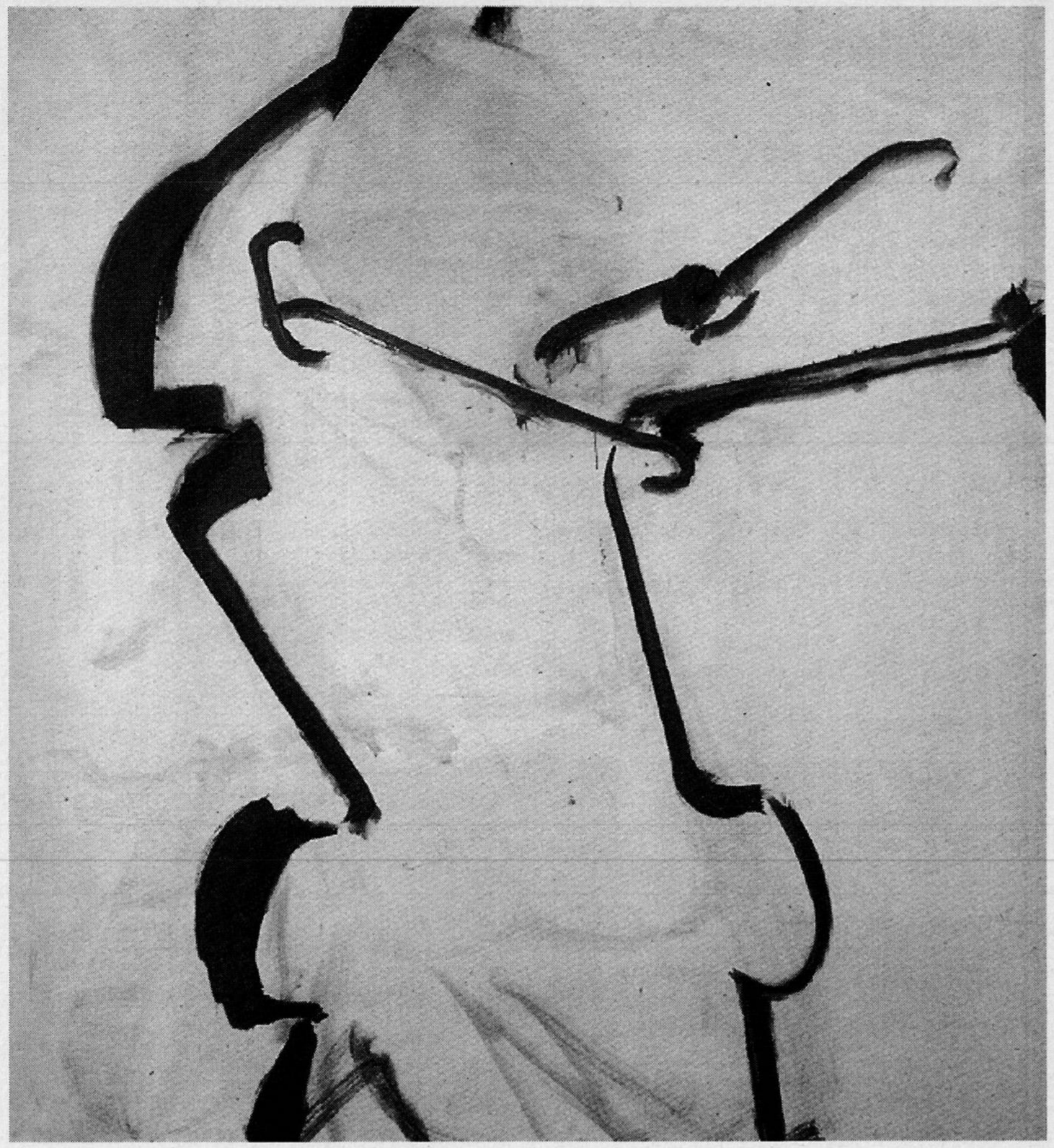
„Die Zugbrücken der Wünsche sind hochgezogen, weil dies als einziger, bester Schutz erscheint gegen ansonsten unerträgliche Verletzungen."[4]

In unserer Gesellschaft mit ihrem Jugendlichkeitswahn und standardisierten Normen für das, was als sexuell attraktiv zu gelten hat und gelten darf, wird großen Teilen das Recht auf Sexualität abgesprochen: Alten, Behinderten, Unattraktiven... Kindern wird mehr denn je jede Sexualität abgesprochen. Mit dem Bade Kindesmißbrauch wird nun auch gleich das Kind als sexuelles Wesen ausgeschüttet. Immer wieder begegne ich Kindern, die Erwachsene nie nackt sehen, geschweige denn Sex von Erwachsenen miterleben dürfen. Diese Kinder scheinen dann wie von allem Sexuellem magisch angezogen zu werden. Wenn sich doch irgendwann eine Gelegenheit dazu ergibt, wollen sie unbedingt endlich ihre aufgestaute Neugierde befriedigen: „alles" genauestens untersuchen bzw. „unten suchen" und alles *begreifen*. Kinder, die als sexuelle Wesen akzeptiert werden, werden zwar auch die Körper von Erwachsenen und anderen Kindern lustvoll erforschen – *wann immer* ihnen danach ist –, aber bei ihnen gerät Sexualität wahrschseinlich weniger leicht zu einem überdimensiona-

len Faszinosum mit unrealistischen, unerfüllbaren Vorstellungen, die sich in der Realität nie bewahrheiten – etwa die Erwartung von „der glücklichen Familie", vom treuen Partner und von der ewigwährenden Verliebtheit.

Hoffnung auf Zweisamkeit = letzte Möglichkeit in den ausgedünnten Sozialbeziehungen

Enttraditionalisierung und Individualisierung haben nicht nur Befreiung und Chancen zur Selbstverwirklichung zur Folge, sondern die Kehrseite ist das Fehlen von variationsreichen Kommunikationsmöglichkeiten.
Gruppen, Gemeinschaften, Freundeskreise als Orte der Auseinandersetzung, der Gelegenheit des solidarischen Streitens, des Angenommenseins, Orte der gemeinsamen zweckfreien Betätigung – sprich des gemeinsamen Spiels, des gemeinsamen Essens und Feierns, Orte des freiwilligen Zusammenkommens sind kaum existent: „Die Menschen werden in den ausgedünnten Sozialbeziehungen in die Zweisamkeit, in die Suche nach dem Partnerglück *hineingetrieben*. Das Bedürfnis nach geteilter Innerlichkeit, wie es heute im Ideal von Ehe als Gefühlsgemeinschaft ausgesprochen wird, ist kein Urbedürfnis. Es *wächst* mit den Verlusten, die die Individualisierung als Kehrseite ihrer Möglichkeiten beschert."[5] Wenn die meisten in eheähnlichen Zweierbeziehungen leben, dafür oft kaum die gewünschte Zeit aufbringen, wird es verständlich, daß sich die anderen auch gezwungen sehen, eine Zweierbeziehung zu erheischen, weil kaum Möglichkeiten zu anderen Kommunikationsmöglichkeiten bestehen, ohne aufwendiges Organisieren jeder Zusammenkunft. In Zweierbeziehungen „und vielleicht sogar nur noch hier werden *soziale Erfahrungen* gemacht, durchlitten, in einer Gesellschaft, deren Wirklichkeiten, Gefahren und Konflikte ins Abstrakte verrutscht sind, sich der sinnlichen Wahrnehmung und Beurteilung mehr denn je entziehen".[6] Dieser völlig überforderte Anspruch an Zweierbeziehungen führt in einen Teufelskreis: Je weniger diese uneinbringlichen Ansprüche erfüllt werden können, die Realität zeigt deutlich, daß Beziehungen auf diese Weise unmöglich gelingen können – je mehr sie scheitern, desto höher wird das Banner von Liebe und Familie gehalten. Beziehung, Trennung bzw. Ehe und Scheidung in immer schnellerer Abfolge sind die Konsequenz. In Theater und Film gibt es zur Zeit sehr eindrucksvolle Darstellungen der allgegenwärtigen Beziehungskrise. Etwa im Film „Snake Eyes" von Abel Ferrara, in Elfriede Jelineks Stück „Raststätte oder sie machens alle" oder auch im Stück „In den Augen eines Fremden" des Münchners Wolfgang Maria Bauer.



Maria Lassnig, Spannungsfiguration, 1961

Angst vor Einsamkeit als einziges Fundament von Beziehungen

„Viele reden von Liebe und Familie wie frühere Jahrhunderte von Gott. (...) Die *Sucht* nach Liebe ist *der* Fundamentalismus der Moderne. (...) In den Idealisierungen der modernen Liebesehe spiegelt sich noch einmal der Weg der Moderne. Die Überhöhung ist das Gegenbild zu den Verlusten, die diese hinterläßt. Gott nicht, Priester nicht, Klasse nicht, Nachbar nicht, dann wenigstens Du. Und die Größe des Du ist die umgedrehte Leere, die sonst herrscht. Das heißt auch: weniger das materielle Fundament und die Liebe, sondern die Angst vor dem Alleinsein hält Ehe und Familie zusammen. Was *jenseits* von ihr droht oder befürchtet wird, ist bei allen Krisen und Konflikten vielleicht das stabilste Fundament der Ehe: Einsamkeit."[7]

Im sogenannten Kommunikationszeitalter, im Zeitalter der Verkabelung und Vernetzung will es immer weniger gelingen – das Kontakte knüpfen und pflegen, das Kommunizieren. Die boomenden Partnervermittlungsverkaufseinrichtungen, von Instituten bis Kontaktanzeigen, von Telefonsex bis hin zu Cybersex mittels virtual reality, werden in Zukunft mehr und mehr an Bedeutung gewinnen.

Waren- und Geschlechtsverkehr

Die Warenförmigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen realisiert sich in vielfacher Weise: Einerseits durch Zunahme gekaufter/bezahlter Zuwendung – von herkömmlicher Prostitution bis zu käuflich erworbener Seelenpflege in zahllos angebotenen New-Age- und Esoterik-Seminaren – andererseits dadurch, daß die kapitalistischen Verhältnisse nicht vor den sogenannten Privatbeziehungen haltmachen. Zu den prominentesten Kritikern

dieses Umstands gehören Herbert Marcuse, Wilhelm Reich, Ernest Borneman und Klaus Ottomeyer. Marcuse schreibt im 1964 erschienenen Buch „Der eindimensionale Mensch", sexuelle Repression sei das Hauptmerkmal einer auf Ausbeutung gerichteten Gesellschaftsstruktur. Der Kapitalismus macht Sex zur Ware und beraubt ihn seines spielerischen und spontanen Elements. Liebe wurde zur Pflicht und Gewohnheit.[8] Ernest Borneman meint: „Im Geschlechtsleben der bürgerlichen Gesellschaft unserer Tage schlagen sich diese Eigentumsverhältnisse so eindeutig nieder, daß man vom bürgerlichen ‚Waren- und Geschlechtsverkehr' sprechen kann, als handle es sich um ein und dieselbe Transaktion. Aus dem, was man einst ‚Liebe' nannte, entsteht eine entpersönlichte Beziehung zwischen zwei Wesen, von denen jedes das andere sexuell zu konsumieren sucht. Dieses Verhalten wird in der bürgerlichen Familie schon sehr früh eingeübt, indem die Eltern dem Kinde Gehorsam abverlangen, ihm als Belohnung für erfolgten Gehorsam ‚Liebe' geben und Ungehorsam mit Liebesentzug bedrohen. So beginnt der heranreifende Mensch seine sexuellen Beziehungen nicht mehr als Beziehungen zwischen Menschen, sondern bereits als Beziehungen zwischen Verhaltensformen zu empfinden. Das Konkrete wird mit jeder Stufe der ‚Entwicklung' abstrakter. Das Kind lernt, daß die einzige Leistung, die mit ‚Liebe' belohnt wird, die Anpassungsleistung ist und daß der Unangepaßte (das heißt derjenige, der Befriedigung erstrebt, statt Unbefriedigung als Preis der Anpassung zu akzeptieren) mit Liebesverlust bestraft wird. Wenn Liebe zur Ware wird, verwandelt sich das persönlichste aller zwischenmenschlicher Verhältnisse in ein Verhältnis zwischen Dingen."[9]

Meß- und zählbare genitale Betätigung

Zu den wichtigsten Büchern, die das Thema Entfremdung ausführlich und umfassend behandeln, gehört „Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen – Soziales Verhalten im Kapitalismus" von Klaus Ottomeyer, Psychologe, früherer Assistenzprofessor an der Freien Universität Berlin, seit geraumer Zeit Professor für Psychologie an der Bildungsuniversität Klagenfurt. Dieses Buch befaßt sich eingehend mit Bereichen wie: Grundbedingungen der menschlichen Vergesellschaftung im Kapitalismus, Zwischenmenschlichkeit und Warenmarkt, Zwischenmenschlickeit in der Arbeitswelt, Zwischenmenschlichkeit im Freizeit- und Privatbereich, Recht, Staat und abweichendes Verhalten sowie mit den Erziehungsinstitutionen. Niemand anderer zeigt besser auf, wie sehr alle unsere Lebens-, Arbeits-, Freizeit-, Erziehungs- und Privatbereiche völlig von ökonomischen Zwängen und kapitalistischen Anforderungen durchdrungen sind.

Zwei Zitate aus diesem Buch, die alltäglich erlebte Zusammenhänge erhellen: „In der kapitalistischen Gesellschaft, wo eine extreme Knappheit an zwischenmenschlichen ‚Bindemitteln' herrscht, an gemeinsamen Gegenständen für eine fundierte Perspektivenübereinstimmung und ein wechselseitiges Verstehen – in dieser Gesellschaft muß es notwendig zu einer Überlastung der sexuellen Bindung mit unbefriedigten sozialen Ansprüchen kommen. Wenn ich auf Grund der enttäuschten Erfahrungen im kapitalistischen Markt- und Produktionsbereich beständig mit der angstvollen Frage herumlaufe, ob es eine verläßliche Bindung zwischen mir und den anderen überhaupt gibt, dann bietet sich die Sexualität – und hier insbesondere die leicht meß- und zählbare genitale Betätigung – als kurzfristiges Beruhigungsmittel und als buchstäblich handgreiflicher Gegenbeweis für diese verbreitete Angst geradezu an. Die Fetischisierung von genitaler Sexualität, Potenz, Orgasmushäufigkeit usw. in der bürgerlichen Gesellschaft muß man vor diesem Hintergrund interpretieren. (...)

Eifersucht ist Selbstzerstörung

Beides, die als Ersatz für einen wirklichen Zusammenhalt fetischisierte genitale Sexualität und die extreme Verlassenheits- und Besitzangst der ökonomisch isolierten Individuen sind der schönste und fruchtbarste Nährboden für die Eifersucht gegenüber wirklichen oder eingebildeten Rivalen, den man sich überhaupt denken kann. Die Eifersucht bringt eine besonders quälende, endlos-mißtrauische und selbstzerstörerische Form der wechselseitigen Perspektivenverschränkung zwischen den Partnern hervor, die eine große Menge der seelischen Energie verzehrt, die man zum Beispiel für ein produktives gesellschaftliches und politisches Engagement so dringend brauchen könnte. Auch hier haben wir wieder eines jener Fässer ohne Boden vor uns, die für die gegenstands- und vertrauensarme zwischenmenschliche Landschaft des Kapitalismus so kennzeichnend sind."[10]

In Erich Fromms Buch „Das Menschenbild bei Marx" gibt es ein interessantes Kapitel zum Thema Entfremdung, indem es um die wichtigsten Teile der Frühschriften von Karl Marx geht: „In der kapitalistischen Welt sind die Bedürfnisse nicht der Ausdruck der latenten *menschlichen* Kräfte, das heißt, sie sind nicht menschliche Bedürfnisse; im Kapitalismus spekuliert ‚jeder Mensch darauf, dem anderen ein *neues* Bedürfnis zu schaffen, um ihn zu einem neuen Opfer zu zwingen, um ihn in eine neue Abhängigkeit zu versetzen und ihn zu einer neuen Weise des *Genusses* und damit des ökonomischen Ruins zu verleiten. Jeder sucht eine *fremde* Wesenskraft über den anderen zu schaffen, um darin die Befriedigung seiner eignen eigennützigen Bedürfnisse zu finden. Mit der Masse der Gegenstände wächst daher das Reich der fremden Wesen, denen der Mensch unterjocht ist, und jedes neue Produkt ist eine neue *Potenz* des wechselseitigen Betrugs und der wechselseitigen Ausplünderung. Der Mensch wird um so ärmer als Mensch, er bedarf um so mehr des *Geldes* um sich des feindlichen Wesens zu bemächtigen, und die Macht seines *Geldes* fällt gerade in umgekehrtem Verhältnis als die Masse der Produktion, das heißt seine Bedürftigkeit wächst, wie die *Macht* des Geldes zunimmt.'"[11]

(Hinweisen möchte ich in diesem Zusammenhang, daß die Bezeichnung „kapitalistisch" als Kennzeichnung der Verhältnisse, die uns „ganzheitlich" prägen, bestimmen und deformieren auch bereits in weiten kritischen Kreisen – etwa bei den Grünen – nicht mehr vorkommt... Eine oft nicht wahrgenommene politische Tatsache mit großen privaten Auswirkungen.)

Das allgegenwärtige Konkurrenzverhältnis, das alle zwischenmenschliche Verhältnisse prägt, wird selten als dieses wahrgenommen und eingestanden; wer das kapitalistische System, das Konkurrenz zur *Voraussetzung* hat, nicht als dieses begreift, wird auch die menschlichen Verhältnisse darin verzerrt wahrnehmen: „Das bürgerliche Individuum fühlt sich *allein* im größten Gedränge, und es wünscht sich im seinem Inneren auch allein zu sein, weil es dann die lästige Konkurrenz los wäre. (...) Körper und Seele (werden) von Disziplinierung durch Zeitdruck

und Effizienzanforderungen erfaßt. Diese Disziplinierung erzeugt eine Tendenz zur Verrohung, wie sie sich zum Beispiel in instrumentalistischen Umgangsformen und entsprechender Gleichgültigkeit gegenüber anderen offenbart. Die Ausdifferenzierung von Gefühlen und ihre Abstumpfung liegen in dieser Gesellschaft dicht beieinander."[12]

Spontanität und Emotionalität sind Sand im Getriebe

Allgegenwärtiger Anpassungs-, Leistungs- und Erfolgsdruck, aber auch beschriebene kapitalistische Deformation der Zwischenmenschlichkeit einerseits und Spontanität, Emotion, Sehnsucht und Triebhaftigkeit andererseits vertragen einander nicht. Letztere sind Sand im Getriebe. Das Verwertungsinteresse fordert seinen Tribut.

Lust-Verlust

Die gesellschaftliche Ent-erotisierung, die Ent-sinnlichung nimmt zu. Die erotischen Funken sind erloschen. Die Spirale Kommerzialisierung und Funktionalisierung von Sex – in Werbung, Medien – und tatsächliche Entsinnlichung der zwischenmenschlichen Kontakte dreht sich immer weiter. Eine Untersuchung[13] ergab, daß unter jenen Gruppen, die stark leistungs- und konsumorientiert sind – vor allem die Altersgruppe 16- bis 27jähriger Männer – starke sexuelle Lustlosigkeit herrscht. Es wurde geantwortet: „Reges Liebesleben ist heute nicht mehr gefragt, sondern Erfolg, Beruf und Outfit." Als Gründe für die Lustlosigkeit gaben sie an:

- „Wir sind zu müde, abgespannt, voller Streß."
- „Warum sollen wir überhaupt so oft, es ist doch immer dasselbe. Es ist alles vorhersehbar, wie's ablaufen wird. Ich kann's mir vorstellen, ich muß es nicht selber machen."
- „Es mangelt an Atmosphäre."

Auf die Frage, wann das letzte Lusterlebnis stattgefunden habe, reagierten fast alle mit langem Schweigen. Die zögerliche Antwort bezog sich dann meist aufs Essen.

Daß Sexualität eine Kommunikationsform ist, hat sich im Bewußtsein der meisten Menschen noch nicht durchgesetzt. Miteinanderschlafen wird als triebhafter Akt gesehen, als eine Notwendigkeit, als Spaß oder als Ergänzung zum Umstand, daß jemand jemanden mag.[14] Sozialwissenschaftlerinnen konstatieren: Lustlosigkeit ist heute die verbreiteteste Störung (Kurt Loewit). Borneman meint, „Anorgasmie ist die eigentliche Geschlechtskrankheit dieser entfremdeten und verdinglichten Epoche, in der wir leben. Ihre Verbreitung ist größer als die von Aids, Gonorrhoe und Syphilis zusammen." Sie hat gravierende gesundheitliche Folgen.

Apropos Anorgasmie, Lustlosigkeit und Aids: Ohne hier zur aktuellen sehr kontrovers geführten Aids-Debatte bezüglich Krankheitsursachen, -verlauf etc. Stellung nehmen zu wollen, wage ich es, eine Frage zu veröffentlichen, die mir schon lange am Herzen liegt. Offensichtlich getraut sich niemand, dazu etwas publik zu machen – sei es, weil die Aidsgefahr so angstbesetzt ist, oder sei es, weil die aktuelle *moralinsaure Schmutz- und Schundkampagne* bereits wieder Oberwasser bekommen hat? Meine Frage lautet, inwieweit trägt Aids zu einem (abermaligen) *Einbruch der „Rationalität" und Sterilität in die Sexualität* bei? Präservative hin, Präservative her, psychisch bzw. psychoanalytisch gesehen ist es wohl von entscheidender Bedeutung, ob wir uns in all unseren Körpersäften wohlig suhlen dürfen (wenn wir die frühkindlich anerzogenen Reinlichkeits- und Antilustgebote endlich überwunden haben), oder ob wir nun zu *denken* haben: „Achtung, alle Körperflüssigkeiten sind potentiell lebensgefährlich! Möglichst wenig damit in Berührung kommen!"? Die Folge: (abermalige) Identifikation von – letztlich – Sexualität allgemein mit schmutzig, gefährlich, lebensgefährlich. Sexualität evoziert daher: Aufpassen, Denken, Disziplin, Kontrolle, eigentlich alles, was dem Sex konträr gegenübersteht: „Kopflos" sein, nur fühlen anstatt zu denken, die Kontrolle verlieren, sich hingeben mit Leib und Seele... In so einem Zustand muß aufgepaßt werden, unterbrochen werden, zur Rationalität und Sterilität zurückgekehrt werden, um im richtigen Moment das Präservativ *ordnungs*-gemäß zu verwenden, *aufzupassen*, daß es nicht verrutscht – während oder vor allem nach dem Geschlechtsverkehr. War Sex nicht immer das Gegenteil von Ordnung und Aufpassen?

Außer einen kurzen Leserbrief in einer Psychologie-Zeitschrift mit ähnlichem Inhalt, habe ich noch nirgendwo etwas diesbezügliches gelesen. Von PsychoanalytikerInnen erwarte ich mir jedoch schon Überlegungen, wie sich die Aidsgefahr auf die Sexualität auswirkt.

Aber es soll ja scheinbar – wenn überhaupt – der brave, keusche, sterile (Kuschel)Sex mehr gefragt sein als der wilde, unbändige, kopflose, grenzüberschreitende. Zu berechen-barem(?!), kontrolliertem, planbarem Sex paßt die Verwendung von Präservativen vielleicht besser als zu äußerst unterschiedlichem, unberechenbarem, wirrem und chaotischem Sex. Mittlerweile gibt es in den USA bereits Partnervermittlungsinstitute, die nur BewerberInnen akzeptieren, die auf Geschlechtsverkehr verzichten. ...Telefonsex, Computersex etc. sind auch weit ungefährlicher – und deshalb im Trend liegend?

Lebens- und Liebensformen

Wie eingangs bereits erwähnt, sind andere Lebens- und Liebensformen als die althergebrachten heute kein Thema. Ganz im Gegenteil, je mehr Ehe und herkömmliche Zweierbeziehungen scheitern, desto mehr werden sie als Rettungsanker im Meer der Kontaktlosigkeit zu erheischen versucht. Im politischen Roll-back scheinen Ehe, Familie und Treue als adäquat, um gesellschaftlich anerkannt zu werden und erfolgreich sein zu können. Die zweite adäquate Lebensform ist die als Single ohne Kind: maximal flexibel und verfügbar für Arbeit und Konsum.

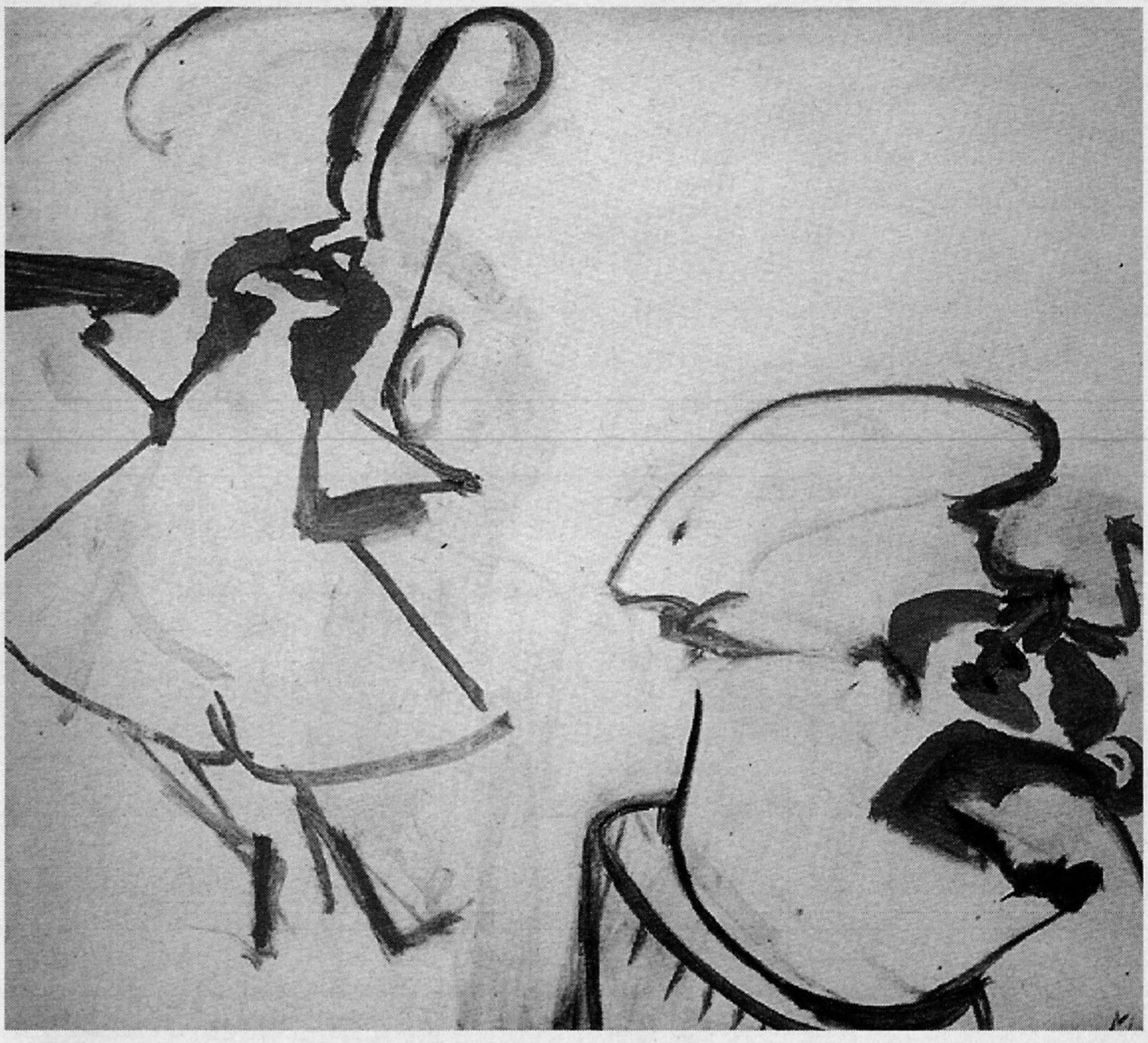
Manche mögen behaupten, gemeinschaftliche Wohnformen – Wohngemeinschaften oder Kommunen – hätten sich ja selbst als ungeeignet entlarvt. Ich aber meine, daß der Rückgang von alternativen Wohn- und Lebensformen neben den beschriebenen Individualisierungstendenzen auch auf das Fehlen geeigneter Möglichkeiten zurückzuführen ist – etwa an mangelnden Gelegenheiten, Hausgemeinschaften zu gründen. Das aktuelle Fehlen von politischer Utopie schließt auch das Fehlen von Utopien im sogenannten Privatbereich mit ein. Hinzu kommt, daß man sich heute mit vermeintlichen Privatproblemen in die eingangs zitierten Marktnischen – etwa in zahllose Varianten von New-Age- und Esoterik-„Therapien" – flüchtet und nicht damit an die Öffentlichkeit geht. Oftmals geschieht aber nicht einmal mehr die Flucht in geschützte Nischen, sondern es werden Gefühle und Sehnsüchte überhaupt weitgehend verdrängt – was zahlreichen Workaholics mitnichten gelingt. Andernfalls werden Kino, Fernsehen, Video oder

auch eine funktionalisierte Zweierbeziehung dazu benutzt, um Illusionen *schweigend-pragmatisch* aufrechtzuerhalten.

Polygamie und Gemeinschaften als Alternativen

Spärlich, äußerst spärlich wird etwas über Wünsche nach und Versuche von Lebens- und Liebensformen publiziert, die weniger entfremdet und mehr realitätsbezogen sind. Jene Wissenschaftler*Innen, die sich damit befaßt haben, sind in der Mehrzahl zum Schluß gekommen, daß die bürgerliche, monogame Ehe bzw. Kernfamilie aus vielerlei Gründen – nicht erst heute – eine kulturelle Kategorie von zweifelhafter Universalität darstellt.[15]

In der jüngeren Literatur schreibt zum Beispiel Linda Grant: „Angesichts steigender Lebenserwartung sollten wir nicht erwarten, daß Menschen eine fünfzigjährige monogame Ehe führen. Ich denke, daß wir neue nicht-monogame Beziehungsmodelle entwickeln werden, die über die schuldbelastete Aktivität des Ehebruchs hinausgehen."[16] Sie verweist beispielsweise auf die Kultur von schwulen Männern, die es geschafft haben, langfristige Beziehungen aufzubauen, in denen soviel Vertrauen herrscht, daß polygame Beziehungen möglich sind. Diese Beziehungen sind geprägt von Liebe, Kameradschaft und Verantwortungsgefühl. Polygame Liebensform ohne Eifersucht, Besitzansprüche und Unsicherheit fördert die Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit einer Beziehung. (Oft jedoch sind in homosexuellen Beziehungen die herkömmlichen Beziehungsmuster noch stärker vorhanden als in heterosexuellen.) Daß Leidenschaftlichkeit und Lebenspartnerschaft tendenziell Grundwidersprüche



Maria Lassnig, Seilhüpfendes Teuferl, 1962

sind, ist ja evident – es will nur niemand wahr haben: Alle streben nach einer *„vernünftigen amour fou"* (einer vernünftigen verrückten Liebe) (André Béjin)!

In den westlichen Ländern zur Zeit der industriellen Revolution, als die Ehe noch mit erheblichen Einschränkungen versehen war, heirateten die, denen es erlaubt war, vor allem als Sicherung gegen Unglück: gegen Not und Krankheit, aber für die Gläubigen auch gegen das Unglück, das von der Sünde des Fleisches, der fleischlichen Begierde, drohte *(heirateten, um nicht zu „brennen")!*[17]

Grant zitiert eine 60jährige Frau: „Ihrer Ansicht nach ist die einzige Möglichkeit mit Problemen von Monogamie, Sex und Alter umzugehen, in einer Gemeinschaft zu leben und sich das Gefühl dafür zu bewahren, daß das Leben Wandel und Veränderung bedeutet, daß es ein ständig in Bewegung befindlicher Fluß ist, der uns mit anderen Menschen zusammenführt und wieder trennt."[18]

Meine Vorstellung von Beziehungsalternativen haben keineswegs etwas mit „Wegwerfbeziehungen" zu tun oder mit hierarchischen Sekten á la AAO von Otto Mühl oder der Berliner ZEGG. Nur weil es zur Zeit wenig hoffnungsvolle Ansätze dazu gibt, will ich mich jedoch nicht mit der herrschenden Anpassung und Phantasielosigkeit bezüglich Beziehungen zufrieden geben, sondern versuchen, Alternativen denkend und lebend zu entwerfen. (Vgl. auch meine Besprechung des Buches von Regula Heinzelmann „Die neuen Paare – Anleitung zur Polygamie" in diesem Heft.)

Vor zehn bis zwanzig Jahren gab es noch mehr Mut zum Leben von Alternativen. Ein schönes Beispiel, das mir in zärtlicher Erinnerung geblieben ist: Ein Arbeitskollege erzählte mir Anfang der achtziger Jahre, sein Sohn in der ersten Klasse Volksschule wurde wie die anderen Kinder auch gefragt, wer denn aller zu Hause mit ihm wohne. Der kleine Armin erzählte frischfröhlich ohne Bedenken: „Bei uns wohnen meine Mutter und der Freund meiner Mutter, mein Vater und die Freundin meines Vaters..." Das Gesicht der Lehrerin wurde immer länger und länger; obendrein ist Armins Mutter selbst Volksschullehrerin.

Oder, ich selbst etwa habe die alternativsten Lebens- und Liebensformen zwischen 1977 und 1980 ausgerechnet mit sehr fortschrittlichen katholischen StudentInnen, SchülerInnen und Lehrlingen erlebt – in einem sehr offenen, gemeinschaftlichen Klima. Ich möchte die siebziger Jahre keineswegs glorifizieren; die sexuelle Revolution steht sicher noch aus...

Beziehungen variieren heute meist nur zwischen sexueller Beziehung oder nicht-sexueller Beziehung. Natürlich ist dies ein wichtiges Unterscheidungskriterium, aber dazwischen gibt es seelisch, geistig und körperlich gesehen *unendlich viele Zwischentöne*. Solche Melodien sind kaum zu hören. Schwule, Lesben, SadomasochistInnen etc. werden in Ghettos gedrängt, als Randgruppen definiert, als ob nicht in den meisten Menschen homoerotische, homosexuelle, sadomasochistische oder wie auch immer geartete Wünsche schlummern.

Diese *Beziehungsvariationsverarmung* steht in direktem Zusammen-

hang mit den hierzulande herrschenden Berührungseinschränkungen.

Berührungsfeindlichkeit

Berührungsfeindlichkeit bzw. Berührungsfreudigkeit ist ein ebenfalls wenig beleuchtetes und erforschtes Terrain. Bekanntlich herrscht dabei ein weltweites Nord-Süd-Gefälle: In Brasilien etwa fällt es niemanden ein, sich zu entschuldigen, wenn mensch zufällig eine/n andere/n berührt. In arabischen Ländern spazieren (heterosexuelle) Männer Hand in Hand in der Öffentlichkeit. In unseren Breiten ist dies nicht einmal Schwulen gestattet. Berührung unterliegt meines Erachtens den strengsten regionalen Konventionen, die kaum durchbrochen und nur sehr langsam modifiziert werden.

(Gekoppelt sind diese strengen Konventionen natürlich mit weiteren antisinnlichen Einschränkungen. Zum Beispiel in unserer Gesellschaft *stinkt* zwar umweltpolitisch gerochen vieles mächtig zum Himmel, aber mensch wird dazu angehalten für *Körper, Haushalt, Auto* etc. alle nur erdenklichen, fabrizierten Geruchsvertilger zu konsumieren, die oft selbst unerträglich riechen und meist gesundheits- und umweltschädlich sind.)

Wie sehr aber jede/r nach Berührung hungert und wie lebensnotwendig sie ist, verdeutlichen folgende Beispiele: Eine Untersuchung ergab, wenn Kellner oder Kellnerinnen einen Gast beim Essen- oder Getränkeservieren wie zufällig berühren, geben diese signifikant höheres Trinkgeld.

Heilsame Berührung

In der Medizin wird – plötzlich, als ob dies etwas Neues wäre – Berührung als heilsam entdeckt. Im Zuge der sogenannten ganzheitlichen Medizin wird diversen „Berührungstherapien" (z. B. Reiki und vielen anderen) gehuldigt. Vermutlich wären Menschen in einer berührungsfreundlicheren Kultur, in der Händehalten, Streicheln, Küssen, Kosen, Umarmen und Halten als differenzierte Ausdrucksweise verschiedener Gefühle – Erregung oder Beruhigung, Lust oder Geborgenheit, Ermutigung oder Trost – opportun wären, auch weniger krank. Unter anderem viele heute weit verbreiteten Hautkrankheiten können ihre Ursache in mangelnden „Streicheleinheiten" haben, bzw. die Haut wird dadurch zuwenig widerstandsfähig.

Das regionale Berührungsdiktat lautet: Jede Berührung, jedes Zärtlichsein hat tendenziell Geschlechtsverkehr zum Ziel. Fast jedes andere Ziel, das damit verfolgt wird ist inadäquat. Je stärker etwas tabuisiert wird – Sexualität jenseits von Verkaufsschlager in Wirklichkeit noch immer –, desto interessanter wird es bekanntlich. Das hat zur Folge, daß so wie seinerzeit bereits ein entblößter Knöchel einer Frau mit Geschlechtsverkehr assoziiert wurde, heute sämtliche Berührungsvariationen mit Geschlechtsverkehr assoziiert werden. Diese wahrliche pawlowsche Konditionierung und als Folge der vermeintliche Geschlechtsverkehrs*zwang* haben aber auch bereits zur erwähnten sexuellen Müdigkeit geführt.

Neuer Tugendterror durch political und sexual correctness

Diese Berührungsfeindlichkeit paßt jedoch hervorragend zum Zeitgeist der Coolness und Durchgestyltheit. Diesen Zeitgeist durchstreift ein neues Gespenst; die Medien haben sich vielerorts bereits darum angenommen. Manche meinen, es könnte sich in Europa nicht so heimisch machen, wie dort, von wo es herkommt: political und sexual correctness. Bezugnehmend auf Cora Stephan[19]: Der Aspekt des Kulturrelativismus, also das Negieren universieller Rechte, macht political correctness zu mehr als einer harmlosen Mode im Kampf um Anerkennung. Ursprünglich einmal ein Versuch gesellschaftlicher Minderheiten, sich gegen sprachliche Diskriminierung zur Wehr zu setzen, spielte political correctness insbesondere bei den Schwarzen und den Frauen im Rahmen der Diskussion ihrer „Identität", ihrer kulturellen Differenz, im Kampf um Bewahrung ihrer ethnischen oder kulturellen „Eigenheit" eine Rolle. Political correctness ergänzte den Kampf um Rechte und gegen Diskriminierung um die Komponente der symbolischen Politik, einer Politik der Sprachregelung und des Verhaltenscodex. Heute tritt immer mehr die Funktion eines neuen Tugendterrors in den Vordergrund, der den politisch konservativen und reaktionären Kräften willkommen scheint. Ethnische Minderheiten werfen einander Rassismus vor und im Geschlechterdiskurs dominiert die Vorstellung, Frauen seien vor dem aggressiven Zugriff der Männer zu schützen – mittels eines detailliert ausgeklügelten Verhaltenskatalogs, der auch das „Ja" einer Frau dem Zweifel aussetzt: Sie könnte es ja als unterdrücktes Geschlecht womöglich nicht ganz ernst gemeint haben. Trabt da alte amerikanische Prüderie im modischen Gewand des Feminismus daher? Kehrt das Rollenbild des hilflosen Weibchens durch die Hintertür zurück? Peter Turrini meint, wir könnten uns nicht mehr gegenseitig wahrnehmen, sondern nur mehr verdächtigen. Opfer kommunizieren nur mehr mit Opfern, weil alle in unendlichem Narzißmus das „mißhandelte Kind in uns" entdeckt hätten, kritisiert der bekannteste Kunstkritiker der USA, Robert Hughes, den zunehmenden Hang zum Infantilismus. Meines Erachtens wird mittels political und sexual correctness nicht das erreicht, was erreicht werden will, sondern der löbliche Versuch endet in reinem Formalismus, der noch dazu unwirksam bleibt. Wie soll damit etwa der weitverbreiteten subtilen, verbalen, nonverbalen, nontätlichen Anmache von Frauen begegnet werden? Da werden wir uns schon anderes – Phantasievolleres, Powervolleres – einfallen lassen müssen.

„Opferlamm-Feminismus"

Apropos sexual correctness: Das Opferlamm-Bewußtsein ist auch im europäischen Feminismus kein Fremdwort. Die Filmemacherin Monika Treut, die lieber Filme für „exzentrische, angstlose und obsessive Frauen" macht, kritisiert den Feminismus im blauen Kostüm, der Einzug gehalten hat in Vorstandsetagen und Behörden, und den „Birkenstock-Feminismus", der „ökologisch" ein kümmerliches Dasein fristet. Sie meint, das einzige Thema, das zur Zeit mit Feminismus in den deutschen Medien verbunden wird, ist: die Angst auf der Straße und wie sich Frauen vor nächtlichen Überfällen schützen können. So weit haben wir es gebracht: 25 Jahre Frauenbewegung und was bleibt, ist „die Frau als Opfer".[20]

Diese Tatsache beschäftigt mich ebenfalls seit geraumer Zeit. Warum erfolgt auch von Frauen *ausschließlich* der Ruf nach der starken staatlichen Hand, sprich nach mehr Polizei, die die Frauen vor den bösen Männern schützen soll? Ohne die Gewalt gegen Frauen und Kinder herunterspielen zu wollen, erlaube ich mir, über die Form der geführten Debatten hinauszudenken: Zum Beispiel bezüglich eines Themas, das ebenfalls vielfältigerer Auseinandersetzung bedürfte als dies von „Opferlamm-Feministinnen" ganz im Sin-

ne der wieder aktuellen (doppelmoralischen) Schmutz- und Schundkampagne geschieht: Als Grund für das beispielsweise vieldiskutierte „Grapschen" sollte wohl auch einmal grundsätzlicher nach Ursachen gefragt werden. Da dies wohl ein Ausdruck des allgemeinen Machtgefälles zwischen Männern und Frauen ist, gilt es zu fragen, warum wir noch immer so wenig respektiert werden, und auch, welchen Anteil wir selbst daran haben und wie wir daran etwas ändern können. Ich glaube nicht allein durch Formalismen, wie Quotenregelung oder Berührungsfragenkatalog. Oder, daß „Grapschen" vielleicht auch eine Kehrseite der gesellschaftlichen Berührungsfeindlichkeit sein könnte, möchte ich fragen dürfen. Aber *grundsätzliche* Überlegungen bezüglich *tieferliegender Ursachen* für frauenfeindliches Verhalten, für eskalierende Gewalt etc. sind offensichtlich tabu. Anstatt dessen wird allseits *nur* der (doppel)moralische Zeigefinger erhoben.

Selbstbewußte, offensive Strategien und ebensolches Bewußtsein wurde scheinbar nie entwickelt. Die Auseinandersetzung mit Gewalt und Aggression an sich, die ja von vornherein noch nichts Schlechtes sind, hat nie stattgefunden. Manche sprechen sogar der Sexualität jedes aggressive Element ab.

Lieb- und Brav-Seinszwang

Das Paradoxe ist, obwohl Gewalt – vor allem staatliche (strukturelle) Gewalt – allgegenwärtig ist, herrscht ein moralischer Impetus, ein regelrechtes Gewalt- und Aggressionstabu. Es gibt einen moralischen Konsens, der da lautet: „Seid alle lieb und nett zueinander!" Lieb- und Brav-Sein ist (vor allem für Mädchen) Erziehungsziel. *Genauso wie Leid und Traurigsein in unserer Gesellschaft verdrängt werden*, wird jede (gesunde) Aggressivität, werden Wut, Zorn, Haß per se als verwerflich angesehen. In der New-Age- und Esoterik-Bewegung stellt dieses konfliktscheue Harmoniestreben einen noch größeren *Zwang* dar als in der übrigen Gesellschaft.

Fehlen von Konfliktfähigkeit und Streitkultur

Was jedoch nirgends angestrebt wird – weder ideell noch pragmatisch –, ist das Erlernen von Konfliktfähigkeit, der adäquate Umgang mit Aggressionen. Wenn jede Aggression „pfui" ist – was nicht sein kann, darf es ja bekanntlich nicht geben –, brauchen wir auch keine zivilisierte Streitkultur – weil Streiten ja etwas „Schiaches" (Häßliches) ist. Ich vertrete die These, daß Aggression/Gewalt sowie Sexualität in unserer Gesellschaft im Grunde genommen ein Tabu sind – etwas, das dem Menschen nicht eigen sein sollte –, etwas, das in der Praxis völlig *doppelmoralisch* gehandhabt wird. Und genau deshalb eignen sich Gewalt und Sexualität so gut, vermarktet zu werden. Wie meint Foucault nicht treffend: „Doch wenn man schon den gesetzwidrigen Sexualitäten (die, die sich nicht ins gebotene Schlafzimmer verbannen lassen, M. W.) einen Platz gewähren muß, so sollen sie ihren Lärm dort machen, wo sie, wenn schon nicht in die Kreise der Produktion, so wenigstens in die des Profits wieder eingegliedert sind."[21]

Maria Lassnig, Blau gekreuzte Figur, 1961

Ein besonders anschauliches Beispiel für Vermarktung von Gewalt einerseits und zeitgeistiges Moralitätsgesudel andererseits lieferte vor einem Jahr das »Profil« mit der Titelgeschichte „Zeit der Schamlosigkeit". Das »Profil«, das selbst gar schamlos ist, wenn es um profitträchtige Covergestaltung geht: etwa nackte, gequälte Frauen oder Neugeborene müssen dafür schon herhalten. Sibylle Fritsch[22] geißelt in dieser Titelgeschichte sämtliche gesellschaftlichen Mißstände als Folge fehlender Scham. Genauso, als ob Scham eine eigene Kategorie, ein über allem schwebender Wert wäre, wird eine Rückkehr zur maßvollen Scham gefordert. Ein bißchen an die Moral appellieren, damit die unmenschlichen Auswüchse nicht gar so arg werden..., aber nur nicht die Ursachen dieser Auswüchse ergründen. Scham hängt doch von den jeweils herrschenden Normen ab. Deshalb kann die Frage nicht lauten: wieviel Scham?, sondern: Scham wofür? Es geht wahrlich nicht an, wie Sibylle Fritsch, sexuelle Scham, Prüderie mit politischer Scham über den Holocaust in einem schamlosen Eintopf zu verbraten!

Bezeichnenderweise wird in der aktuellen Gewaltdebatte nie Günther Anders erwähnt. Günther Anders hat es Mitte der achtziger Jahre gewagt, am bestgehütetsten Tabu in Deutschland – an der Gewaltfrage – zu rühren. Damals hat er kontroversielle Diskussionen hervorgerufen, heute wird er totgeschwiegen. Anders versuchte das staatliche, systemverankterte Gewaltmonopol ins wahre Licht zu rücken. Damals stand die politische Mitte Deutschlands noch nicht so weit rechts wie heute. Er forderte, daß die oben ihr Verhältnis zur Gewalt überprüfen. Ihre Beteuerungen der Abscheu vor der Gewalt von unten klingen so unglaubhaft.[23]

Beipflichten möchte ich der Gewalt- und Gesellschaftsanalyse von Dorothee Sölle (siehe Artikel in diesem Heft).

Vereinigtes lustfeindliches Menschenbild

Was mich also nachdenklich macht, ist das offensichtlich hervorragende Zusammenpassen und perfekte Zusammenspiel linker und rechter Puritanie und Prüderie, das sich zum herrschenden lustfeindlichen Menschenbild gemausert hat.

Fassade und dahinter gähnende Leere

Zusammenfassend sei gesagt: Der Mensch, das Individuum ist in unserer Gesellschaft gezwungen, eine Fassade aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Gefühle, Sehnsüchte, Schwächen, Offenheit und Ehrlichkeit sind nicht funktional und deshalb nicht opportun. Hinter dem Schein der schmucken funktionalen Fassade verbirgt sich mehr und mehr eine gähnende Leere.

Es fehlt auch diesbezüglich fast jegliches utopische Denken über den sytemimmanenten kapitalitischen Horizont hinaus. Für die meisten – auch für viele, die sich als Linke bezeichnen – sind die kapitalistischen Entfremdungserscheinungen unumstößliche Tatsachen. Sich vorzustellen, daß es unter anderen Bedingungen keine oder wesentlich weniger Entfremdung, wesentlich weniger tödliche Zerstörung von Mensch und Natur geben würde, dazu fehlt der Mut und die Kraft des Denkens, des Fühlens und Handelns. Es geht dabei nicht einmal um die Lösung vielleicht noch ungelöster Probleme, denn für die meisten Probleme – den Hunger in der Welt, die Umweltzerstörung, die Armut etc. gibt es genug Lösungen, die einfach nur umgesetzt zu werden bräuchten. Das Wissen, das Geld, die Möglichkeiten sind vorhanden, es fehlt lediglich an Willen. Dies nicht zu tun und dies nicht einmal zu fordern – wie die meisten Grünen oder auch Linken – nennt Baptist Metz „die zweite Unmündigkeit". Es scheint bequemer und lukrativer zu sein, sich der Macht des Faktischen zu unterwerfen.

Es grassiert der Wunsch, kein – handelndes, veränderndes – Subjekt mehr sein zu müssen –, sei es postmodern, als Zersetzung, Partikularisierung bis hin zur Molekularisierung des Ich, oder sei es durch Aufhebung in einer Ganzheit, wie es dem holistischem Denken der New-Age- und Esoterik-Bewegung entspricht.[24] Klaus Ottomeyer sieht diesen Wunsch nach ganzheitlicher Aufhebung des Subjekts auch als eine Folge des „Verlusts der Dialektik in unserem wissenschaftlichen Denken. (...) Nachdem in der westlichen Kultur jahrhundertelang vorwiegend mit undialektischen Subjekt-Objekt-Trennungen operiert wurde: der Trennung von Mensch und umgebender Natur, der Trennung von (bürgerlichem) Individuum und Gesellschaft, der Trennung von Wissenschafts-Subjekt und Wissenschafts-Objekt, wird nun die verbindende Beziehung zwischen den Polen, die Seite der Identität wiederentdeckt. Das geschieht aber so abstrakt, so sehr als extreme Rückschlagbewegung des Pendels, daß ein illusionäres, symbiotisch gefärbtes Identitätsdenken dabei herauskommt, das immer noch die Merkmale der Entfremdung aufweist."[25]

Gerade auch bei Linken macht sich die Subjekt-Objekt-Trennung, die sogenannte „Kopflastigkeit" der Intellektuellen – für mich oft schmerzlich – bemerkbar: „Mit großer Beflissenheit entwerfen wir Modelle für zukünftige gesellschaftliche Strukturen, in denen sich unsere Bedürfnisse optimal verwirklichen lassen. (...) Sprachlosigkeit herrscht (jedoch) oft, wenn es ums Naheliegende geht – unseren Körper mit seinen Bedürfnissen –, als würden Dialektik und Materialismus hier plötzlich außer Kraft gesetzt sein", meint Martin Panholzer und fordet im Sinne Irmtraud Morgners „eine Belebung des *subjektiven Materialismus*, der die umgebende Natur bzw. Gesellschaft nicht als dem Individuum fremdes Material ausfaßt, das analysiert und beherrscht wird, sondern das Subjekt als Teil der Materie und somit eingebunden verantwortlich erkennt."[26]

Ich finde es zuwenig, auf die Kommerzialisierung, auf den buchstäblichen Ausverkauf von Sexualität, auf Frauenfeindlichkeit und auf Gewalt nur mit einer neuen Prüderie, mit einer neuen Sexualfeindlichkeit zu reagieren. *Öffentliche erotische Gegenentwürfe*[27] möchte ich den aktuellen Schmutz- und Schundkampagnen entgegenstellen. In diesem Sinne plädiere ich für eine *sinnliche Vernunft*, die das Bedingte schmerzlich erkennt und die Kraft hat, das Unbedingte zu denken, zu fühlen – die uns beginnen läßt, dieser Utopie zu einer Daseinsberechtigung zu verhelfen. ■

Dr. Maria WÖLFLINGSEDER hat Pädagogik und Psychologie studiert. Arbeitsschwerpunkt New-Age-, Esoterik- und Biologismus-Kritik.

Anmerkungen

1 Robert Zöchling: Postmodernes Roulette, in: »Weg und Ziel« 4/1994
2 Bernhard Fetz bezugnehmend auf Günther Anders: Handbuch der Lüge, in: »Falter« 28/1992
3 Vgl. Sibylle Fritsch, Kurt Langbein: Land der Sinne – Die große Analyse: Liebe, Sex und Partnerschaft, Wien 1991
4 Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/M. 1990, S. 21
5 Ebd., S. 37
6 Ebd., S. 21
7 Ebd., S. 21 und S. 49
8 Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch, Neuwied/Berlin 1967
9 Ernest Borneman: Sexuelle Marktwirtschaft, Wien 1992, S. 57
10 Klaus Ottomeyer: Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen – Soziales Verhalten im Kapitalismus, Reinbek 1977, S. 137f. Dieses seit geraumer Zeit vergriffene Buch hat eine für heutige Verhältnisse erstaunliche Auflage von 50.000 bis 100.000 Exemplaren erreicht.
11 Erich Fromm: Das Menschenbild bei Marx, Frankfurt/M./Berlin 1988, S. 57f.
12 Günther Jacob: Etwas Besseres als die Nation, in: »Volksstimme-Spezial« 17. 11. 1994
13 Eine qualitative »Profil«-Umfrage (Inst. f. Motivforschung) zum Thema „Lust und Unlust" im Dezember 1988
14 Vgl. Fritsch, Langbein, a. a. O.
15 Vgl. z. B. Philippe Aries, André Béjin, Michel Foucault u. a.: Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit – Zur Geschichte der Sexualität im Abendland, Frankfurt/M. 1986
16 Linda Grant: Versext – Die sexuelle Revolution: Geschichte und Utopie, Hamburg 1994, S. 297
17 André Béjin, in: Aries et al, a. a. O., S. 199
18 Linda Grant, a. a. O., S. 296
19 Cora Stephan: Tugendterror, in: »Falter« Nr. 42/1994
20 Monika Treut im Filmprospekt des Filmhauses Stöbergasse zum Film „Female Misbehavior", Stöberinfo Nr. 317, Wien
21 Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit, Frankfurt/M. 1983, S. 12
22 Sibylle Fritsch: Zeit der Schamlosigkeit, in: »Profil« 8. 11. 1993
23 Vgl. Günther Anders: Gewalt – Ja oder Nein, München 1987
24 Vgl. Cornelia Klinger: Abschied von der Emanzipationslogik? Manuskript, Wien o. J.
25 Klaus Ottomeyer: Verdiente Strafe für die Sünden der akademischen Psychologie, in: »Psychologie heute« Jänner 1991
26 Martin Panholzer: Sinnliche Vernunft, in: »Unitat« 4/1992. (Vergleiche auch Rezension der Romane von Irmtraud Morgner in diesem »Weg und Ziel«-Heft)
27 Diese wurden etwa noch in folgendem Buch gefordert: Josef Christian Aigner, Rolf Gindorf (Hg.): Von der Last der Lust – Sexualität zwischen Liberalisierung und Entfremdung, Wien 1986.

Gewaltdarstellungen, zu denen besonders intensive Formen des Kannibalismus und die sadistische Schändung von Frauen gehört, überschwemmt.[17] Filme dieser Art werden zu Dutzenden und Hunderten in der Bundesrepublik von den privaten Medienanstalten ausgestrahlt und in den Videotheken bereitgehalten. Es sind vielleicht 20 Prozent der bundesrepublikanischen Bevölkerung, die sich in diesen Bereichen der Alltagsrealität bewegen, regelmäßig solche Produkte konsumieren. Noch beträchtlicher ist der Anteil von Kindern und Jugendlichen, die sich „Der dunklen Seite des Bösen" (so ein Titel) aussetzen oder Filme mit dem Etikett „Killing Machine" ansehen. Je nach Altersstufe und Schulform sind es 20 bis über 50 Prozent aller Schüler und Schülerinnen, die – oft regelmäßig – mit diesen Produkten in Berührung kommen. Vor allem aber existieren kaum Altergrenzen mehr: Mindestens ein Drittel aller Kinder unter 10 Jahren haben Zugang zu solchen Machwerken und tagtäglich sitzen mehr als 650.000 Kinder unter 13 Jahren noch nach 23 Uhr vor den Fernsehgeräten.

Die unmittelbaren Auswirkungen solchen Fernsehkonsums sind bei Kindern und Erwachsenen ähnlich, nur sind die jungen Zuschauer diesen Angriffen auf ihre psychische Stabilität wesentlich ungeschützter ausgesetzt: „Auf die Frage, wie es ihnen beim Ansehen von Fernsehsendungen und Videofilmen und danach ergangen ist, gaben die 6- bis 8jährigen unter anderem an, daß ihnen heiß geworden ist (42,9 Prozent), ihr Herz wild geschlagen hat (34,6 Prozent), sie aus dem Zimmer gelaufen sind (26,8 Prozent), nicht schlafen konnten (47,1 Prozent), nachts geschrien und geweint haben (21,5 Prozent). Die physischen und psychischen Belastungen, denen sich Kinder und Jugendliche aussetzen bzw. denen sie ausgesetzt werden, erreichen bei vielen ein unerträgliches Maß. Nach dem Ansehen von brutalen und bestialischen Filmen wacht so manches Kind nachts auf, sieht die schrecklichen Bilder wieder vor sich, weint und schreit, läuft, von Ängsten erfüllt, durch die Zimmer und kann lange nicht beruhigt werden. Dieser Zustand hält mitunter Tage an. Ein psychisches Trauma ist eine starke seelische Verwundung, für die soviel psychische Energie verbraucht wird, daß der Betreffende in dieser Zeit zu kaum etwas fähig ist."[18]

Weltflucht

Diese Tendenzen sind nur die auf der öffentlichen Bühne sichtbaren Indizien für die Existenz eines breiten Stromes irrationalistischer Bedürfnisse und rückwärtsgewandter Orientierungen, der Wirkungsmächtigkeit regressiver Tendenzen und der Realität psychosozialer Verfallserscheinungen in den „hochentwickelten" Ländern. „Ob wir an Philosophie oder Literatur, die bildende Kunst, den Film, den Medienbereich insgesamt denken. Horror, Grauen und Ausweglosigkeit sind Qualitäten, welche ‚die ernste' Kunst ebenso wie Unterhaltungsindustrie und triviale Formen beherrschen ...; bei größtem Unterschied in Qualität und vom verzweifelten Aufschrei bis zur bewußtlosen Affirmation von Schrecken und Untergang oder zur zynischen Apologie von Gewalt und Vernichtung."[19] Regressionstendenzen dominieren fast alle soziokulturellen Bereiche.

Regression ist eine Form der Weltflucht, der Versuch, Erlebniszustände zu realisieren, die den Druck und die Bedrängnisse der Gegenwart vergessen lassen. Während mythologische Reminiszenzen noch dem Bedürfnis nach einer „Erklärung" der Welt entsprechen, handelt es sich bei der psychischen Regression im engeren Sinne um den Rückzug auf einen Zustand ursprünglicher Unmittelbarkeit, auf eine frühere, weniger komplexe psychische Ebene. Regressive Bedürfnisse stellen sich dann ein, wenn eine Verarbeitung der Lebenssituation mit den zur Verfügung stehenden Erfahrungswerten nicht mehr möglich ist: „Die Ablösung von bekannten Lebensformen [aber] ... muß elementare Angst aktivieren. Je weniger die alten Verhaltensweisen Sicherheit zu geben vermögen, desto stärker die regressiven Tendenzen und in ihnen der Durchbruch primitiver Triebäußerungen, insbesondere aggressiver Art."[20]

Durch den Konsum von angst- und spannungserzeugenden Produkten der „Kulturindustrie" setzen sich die Menschen bewußt Schock- und Angstzuständen aus, die als gewünschten Effekt die Überlagerung des psychosozialen Spannungsdrucks hervorrufen. Stimuliert werden Erlebnisweisen, die nicht nur jenseits jeglicher empirischer Verankerung existieren, sondern auch dadurch gekennzeichnet sind, „daß der Kontakt zum ich-kontrollierten Tagesbewußtsein und seinen Anpassungsdesideraten abreißt und die Psyche in den Gefilden des Unbewußten versinkt. Sie wirken desintegrativ und destruktiv, indem sie Verschiebungen von der Sekundär- zur Primärorganisation der Psyche verursachen."[21] Durch die mediale Erzeugung des Alptraums und streßförmiger Spannungszustände dominiert das Irrationale über die normalerweise rational strukturierten Lebensbezüge: „Das Ich kapituliert vor dem Ansturm primitiver Triebe und Affekte."[22]

Vor-Rationalität

Der Regressionsmodus entlastet die Psyche zwar unmittelbar, ermöglicht die temporäre Flucht vor den bedrohlichen und angsterzeugenden Wahrnehmungen, aber nur um den Preis einer Aushöhlung des Selbstbewußtseins und Schwächung der personalen Identität. Die Konsequenz ist eine fortschreitende Schwächung des Ichs, der kaum noch individualpsychisch stabilisierende Kräfte entgegengesetzt werden können. Der erstrebte Zustand der Vor-Rationalität schlägt um in einen manifesten Irrationalismus und führt zu einer fortschreitenden psychischen Erosion. Beeinträchtigt in diesem Zustand sind „die Befähigung zum sprachlich-symbolischen Ausdruck, zur Realitätsprüfung von Erfahrungen und Meinungen, zur Beherrschung und Steuerung triebabhängiger Impulse, zur Bewältigung von äußeren Problemlagen, zur konstruktiven Verarbeitung und Nutzung von Erkenntnissen, überhaupt zur angemessenen Orientierung in der empirisch vorgegebenen Welt".[23]

Durch die Flucht in die Irrationalität und das Regressiv-Erlebnishafte liefern sich die Individuen dem herrschenden „Realitätsprinzip" und seiner zerstörerischen Dynamik vollends aus. Durch die „Umsetzung des gesellschaftlichen Prozesses ins Erlebnismäßig-Psychologische"[24] werden nicht nur die Ich-Instanzen geschwächt, sondern es reduzieren sich auch die psychisch-intellektuellen Verarbeitungs- und Abwehrkräfte. Das Resultat ist eine Formierung der Psyche, die sie für reaktionär-kollektive Appelle ebenso anfällig macht, wie für für mythisch-irrationale Weltbilder. Solche Dispositionen der Massenpsyche zu instrumentalisieren hat der historische Faschismus in „meisterhafter" Weise verstanden! ■

Karin SEPPMANN und Dr. Werner SEPPMANN leben und arbeiten in Haltern, Deutschland. Werner SEPPMANN ist Sozialwissenschaftler.

Anmerkungen

1 W. Glogauer, Die neuen Medien verändern die Kindheit, Weinheim 1993, S. 115

2 Vgl.: W. Seppmann, Krise Irrationalismus und Gewalt, in: Sozialismus, H. 9, 1993

3 Vgl.: W. Seppmann, Medien – Bewußtsein, in: Marxistische Blätter, H. 1/1993

4 H. Steinert/ I. Karazman-Morawetz, Gewalterfahrungen Jugendlicher, in: H.-U. Otto/ R. Merten (Hg.), Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch, Opladen 1993, S. 150

5 Vgl.: H.-G. Jaschke; Fremdenfeindlichkeit, Rechtsextremismus und das Fernsehen, in: Institut für Sozialforschung (Hg.), Aspekte der Fremdenfeindlichkeit, Frankfurt/M. 1992

6 K. Otten, Geplante Illusionen, Frankfurt/M. 1989, S. 40

7 Von kaum zu unterbietender Dürftigkeit ist die Verharmlosung der medialen Gewaltdarstellungen mit dem Argument, sie würden Agressionsneigungen abbauen und Gewaltbedürfnisse kompensieren. So wenig wie unmittelbar aus den Gewaltbildern das Gewalthandeln resultiert, so wenig kann eine Agressessionsneigung durch Mediengewalt umgeleitet werden. In beiden Fällen vermittelt sich das konkrete Handeln durch eine Reihe sozialer Einflußfaktoren und individueller Dispositionen (zu denen als ein Element dann auch die medial stimulierten Nachahmungseffekte gehören).

8 W. Glogauer, a.a.O., S. 112

9 Bis zu seinem 18. Lebensjahr wird der junge US-Amerikaner mit 200.000 fernsehübermittelten Gewaltakten, darunter fast 60.000 Morden und Mordversuchen konfrontiert.

10 Vgl.: Der Spiegel, Nr. 3, 1994, S. 74

11 W. Glogauer, a.a.O., S. 112

12 W. Glogauer, a.a.O., S. 19

13 U. Zöllner, Die Kinder vom Zürichberg. Was der Wohlstand aus unseren Kindern macht, Zürich 1994, S. 27

14 Ebd., S. 14

15 W. Glogauer, a.a.O., S. 30

16 H. Heuermann, Medienkultur und Mythen. Regressive Tendenzen im Fortschritt der Moderne, Reinbek 1994, S. 49

17 Worum es bei dieser Kategorie der „Film-Kunst" geht, wird plastisch in einem staatsanwaltlichen Ermittlungsbericht über den Film „Tanz der Teufel" geschildert: „Die fünf College-Studenten Ash, Linda, Scott, Shelly und Cheryl suchen ein einsam gelegenes Wochenendhaus auf. Dort werden sie von unerklärlichen Erscheinungen genarrt. Sie wollen den Dingen auf den Grund gehen und finden im Keller ein in Menschenhaut gebundenes Buch, das mit Blut beschrieben ist, und ein Tonband mit der Stimme eines lange vermißten Archäologen, der in einer fremden Sprache die Kräfte des Waldes beschwört. Sie ahnen nicht das Verhängnis, das sie verursachen, als sie in ihrer Neugierde dem Tonband lauschen: Der Wald wird lebendig, und die Katastrophe bricht mit aller Gewalt über die jungen Leute in der Weise herein, daß sie sich gegenseitig verfolgen und ums Leben bringen. Zunächst verläßt Cheryl nachts den Schutz der Hütte und wird vom lebendig gewordenen Ast mißbraucht. Ein Ast bohrt sich in die Scheide ... Inzwischen verändert sich das Wesen der beteiligten Frauen. Die Veränderung ist äußerlich sichtbar, da das Gesicht fratzenhafte, maskenartige Form annimmt; darüber hinaus ist zum Zeitpunkt der Veränderung das Wesen sämtlicher weiblicher Personen in der Weise verändert, daß sie ausschließlich darauf bedacht sind, die männlichen Gruppenmitglieder zu töten ... Die „Rahmenhandlung" wird durch eine fortgesetzte Wiederholung von Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten gegen Menschen in 90 Minuten gezeigt. Der gesamte Film ist darauf bedacht, in Nahaufnahmen großformatig vorzuführen, wie Menschen andere Menschen grausam quälen und töten. Als besonders grausam und unmenschlich sind folgende Szenen zu betrachten: In einer Nahaufnahme wird großformatig vorgeführt, wie mit einem scharfen Messer ein Schnitt durch den Unterschenkel bis hin zum Knöchel gemacht wird. Dabei tritt aus der klaffenden Wunde eine große Menge Blut heraus ... In einer anderen Großaufnahme wird gezeigt, wie der Kopf einer weiblichen Besessenen in Brand gerät und die Gesichtshaut dabei verbrennt. In einer weiteren Szene wird gezeigt, wie die Männer mit einer Axt den Körper von Shelly zerstückeln, die Gliedmaßen weiter zucken, große Mengen Blutes heraustreten, eine nicht definierbare weiße Flüssigkeit aus den Körperöffnungen und den Wunden des zerstückelten Körpers dringt." [Zitiert nach: W. Glogauer, a.a.O., S. 76f.]

18 W. Glogauer, a.a.O., S. 89. Es muß auch berücksichtigt werden, daß viele „Kinder und Jugendliche Horrorfilme, brutale Action-Filme und andere Schocker regelmäßig und über Jahre hinweg anschauen, manche Titel gleich zwei-, dreimal hintereinander. Streß und Angst werden dann bei vielen zum Dauerzustand." [Ebd., S. 90] Vgl.: H. Hopf, Traumatische Wirkungen von Horror- und Gewaltdarstellungen, in: Lehrerzeitung Baden-Würtemberg, Nr. 21, 1985

19 Th. Metscher, Herausforderung dieser Zeit. Zur Philosophie und Kunst der Gegenwart, Düsseldorf 1989, S. 15f.

20 A. Mitscherlich, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München 1973, S. 25

21 H. Heuermann, a.a.O., S. 34

22 Ebd.: Das Ich „dankt sozusagen als Souverän des Geistes ab. Seine Affekt- und Realitätskontrollen brechen zusammen. Eine Destabilisierung normaler triebökonomischer Verhältnisse tritt ein, und eine Depersonalisierung des Lebensgefühls macht sich breit. Der strukturierte Aufbau und funktional sinnhafte Zusammenhang der psychischen Prozesse geht verloren. Das raumzeitliche Ordnungsgefüge als empirische Basis moderner Lebensführung gerät ins Wanken. Die das normale Realitätsbewußtsein konstituierenden und die Stabilität des Ich gewährleistenden Funktionen werden zerstört. In der Ontogenese längst überwundene Erlebnis- und Verhaltensweisen aus der Phylogenese (wie Zähnefletschen zur Feindabwehr, Defäkieren als Geste der Mißachtung, Halluzinieren von Bewußtseinsinhalten) tauchen wieder auf und versetzen die eventuell noch gesunden Anteile der Persönlichkeit in Scham, Ekel oder Schrecken. Die domestizierten und differenzierten Triebkräfte wandeln sich in rohe, undifferenzierte Energie zurück. Das gesammte Weltbild des Menschen deformiert sich, bekommt eine labile, primitive, diffuse Struktur, von der praktisch alle biopsychischen Funktionen von der Wahrnehmungs- und Denkfähigkeit, über Orientierungs- und Urteilsvermögen, Antrieb und Motorik bis zu vegetativen Programmen und hormonellen Abläufen tangiert sein können." [Ebd., S. 34f.]

23 H. Heuermann, a.a.O., S. 36

24 L. Kofler, Der asketische Eros. Industriekultur und Ideologie, Wien 1967, S. 211: „Indem die Innenwelt infolge ihrer unbewußten Abhängigkeit von der Außenwelt total von deren fetischisierten und im seelischen Bereich zu morbiden und pathologischen Erlebnismomenten umgewandelten Tendenzen besetzt und bestimmt wird, wird diese Innenwelt unvermittelt zu einem Hebel der Selbstreproduktion des verdinglichten Prozesses, wird die so geartete Versubjektivierung des einzelnen zu einer wesentlichen Voraussetzung der Verdinglichung des Ganzen." [Ebd., S. 214]

Medien, Irrationalismus und Gewalt

Karin SEPPMANN
Werner SEPPMANN

Der beträchtliche Anstieg alltäglich erlebter Gewalt ist in den neunziger Jahren zur Signatur aller entwickelten Industrieländer geworden. Rechtsradikale Gewaltexzesse und eine sprunghaft angestiegene Gewaltkriminalität verdichten sich mit einem rauher gewordenen sozialen Klima und dem Auftreten gewaltbereiter Jugendlicher zu einem beunruhigenden Gesamtbild.

In den Metropolen des Kapitalismus ist eine zunehmende Entzivilisierung in zentralen gesellschaftlichen Bereichen nicht zu übersehen. Sowohl die rechtsradikalen Gewalttäter, als auch aggressive Schulkinder scheinen keine Hemmschwellen mehr zu kennen und ein Ende der Gewalteskalationen scheint noch lange nicht absehbar zu sein. Die Frage nach den Ursachen beschäftigt Psychologen und Politiker, Kriminalisten, Soziologen und Journalisten gleichermaßen. Doch dominieren bei den Erklärungsversuchen für die regressiven, antizivilisatorischen Erscheinungen und der Konjunktur der Gewalt Interpretationsmodelle, die den prinzipiellen Fragen aus dem Wege gehen. Auch wenn das Problem nicht auf individuelles Fehlverhalten reduziert wird, gelangt nur selten das Verhältnis der Gewalterscheinungen zur soziokulturellen Geamtsituation in den Blick. Meistens werden Teilaspekte behandelt oder die Aufmerksamkeit auf vordergründige Analogien konzentriert. Aus der offensichtlichen Parallelität von immer häufigeren Gewaltdarstellungen in den Fernsehprogrammen und der realen Gewaltzunahme auf der Straße, im Wirtschaftsleben, den Fußballstadien, in der Schule und anderswo wird der eindimensionale Schluß, von der ursächlichen Verantwortung des Medienapparates für den beunruhigenden Zustand gezogen: So heißt es beispielsweise in einer Untersuchung über den Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen: „Parallel zur gestiegenen Verbreitung von Mediengewalt nehmen die gewalttätigen Handlungen von Kindern und Jugendlichen in Schulen und in der Öffentlichkeit zu, worüber inzwischen in Berichten von Polizeibeamten, Jugendämtern, Kindergärten, Schulen, Jugendrichtern, Bewährungshelfern und anderen in großer Zahl vorliegen.“[1]

Aggressive Disposition im Kapitalismus

Zwar darf zum Verständnis der Gewalt als soziales Phänomen die Form ihrer medialen Aufbereitung und Präsentation nicht außer acht gelassen werden. Jedoch ginge es am Kern der Sache vorbei, die Eskalation von Gewalt und das Anwachsen der Brutalität als bloße Nachahmungseffekte der „Medienkultur“ zu interpretieren.[2] Sicherlich spielt innerhalb des Komplexes der gesellschaftlichen Gewalt auch ihre mediale Präsentation und die inflatorische Verbreitung von Aggressionsdarstellungen eine Rolle. Sie fördern die Gewöhnung an die Gewalt und haben ihren spezifischen Anteil an der verbreiteten Entsensibilisierung gegenüber den verschiedenen Gewalterscheinungen. Von den aggressionsbestimmten Vorbildern gehen Nachahmungseffekte aus und sie lassen die Gewalt als eine selbstverständliche Form der Konfliktbewältigung erscheinen. Trotzdem liegt in der medialen „Gewaltkultur“ sicherlich nicht die Ursache für die beunruhigende Zunahme der verschiedenen Formen des aggressiven Verhaltens. Der „Erfolg“ der medialen Vorbilder läßt aber sowohl auf die Existenz entsprechender rezeptiver Bedürfnisse, wie auch auf die soziale „Akzeptanz“ von Gewalt schließen.

Liegen die aktuellen *Anlässe* der gesteigerten Konfliktbereitschaft und des vermehrten Gewalthandelns in den sozio-ökonomischen Umbruch- und Krisenprozessen, der existentiellen Verunsicherung der Menschen durch die Zerstörung biographischer Perspektiven und die Entwertung beruflicher Qualifikationen, der Ausbreitung von sozialer Unsicherheit und Angst, so ist als tiefere *Ursache* die gewaltförmige Strukturierung der „Leistungsgesellschaft“ zu begreifen: Aggressive Dispositionen und Gewalt sind dem Kapitalismus ein Lebenselixier. Andere zu überholen, zu übervorteilen und auszugrenzen ist die Grundbedingung der individuellen Existenz; der strukturell vermittelte Zwang zur Konkurrenzorientierung und Leistungsdynamik, das Geheimnis der vielgerühmten „Flexibilität“ und „Leistunsfähigkeit“ des Kapitalismus.

Individuelle Gewalt unter diesen Existenzbedingungen kann aus vielen Ursachen resultieren und ist von einem ganzen Komplex von Faktoren und Einflüssen abhängig. Immer häufiger jedoch ist sie als Reaktion auf eine unverstandene und als bedrohlich erlebte Welt, als ein Reaktionsversuch auf Statusunsicherheiten und subjektive Ohnmachtsgefühle zu interpretieren. Gerade für jugendliche Gewalttäter ist das aggressive Verhalten sowohl eine Form des spontan-irrationalen Protestes, als auch der verzweifelte Versuch, in einer zur Hilflosigkeit verurteilten Lebenssituation, ein (wenn auch in entfremdeter Form) „tätiges“ Verhältnis zur sozialen Umwelt herzustellen und die innere Leere durch künstlich herbeigeführte Spannungszustände zu überwinden.

Solche Erscheinungen des sozialen Verfalls sind in der zu beobachtenden Massierung nur durch die Dominanz eines entfremdeten Gesellschaftsbildes, einer weitgehenden Bewußtlosigkeit über die Grundbedingungen der eigenen Existenz und somit der Unfähigkeit zur Artikulation der eigenen Interessen möglich. Bei dieser Formierung verzerrter Weltbilder, eines falschen Bewußtseins aber, besitzt der Medienapparat eine Rolle, die viel schwerer wiegt als seine möglichen Stimulationswirkungen auf die gewaltförmig Handelnden.

Medialer Manipulationsmodus

Der mediale Manipulationsmodus besteht in der Zergliederung der Realität in scheinbar zusammenhanglose Episoden und Ereignisse. Themen und Bilder werden so präsentiert, daß Ursachen und Verbindungslinien ausgeblendet, Ereignisse zusammenhanglos aneinandergereiht oder in ein sach-

fremdes Schema gepreßt werden.[3] Diese Darstellungsformen von Problemen und Sachfragen korrespondieren mit der falschen Konkretheit des Alltagsbewußtseins und dem fragmentarischen Charakter seiner Weltsicht. Durch den Zerfall klassenspezifischer Erfahrungsformen und Orientierungschancen (bei gleichzeitiger Fortexistenz der klassenförmigen Vergesellschaftung!) des historischen Erinnerungsvermögens beraubt, sind die Menschen den massenmedialen „Interpretationsangeboten" hilflos ausgeliefert.

Die Medienstrategen kalkulieren mit dem zerstörten sozialen Erinnerungsvermögen der Menschen und konzentrieren sich darauf, ihnen als Ersatz „Erlebnisse" anzubieten. Zusätzlich gleichen sich, durch die forcierten Kämpfe um werbeträchtige Einschaltquoten, die Informations- und Unterhaltungsprodukte immer stärker an: In dem Maße wie sich die Aufarbeitung von Nachrichten und Informationen dem Standard der „Unterhaltungssendungen" annähert, werden unterhaltende und kurzweilige Programmangebote immer häufiger nach den Gesichtspunkten der Sensation und der vordergründigen Spannung gestaltet. Primäre Absicht ist es, Aufmerksamkeit und Zustimmung zu provozieren.

Das Ergebnis ist die Festschreibung der verdinglichten und entfremdeten Bewußtseinsstrukturen: Künstliche und lebensfremde Bilderwelten überlagern die Erfahrungen und zusammenhanglose Eindrücke besetzen das Bewußtsein. Das vorherrschende Bild von einer ebenso chaotischen, wie fremden Welt, wird noch einmal „bestätigt", eine Anregung zum Verständnis sozialer Zusammenhänge und den eigenen Lebensproblemen wird nicht vermittelt. Insbesondere die Präsentation von Gewaltereignissen in ihrer unvermittelten Faktizität ist ein bewährter Manipulationsmodus, „um von inhaltlichen Zielen und Konflikten nicht reden zu müssen".[4]

Durch diese massenmediale Bewußtseinsformung wird nicht nur eine dem kapitalistischen Herrschaftssystem adäquate Sichtweise durchgesetzt, sondern auch „ungleichzeitigen Bewußtseinsformen" wie Fremdenhaß, Nationalismus, sozialen und rassistischen Vorurteilen das Feld bereitet.[5] Denn die Verhinderung des Begreifens ist ebenso das *Resultat* der medialen Bewußtseinsformung, wie es gleichermaßen das *Ziel* demagogischer Weltbilder ist. Es ist eine psychische Zwangsläufigkeit, daß „die Abergläubigkeit der Massen immer größer wird, je mehr sie ... von der Welt der Tatsachen sich deren Illusionen zuwenden, statt ihrer Wirklichkeit."[6] Es gehört deshalb zur Dialektik der Manipulation, daß zwischen der systematischen Desinformation und der Reaktivierung menschenverachtender Vorurteile nur graduelle Unterschiede bestehen. Denn das durch den Medienapparat fragmentarisierte Weltbild setzt Vorurteilen und demogogischen Verkürzungen keinen Widerstand entgegen, sondern neigt dazu, den Sündenbocktheorien und den fremdenfeindlichen Parolen Glauben zu schenken.

Nachahmungseffekt

In dieser Situation der organisierten Uninformiertheit und gesellschaftlichen Bewußtlosigkeit besitzen die vorgesetzten Bilderwelten für die Ausbildung von Gewaltorientierungen eine „formierende" Rolle. Gewalt in den sogenannten unterhaltenden Programmen (Krimi- und Action-Filme, aber nicht nur darin) erscheint als legitime (und in der inszenierten Scheinwelt auch funktionierende) Form der Konfliktbereinigung. Und je hilfloser der Zuschauer seine eigene Lebenssituation erlebt, um so stärker kann er sich mit dem Pseudoaktivismus des Film-„Helden" identifizieren, der mit einigen Faustschlägen oder Pistolenschüssen die Hindernisse aus den Weg räumt und unbeirrbar seinen Weg geht.[7] Die Faszination, die auf diese Weise von der medialen Gewalt ausgeht, hilft die alltäglichen Gewalterfahrungen zu „verarbeiten" und die eigenen Ohnmachtsgefühle zu betäuben. Die Gewaltphantasien und die Identifikation mit dem gewaltförmigen Handeln sind eine spontane Reaktion auf die alltägliche Konfrontation mit der (strukturellen) Gewalt und der dabei erfahrenen Überforderung und Hilflosigkeit.

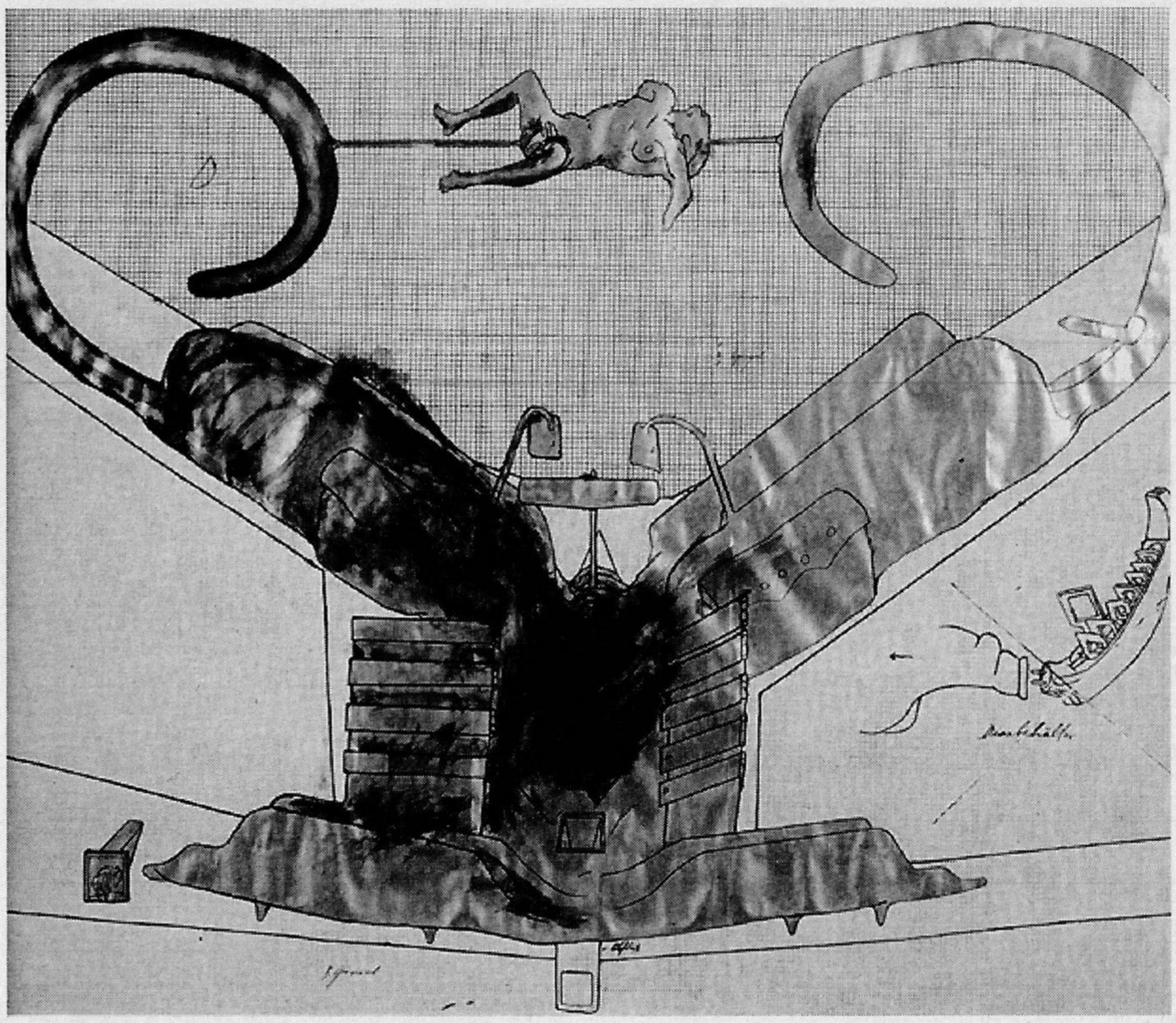
Bei der Massierung der Gewaltdarstellungen in den Unterhaltungsmedien sind Gewöhnungs- und Nachahmungseffekte unvermeidlich (ohne daß hierin, um das nochmals zu betonen, aber schon das zentrale Problem gesellschaftlicher Gewalteskalation liegt): „In fast der Hälfte aller Fernsehprogramme wird zumindest einmal aggressives Verhalten oder Bedrohung in irgendeiner Form dargestellt."[8] In der Tendenz nähert sich der Fernsehzuschauer in Deutschland bei einem fersehtäglichen Angebot von 70 Morden und fast 3000 wöchentlichen Gewaltakten dem US-amerikanischen Standard an.[9] Nach aktuellen Untersuchungen erleben bundesrepublikanische Kinder alleine in ihren ersten zwölf Lebensjahren 14.000 Tötungsdelikte auf dem Bildschirm.[10] Die Zahlen in den anderen mitteleuropäischen Ländern, die mit privaten Fersehanstalten gesegnet sind, dürften ähnlich aussehen. Das Ergebnis ist eine emotionale Abstumpfung und die Gewöhnung an gewaltbestimmte Verhaltensweisen als eine selbstverständliche, nicht mehr zu problematisierende Form der individuellen und kollektiven Konfliktbewältigung.

Doch bleibt es unter Bedingungen einer mediengeprägten Alltagswirklichkeit der Heranwachsenden nicht bei einem (im Normalfall mehr oder weniger distanzierten) Rezeptionsverhältnis. Denn Kindern und Jugendlichen stehen elektronische „Spielzeuge" zur Verfügung, mit denen Gewalthandlungen analog der filmischen Vorgaben nachgeahmt werden können. Der Gewaltdarstellung im Fernsehen und auf Video entsprechen „die primitiv-gewalttätigen Programme für den Game Boy".[11] Unter starker emotionaler Beteiligung werden gewaltförmige Verhaltensweisen zum Beispiel durch „Batmann"- und „Karate"-Videospiele, in denen die Eliminierung der Gegner und die Gewaltattacken konkretisiert werden, bis zur Perfektion „eingeübt". Attackiert werden müssen, gemäß der Videovorgaben, die empfindlichsten Körperteile, die Schläfe, die Kinnspitze, Halsschlagader, Kehlkopf usw.

Verwahrlosung

Bei der Betrachtung der Rolle der medialen Gewaltinszenierungen für die soziale Gewöhnung an Gewalt und ihrer negativen Vorbildfunktion sollten aber nicht die anderen Effekte der „Medienwirklichkeit" aus dem Blick geraten, die für die nachwachsenden Generationen nicht minder prägend sind und die irrationalen Reaktionsmuster in den sozialen Interaktionen erst „fundieren". Wenn auch psychologisch auf einer anderen Ebene angesiedelt, können wir schon bei Kindern, die den medialen Einflüssen ausgesetzt sind, ähnliche Konsequenzen für ihr Wirklichkeitsverständnis beobachten, wie wir sie schon bei der Bewußtseinsformung von Erwachsenen beschrieben haben.

Auch jenseits der Gewaltbilder sind die kognitiven, affektiven und sozial interaktiven Einflüsse mit desorientierender Tendenz beträchtlich, zumal die Kinder, die einen ungehinderten Zugang zum Fernsehen und zum Videorecorder haben und die Zeitspanne, die sie (oft alleine) mit dem „Medienkonsum" verbringen immer länger wird. Für viele Grundschüler ist die Fernsehzeit länger als die Schulzeit und 20 Prozent von ihnen verbringen wöchentlich mehr als 40 Stunden vor den Bildschirmen. Für Hunderttausende von Kindern existieren beim Fersehkonsum



Bruno Gironcoli, Entwurf, 1974

weder zeitliche noch inhaltliche Reglementierungen und „bedenklich ist der hohe Anteil der Kinder, die allein vor dem Fernseher sitzen ... Werden Orientierungs- und Beurteilungshilfen über Jahre hinweg nicht gegeben, müssen zwangsläufig die Vorgaben des Fernsehens ausschlaggebend werden."[12] Bei diesen sozialen Erscheinungen handelt es sich natürlich nicht um eine unvermeidliche Konsequenz aus einer medialen Beherrschung des Alltags im Sinne einer „Verselbstständigung der Technik", sondern sie ist Ausdruck fundamentaler soziokultureller Veränderungen.

Viele Kinder sind schon in jungen Jahren auf sich alleine gestellt und verwahrlosen, weil beide Eltern, wenn der nötige Lebensunterhalt erwirtschaftet werden soll, einer Berufstätigkeit nachgehen müssen, ohne daß im außreichenden Maße soziale Einrichtungen zur Versorgung der Kinder zur Verfügung stünden. Wenn auch aus anderen Gründen, sind ähnliche Entwicklungen ebenfalls in gutsituierten Mittelschichtfamilien zu beobachten. Dort ist es jener, von der akademischen Soziologie mit dem Begriff „Individualisierung" verschleierte Prozeß der sozialen Verunsicherung und Vereinzelung, der sich desintegrativ auf die Lebensumstände der Kinder auswirkt. Das als „Selbstverwirklichung" rationalisierte und als „Lebensstilgestaltung" inszenierte Profilierungsstreben und Konkurrenzverhalten prägt auch das psychosoziale Klima in den Familien. Die aus Gründen der sozialen Existenz- und Statussicherung verinnerlichte Haltung der Abwehr und Ausgrenzung „schlägt durch auf die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen. Äußerer, unechter, zweckdienlicher Offenheit und Gefühlszuwendung zum Trotz wird der Mitmensch eher als feindlich und angstauslösend, denn als stützend und bereichernd erlebt: Er könnte ja mehr wissen, mehr haben, besser sein, das erstrebte nächste punktuelle Ziel für sich beanspruchen, früher am Ziel sein. Folge davon ist die systematische Abwertung des anderen zur Erhaltung und Stabilisierung des eigenen Selbstwertgefühls."[13] Trotz der vorhandenen Wohlstandsbedingungen bleibt den Kinden das notwendige Maß an Zuwendung und Geborgenheit vorenthalten, sie sind sowohl emotional als auch faktisch sich selbst überlassen. „Meist mit großzügigem Taschengeld ausgestattet, stehen sie auf der Straße, lungern in Einkauszentren herum oder sitzen stundenlang vor den visuellen Medien ... [Auch] hier begegnen wir einer Sozialisierung, die dem klassischen Verwahrlosungsmodell entspricht."[14]

Synthetische Bildfragmente

Auf einer unmittelbareren und ungeschützteren Wahrnehmungsstufe als Erwachsene werden Kinder und Jugendliche als Fernsehkonsumenten, mit einer unstrukturierten Bilderwelt konfrontiert, die weder zu ihrem eigenen Erfahrungshorizont vermittelt ist, noch umfassende Verständnismöglichkeiten bietet; zunehmend wird die eigene Welterfahrung durch synthetische Bildfragmente ersetzt. Durch die bei den herrschenden Inszenierungspraktiken übliche schnelle Abfolge von Bildern und „Ereignissen" bleiben die Verbindungslinien unterbelichtet und das Verständnis der Zusammenhänge geht verloren. Nicht nur Gewalt, sondern auch die meisten anderen sozialen Handlungen werden als isolierte Ereignisse wahrgenommen.

Dominant ist das „Erleben", die undifferenzierte Aufnahme der Medienereignisse, ohne auch nur eine geringe Chance zu besitzen, sie zu verarbeiten oder gar zu verstehen. Kindliche Neugier und Aufgeschlossenheit verkümmern und gehen mit sprachlichen Zerfallstendenzen einher. Die Entwicklung des Vorstellungsvermögens wird ebenso behindert, wie die differenzierte Ausbildung des gestischen und mimischen Verhaltensrepertoires. Anders als etwa beim Lesen wird die kindliche Phantasie nur wenig (und oft in einer negativen Weise) stimuliert und mit der vorschnellen Gewöhnung an standardisierte Bilder und Verhaltensmuster zerfällt das eigene Kreativitätspotential.

Negative Formierungs- und Gewöhnungseffekte resultieren auch durch den Konsum von scheinbar harmlosen und „kindgerechten" Sendungen. Denn auch in ihnen sind aggressionsbestimmte Ereignisse, die auf die ungeschützte kindliche Psyche einstürmen, an der Tagesordnung. Beispielsweise enthalten die meisten Zeichentrickserien „ein erhebliches Maß

an Gewalt. Schmerzen werden auch schon mal leichtfertig zugefügt, auch seelische, und es wird unter Druck gesetzt, draufgeschlagen und draufgeschossen. Besonders bedenklich ist zweifellos, daß selbst extreme Gewaltanwendung folgenlos bleibt."[15]

Da die Kinder psychisch und emotional häufig überfordert sind, wird auch die eigene Phantasie blockiert und sie kann nicht mehr als Abwehrmechanismus auf bedrohliche Erlebnisse funktionieren. Auch ist die eigene Realitätswahrnehmung noch nicht entwickelt genug, um die verzerrten und wirklichkeitsfernen Medienbilder korrigieren zu können. Registriert werden Konfliktsituationen, die auf undurchsichtige Weise bereinigt werden und Bilder von Opfer- und Leidzuständen, die als harmlos erscheinen, weil der distanzierende Darstellungsmodus eine Anteilnahme verhindert. Die Kinder nehmen die Medienwirklichkeit in ihrer Unmittelbarkeit auf, weil sie keine relativierenden und korrigierenden Erfahrungen besitzen und Lernprozesse systematisch verhindert werden. „Tatsächlich fallen besonders Kinder und naive oder fanatische Zuschauer nicht selten in einen quasi-hypnotischen Zustand, der sie die Gegenwart vergessen und die sekundäre Realität auf einer Bühne oder Leinwand uneingeschränkt als die primäre ansehen läßt."[16]

Nicht nur wegen der isolierten Rezeptionssituation drohen Kontaktdefizite, Vereinsamung und „Entsozialissierung". Durch den unkontrollierten und übermäßigen Medienkonsum verlieren die Kinder auch ein Stück ihrer sozialen „Kommunikationskompetenz" und die Fähigkeiten zur „spielerischen" Konfliktbewältigung. Die beispielsweise durch ihre Identifikation mit dem Actionhelden übernommenen Verhaltensweisen (die nicht selten aggressiv geprägt sind) werden unvermittelt in ihren Spielsituationen umgesetzt, weil ja durch die Vorbilder suggeriert wurde, daß Gewalthandeln eine selbstverständliche Interaktionsform ist, die folgenlos ausgelebt werden kann. Gemäß der medialen Vorgaben werden „schnelle" Problemlösungen angestrebt, die aber faktisch nur zur gegenseitigen Ausgrenzung führen. Viele Kinder ziehen sich deshalb immer wieder „bereitwillig" in die engen Mauern „ihrer" Medienwelt zurück und setzen sich dem Mechanismus von individueller Regression und sozialer Disintegration immer wieder von neuem aus.

Bedürfnis nach Sensationellerem

Nicht erst durch die Inflation ihrer medialen Darstellungsformen ist die Gewalt in den Alltag „eingebrochen". Gewalt in ihren unterschiedlichsten Formen wird von den meisten Menschen als „normales" Sozialphänomen erlebt und spielt in ihren Lebenserfahrungen eine beträchtliche Rolle. Die

Bruno Gironcoli, Entwurf, 1975

beispielsweise im Straßenverkehr oder im Berufsleben erlebte Gewalt und Aggressivität steht so mancher medialen Gewaltinszenierung in nichts nach. Um kommerziell verwertbare Spannungseffekte zu erzielen, müssen die Produkte der „Kulturindustrie" sowohl an diese alltäglichen Erfahrungsformen anknüpfen, um gleichzeitig aber auch darüber hinaus zu gehen. Denn das Verlangen nach Unterhaltung ist ebenso vorhanden, wie das Bedürfnis gegenüber den Gewalt- und Aggressionserlebnissen des Alltags einen kontrastierenden Spannungszustand aufzubauen. Durch die Kommerzialisierung des Medienapparates (und der grenzenlosen Instrumentalisierung der entfremdeten Massenbedürfnisse) sind innerhalb des letzten Jahrzehnts die Programmangebote und deren Gestaltungsprinzipien entscheidend geändert worden. Die Inszenierungen (auch jenseits aktivistisch-brutaler Serienunterhaltung) sind konkretistischer, sensationslüsterner und voyeuristischer geworden. Menschliches Elend und individuelles Leid werden zynisch vermarktet. Die Betrachter zur Gleichgültigkeit erzogen und gegen das Grauen in der Welt immunisiert. Trotzdem verlieren die vordergründigen Schock- und Sensationseffekte schnell ihren Reiz, denn schon bald nach dem „Ende der Vorstellung" bringt sich die Alltagswelt mit ihren Sorgen und Ängsten, denen man doch entkommen wollte, wieder zu Geltung.

Es entwickelt sich deshalb ein eskalierendes „Bedürfnis" nach immer neuen und „sensationelleren" Bildern und Sinnreizen. Um dieser gesteigerten Erwartungshaltung zu genügen, müssen für einen Teil der „Marktteilnehmer" (Zuschauer) immer gewalttätigere und erschreckendere Produktionen angeboten werden. Es ist ein Zustand erreicht bei dem Mord und Totschlag, gnadenlose Verfolgungen und massenhafte Eliminierungen, Folter und Quälereien noch zu den harmloseren Fernseh- und Videovergnügungen gehören. Gewaltbestimmte Pornographie, Schock- und Horrorinszenierungen, Perversionsdarstellungen unvorstellbaren Ausmaßes gehören mittlerweile in breiten Bevölkerungskreisen zum Medienalltag und es sind auch immer jüngere Menschen, die diese Horror- und Actionvideos massenhaft konsumieren.

Jährlich werden – hauptsächlich in den USA – mehr als 100 Horrormachwerke produziert, und die Tendenz ist steigend. Seit 1991 wird der Markt mit einer neuen Generation besonders perverser und grauenvoller

Gewalterfahrungen Jugendlicher und Rechtsorientierung*

Inge KARAZMAN-MORAWETZ

Für den Jugendbericht 1993 der Bundesregierung wurde am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie eine Studie durchgeführt: Heinz Steinert und Inge Karazman-Morawetz: „Jugend und Gewalt", Forschungsbericht des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien 1993, gefördert vom BM für Wissenschaft und Forschung. Hier die Ergebnisse:

Erhoben wurden die aktiven und passiven Gewalterfahrungen von Jugendlichen aller Bildungsschichten: Hauptschülern, Lehrlingen, jungen Berufstätigen, Mittelschülern und Studenten, in Wien und Umgebung, mittels Gruppengesprächen und einer zusätzlichen Befragung von rund 470 Jugendlichen. Dazu kam eine Befragung von Erwachsenen der heutigen Elterngeneration.

Ich möchte drei Themen behandeln:

- In welchem Ausmaß machen Jugendliche heute – aktive und passive – Gewalterfahrungen?
- Wie ist das im Vergleich mit ihrer Elterngeneration?
- Wie hängen Gewalterfahrungen und Rechtsorientierung zusammen?

Jugend und Gewalt

Die gefürchtete Gewalttätigkeit der Jugend ist historisch nichts Neues, deshalb ist es nützlich, die tatsächlich gemachten Gewalterfahrungen empirisch zu untersuchen. Bis in das letzte Jahrhundert zurück lassen sich derartige Ängste gegenüber der jeweiligen gegenwärtigen Jugend zurückverfolgen – der Begriff „Hooligan" bezeichnet „Banden" von Arbeiterjugendlichen und stammt aus dem 19. Jahrhundert. In den Befürchtungen widerspiegeln sich in erster Linie der Status Jugendlicher als generell abweichungsverdächtiger Gruppe, aber auch die Ängste der Erwachsenen bzw. staatstragenden Instanzen, daß sich die neue Generation nicht in die jeweiligen hegemonialen Normen einpassen könnte.

Es gibt verschiedene Arten von Gewalt. In der öffentlichen Diskussion um Jugendgewalt ist in der Regel eine bestimmte Art gemeint: die gleichsam private, illegitime Gewalt, die nicht im legalen Rahmen oder auf Befehl passiert – sich im Gegensatz zur staatlichen Gewalt befindet; sowie die körperliche Tätlichkeit.

Diese Betrachtung des Problems selektiert von vornherein und prädestiniert bestimmte soziale Gruppen dazu, als „Gewalttäter" aufzufallen – nämlich jene, bei denen der „Körper" überhaupt einen hohen Stellenwert im Alltagsleben einnimmt, und die gelernt haben, die körperliche Integrität zu riskieren. Das hat wesentlich mit den Anforderungen körperlicher Arbeit zu tun.

Man kann davon ausgehen, daß mit der Reduktion von körperlicher Arbeit im gesellschaftlichen Produktionsprozeß in den letzten Jahrzehnten wohl auch eine neue Sensibilität gegenüber physischer Gewalt entstanden ist. Bei der heutigen Aktualisierung der Debatte über Jugendgewalt spielt diese Sensibilisierung – zumindest für bestimmte Schichten – eine Rolle.

Gewalterfahrungen

Einer der wichtigsten Befunde der Untersuchung zeigt: Jugendliche leben in einer Umgebung, in der Gewalterfahrungen selbstverständlicher und alltäglicher Bestandteil ihres Lebens sind, andere in einer relativ gewaltfreien Sozietät, in der einem kaum etwas passiert und man selbst so gut wie nie „zuschlägt". Beide Subkulturen von Gewalterfahrungen sind voneinander deutlich abgeschottet und umfassen in der Tendenz jeweils sämtliche Bereiche des Alltagslebens, also Familie, Freizeit, Freundeskreis; Situationen in der (Halb-)Öffentlichkeit sowie auf der Straße, in der Disco, auf dem Sportplatz usw. als auch Erfahrungen mit der Polizei. Gewalterfahrungen in verschiedenen Lebensbereichen hängen miteinander positiv zusammen, wie auch aktive und passive Gewalterfahrung. Daher sprechen wir von Subkulturen der Gewalttätigkeit und Subkulturen der relativen Gewaltlosigkeit. Besonders deutlich ließ sich dabei ein „Schlägersyndrom" ausmachen, das den Stellenwert „der Faust" in Auseinandersetzungen des Alltags indiziert. Nach dem Ausmaß der aktiven und passiven Gewalterfahrungen lassen sich vier Typen unterscheiden:

- „Vermeider", also Jugendliche, die weder aktiv noch passiv viel über Gewalterfahrungen zu berichten haben.
- „Verlierer", die wenig austeilen und mehr einstecken.
- Bei den Jugendlichen mit viel Gewalterfahrungen finden wir „Schläger", die überdurchschnittlich viel „einstecken" und „austeilen". Sie bewegen sich typischerweise in einem Gruppen-Kontext und wickeln dort ihre Tätlichkeiten ab. Sie entsprechen dem Muster der großstädtischen „Banden"- bzw. „Partie"-Kämpfer, auf das wir bei den Gesprächen in den Wiener Jugendzentren mehrfach getroffen sind.
- „Einzelkämpfer", die mehr „austeilen" als „einstecken" – sich also als Siegertypen präsentieren. Hier scheint Gewalt instrumenteller eingesetzt zu werden – das kann nur bedeuten, daß man sich nur auf Auseinandersetzungen einläßt, in denen man wahrscheinlich gewinnen wird, oder daß man vorzugsweise gegen Schwächere zuschlägt.

Eindrucksvoll zeigt sich eine schichtspezifische Unterschiedlichkeit von Gewalterfahrungen und Gewaltsubkulturen. Mittelschüler und Studenten sind überwiegend „Vermeider", auch „Verlierer", während Lehrlinge und Hauptschüler sich hauptsächlich als „Schläger" oder „Einzelkämpfer" präsentieren. Mit höherem

* Dieser Artikel erschien erstmals in »Aufrisse« 4/1993.

Bildungsgrad hören körperliche Gewalterfahrungen praktisch auf, während das „Gewaltmilieu" eng mit körperlicher Arbeit zusammengeht. Jedoch gilt das nicht umgekehrt: Eine größere Gruppe von Lehrlingen und körperlich arbeitenden Jugendlichen beschreibt sich als „Vermeider".

Beide „Kämpfer"-Typen sind aktuell Lehrlinge; von der Herkunft her stammen „Schläger" aus einem stabilen Arbeitermilieu (Facharbeiter), „Kämpfer" hingegen aus verschiedenen Schichten – sie sind schichtunspezifisch. Die genannten Zusammenhänge von Gewalterfahrungen treffen auf Jugendliche beiderlei Geschlechts zu. Jedoch sehen sich Mädchen häufiger (mehrheitlich) als „Vermeiderinnen". Es gibt aber unter weiblichen Jugendlichen aus dem Arbeitermilieu eine Minderheit, die sich als „Schlägerinnen" bezeichnen und an einer „Schläger"-Kultur teilnimmt, die ansonsten männlich dominiert ist.

Vergleich der Gewalterfahrungen mit der Elterngeneration

Im Vergleich mit einer Befragung der heutigen Elterngeneration über die Situation in ihrer Jugend (also in den fünfziger und beginnenden sechziger Jahren) finden sich keine Hinweise auf eine Zunahme der Gewalterfahrungen zwischen den Generationen. Im Gegenteil. Die größte Änderung ist eine Abnahme von Gewalt, in den Bereichen Erziehung, Familie, Schule und Arbeit. Das gilt schicht- und geschlechtsübergreifend. Der Erziehungsbereich ist gewaltärmer geworden. (Das deckt sich mit den Ergebnissen anderer Studien.)

Gewalterfahrungen der heutigen Jugend scheinen in zwei Bereichen zugenommen zu haben: bei der Kontrolle durch Polizei und durch die größere Konfliktbereitschaft von Frauen. Gefragt wurde nach Erfahrungen mit der Polizei außerhalb des Straßenverkehrs, zum Beispiel als verdächtige Person kontrolliert zu werden. Es scheint, daß Jugendliche (zumindest in der Großstadt) heute stärker von der Polizei kontrolliert werden als in den fünfziger und sechziger Jahren, daß diese Kontrolle – über die männliche Arbeiterjugend hinaus – heute auch Maturanten und Frauen umfaßt. Zugenommen hat weiters die Wehrhaftigkeit junger Frauen und damit ihre Involvierung in Auseinandersetzungen.

Die Ergebnisse unserer Studie widersprechen der gängigen Ansicht, daß es mit der Gewalt immer schlimmer werde, und im besonderen, daß die Gewalttätigkeit von Jugendlichen steige.

Gewalterfahrungen und Rechtsorientierung

Neben den Gewalterfahrungen haben wir auch nach verschiedenen rechtsgerichteten Äußerungen und Einstellungen gefragt, die zum Teil aus anderen Studien übernommen wurden. (Horak, R., Reiter, W., Stocker, K.: Im Abseits? Jugendliche Fußballfans in Wien. Abschlußbericht des Wiener Fan-Projekts. Institut für Kulturstudien, Wien 1988.)

Dabei lassen sich Äußerungen unterscheiden, die explizit und ausschließlich gegen Ausländer gerichtet sind wie „Ausländer raus", „Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg; leben von unseren Steuern", „Es sind schon genug Ausländer da" und allgemein „rechtsradikale" Äußerungen ohne Ausländerbezug wie „Todesstrafe für Terroristen und Rauschgifthändler", „Der Einfluß der Juden ist heute noch groß", „Wenn man vom Krieg absieht, war es unter Hitler eigentlich besser als heute", „Schluß mit der Entwicklungshilfe". Nach Zustimmung oder Ablehnung zu solchen Aussagen finden sich drei Typen von Jugendlichen:

1. Jugendliche, die nur und ausschließlich den ausländerfeindlichen Vorgaben zustimmen, nicht aber sonstigen rechtsradikalen Parolen.

2. Jugendliche, die beiden zustimmen.

3. Jugendliche, die beiden nicht zustimmen.

Zu einem hohen Anteil findet man „Ausländerfeindlichkeit", starke „Rechtsorientierung" (im Sinne von rechtsradikalen Einstellungen) nur bei einer kleinen Minderheit, die bei zehn Prozent liegt.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen Gewalterfahrungen und Rechtsorientierung (der natürlich auch durch die soziale Schicht vermittelt ist). Jugendliche mit wenig Gewalterfahrungen (ein Teil Lehrlinge und Mittelschüler) sind tendenziell weder rechtsorientiert noch ausländerfeindlich eingestellt – ihren Einstellungen nach die „Toleranten".

„Schläger" und „Kämpfer" neigen zu jeweils verschiedenen Typen von Rechtslastigkeit: Die „Schläger" neigen überwiegend zum zwiten Typ, den wir „Rechts-Populismus" nennen. Rechts-Populismus ist eine Haltung, in der alles bejaht wird, was zunächst rechtsradikal klingt. Diese Haltung ist also sehr expressiv und hat provokanten Charakter. Die „Kämpfer" tendieren hingegen zu den „reinen Ausländerfeinden". Ihre Ausländerfeindlichkeit ist sogar stärker ausgeprägt als die der „Rechts-Populisten", während die alten nazistisch klingenden Parolen keine Zustimmung finden. Hier findet man keine Provokation, sondern eher umgekehrt eine Anpassung an den Zeittrend. Man kann diese Haltung als „Wohlstands-Chauvinismus" bezeichnen.

Beide Typen unterscheiden sich in einer Einstellung am deutlichsten von den „Toleranten": nämlich in der Frage, wem staatliche soziale Leistungen zugute kommen sollen. Die „Toleranten" sehen hier keine Gefahr der Konkurrenz, während die „Ausländerfeinde" Sozialleistungen nur ÖsterreicherInnen zukommen lassen wollen. Die „Rechts-Populisten" darüberhinaus nur den „echten und anständigen" ÖsterreicherInnen.

In weltanschaulichen Fragen wie zum Beispiel dem Wert des Menschen sind keine großen Unterschiede zwischen den drei Typen festzustellen. Von einem geschlossenen rechten Weltbild kann auch bei den „Rechts-Populisten" nicht gesprochen werden. Es geht hauptsächlich um Fragen der sozialen Konkurrenz in dem schon lange als gefährdet dargestellten Sozialstaat. Die „Wohlstands-Chauvinisten" fordern eine isolierte Politik des sozialen Ausschlusses gegenüber Ausländern; die „Rechts-Populisten" eher den Zusammenschluß zu einer Volksgemeinschaft mit aller Härte gegenüber jenen, die diese bedrohen.

Spiegelbild gesellschaftlicher Normen und Werte

Damit wird auch deutlich, daß Haltungen wie die Ausländerfeindschaft nicht einfach von unten aufsteigen, sondern mit der gegenwärtigen Wirtschaftsphase und deren gesellschaftspolitischer Verarbeitung zusammenhängen, die mit den Stichworten Reagonomics, Privatisierung, Grenzen des Sozialstaats, soziale Eigenverantwortung charakterisiert werden können. In dieser Phase ist eine Grundhaltung der Konkurrenz mit sozialdarwinistischen Zügen wieder gesellschaftsfähig und öffentlich propagiert worden, die die „Starken", „Tüchtigen", die „Geldmacher" bewundert und die angeblichen „Verlierer", „Versager"

Zustimmung (finde ich sehr gut oder gut) zu ausländerfeindlichen und rechtsorientierten Parolen. Für österreichische männliche Jugendliche (ömJ) nach Konflikttypen, für österreichische weibliche (öwJ) und ausländische männliche (aJ). Angaben in Prozent.

	ömJ				ömJ	öwJ	aJ
	„Vermeider"	„Verlierer"	„Kämpfer"	„Schläger"	insg.	insg.	insg.
„Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg."	16	12	65	52	41	38	28
„Todesstrafe für Terroristen, Rauschgifthändler und Sexualmörder!"	40	37	50	60	50	41	58
„Ausländer raus!"	30	32	75	68	53	36	23
„Schluß mit der Entwicklungshilfe! Gegen das Verschenken unseres Landes an das Ausland!"	26	11	40	56	34	17	22
„Die Ausländer leben von unseren Steuern!"	40	21	70	62	52	42	24
„Wenn man vom Krieg absieht, war es unter Hitler eigentlich besser als heute."	6	6	10	23	14	8	23
„Es sind schon genug Ausländer hier."	53	37	85	84	69	62	39
„Der Einfluß der Juden auf unser Land ist heute noch groß."	15	10	16	34	24	16	20

oder gar „Schmarotzer" ausgrenzt und verachtet. Die Ausländerverachtung, auf die wir allzu häufig getroffen sind, ist die Fortsetzung dieser Grundhaltung. Wir haben in den Gruppengesprächen beobachten können, daß Ausländerfeindschaft viel mit Verachtung von Armut und von vermeintlichen wirtschaftlichen Versagern zu tun hat: Diese Abgrenzung, meist gegenüber Türken, kleidet sich in Beurteilungen wie „die haben es in ihrem Land nicht so weit gebracht wie wir und wollen jetzt an unserem Wohlstand partizipieren". Dementsprechend sind auch in der Wahrnehmung der Jugendlichen nicht alle Nicht-Österreicher „Ausländer": Die Verachtung richtet sich gegen die „armen Fremden", die auch hier die unterste soziale und weitgehend rechtlose Schicht bilden.

Resümee

1. Die Rede vom Problem der „Jugendgewalt" suggeriert, daß es sich um etwas historisch Neues und Besonderes handelt, das nun angegangen werden muß. Jedoch weisen alle Daten darauf hin, daß körperliche Gewalt in unserer Gesellschaft nicht zugenommen hat. Das entspricht im übrigen auch dem Trend, der sich in der Kriminalstatistik ablesen läßt: Körperverletzungsdelikte sind in der Nachkriegszeit, bezogen auf die Bevölkerung, gleichgeblieben, die „Gewalttäter" sind sogar weniger geworden. Außerdem zeigt die Statistik, daß die Jugend, also die 14- bis 19jährigen, seltener als andere Altersgruppen gewaltauffällig sind, sondern umgekehrt häufiger gewaltbetroffen, daher Opfer von Gewalttätigkeiten sind. Man muß sich also eher fragen, warum das Thema gerade heute in Diskussion gebracht wird, ob nicht die Zuschreibung von Gewalttätigkeit dazu dient, sozialen Ausschluß vorbereiten und legitimieren zu können.

2. Was auffällt und zu Recht beunruhigt, sind gewalttätige Aktivitäten, die sich in der Tendenz gegen bestimmte soziale Gruppen richten – gegen Ausländer, gegen die fremden Armen, gegen sozial schwache und sonst im allgemeinen stigmatisierte Gruppen (Homosexuelle, Obdachlose, Behinderte).

Solche Aktivitäten sind uns vor allem aus anderen westeuropäischen Ländern bekannt, noch wenig aus Österreich. Wir können aus unserer Studie sagen, daß sich die Ausländerverachtung – im Unterschied zur BRD – noch nicht mit politischen Zielen verbindet. Zum Beispiel mit der Forderung nach einem ausländerfreien Wien; und noch keinen instrumentellen Charakter besitzt, das heißt, daß man tatsächlich versuchen würde, Ausländer zu vertreiben, ihre Unterkünfte zu zerstören usw. Es bleibt vorerst beim Gerede und den „starken Sprüchen". Die Gefahr besteht aber in dem Maß, in dem die Ausländerverachtung politisch benutzt und organisiert wird. (Man muß nach den Briefbomben-Attentaten in Österreich betonen, daß hier von Gewalttätigkeiten die Rede ist, die nicht speziell und exklusiv organisiert sind und auch nicht direkt gegen „zuständige Autoritäten" gerichtet sind, sondern gegen vermeintliche Konkurrenten.)

Es sollte aber klar sein, daß Ausländerverachtung, Sozial-Chauvinismus oder Rechts-Populismus kein Jugendproblem sind – weder im dem Sinn, daß diese Haltungen speziell bei Jugendlichen besonders verbreitet sind, noch im dem Sinn, daß sie hauptsächlich von der Jugend hervorgebracht und hergestellt werden.

Es ist auch wenig hilfreich, Ausländerverachtung und sozial-chauvinistische Haltungen mit Rechtsradikalismus oder gar Neonazismus gleichzusetzen, wie das im öffentlichen Diskurs häufig geschieht. Damit wird suggeriert, daß diese Haltungen ein Problem von extremistischen Randgruppen sind, die mit einem verbreiteten Common sense in Gesellschaft und Politik überhaupt nichts zu tun hätten. Jedoch hat die derzeitige Ausländerverachtung wenig mit dem rechten biologistisch-rassistischen Weltbild zu tun, sondern mit wirtschaftlicher Vorteilssuche und der Ausschaltung von Konkurrenz bzw. Verbesserung der eigenen Konkurrenzposition unter Bedingungen restriktiver Wirtschafts- und Sozialpolitik. (Genau das beinhaltet der Slogan „Österreicher zuerst".)

Unsere Aufmerksamkeit sollte sich daher darauf richten, wie man die Grundhaltung der sozialen Konkurrenz und des Ausschlusses zurückdrängen kann zugunsten einer Haltung der sozialen Unterstützung und Integration – und das nicht nur „in den Köpfen", sondern auch durch praktische Wirtschafts- und Sozialpolitik. ■

Dr. Inge KARAZMAN-MORAWETZ ist Soziologin. Mitarbeiterin am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie. Lehrbeauftragte an der Universität Wien.

Gewalt in der Schule – Gewalt aus der Glotze?*

Julius MENDE

Als kürzlich ein Lehrer von einem Schüler erschossen wurde, war das ein neuerliches Zeugnis für die Gewaltsamkeit der heutigen Jugend. In den von mir wahrgenommenen Artikeln fand die Frage, wo er denn die Pistole her hatte, wenig Interesse.

In den USA gibt es Schulen mit Waffenkontrolle am Eingang. Dort ist die Frage nach der Herkunft der Waffe leicht zu beantworten – aus dem Geschäft – also von Erwachsenen.

Seit ich mich erinnern kann, und das reicht nunmehr fast 50 Jahre zurück, wird die Brutalisierung der Jugend beklagt, meist Hand in Hand mit der sexuellen Verrohung und der Verwahrlosung durch Schmutz und Schund sowie der Drogengefährdung verbunden. Tatsächlich scheint heute die Gewaltbereitschaft der männlichen Jugendlichen zuzunehmen – die Mädchen hat ja dieser Vorwurf nie getroffen.

Wie in den fünfziger Jahren könnte neben anderen Rückgriffen auf diese Zeit (Arbeitslosigkeit, offener Sexismus, Männerideale etc.) auch wieder eine Kampagne gegen Schmutz und Schund in Gang kommen. Die PorNo-Kampagne und die Antiraucherkampagne (ich bin Nichtraucher) sind für mich ein Vorgeschmack auf das, was kommen mag. Dabei möchte ich nicht die berechtigte Kritik an diesem oder jenem Verhalten problematisieren, sondern die Kampagnisierung einer Detailfrage, wie etwa die Gewalttätigkeit von Burschen. Mädchen werden ja so zum Gewaltverzicht auch gegenüber Männern erzogen, daß ihre Gefügigkeit sichergestellt ist. In den knäblichen Leitbildern gibt es ja die gute und die böse Gewalt, die feschen Drogen und die der kriminellen Abweichler, Alkohol bzw. Heroin und andere.

* Dieser Artikel erschien erstmals in der »PÄZ« 4/1993.

Gewalt ist primär Männersache

Ich möchte einmal behaupten, daß die heutigen Jungmänner um nichts gewalttätiger sind als früher. Früher gab es legalisierte Formen für fesche Gewalt: das Militär, die Burschenschaft, die Politgruppe, später den Kriegseinsatz, wo Mann zum Mann wird, die tolerierte Gewalt gegen Frauen in Krieg und Frieden. Heute gibt es doch nur den Fußballplatz und die U-Bahnstationen. In den Schulen wurden früher die Jungen mit Gewalt und Prügelstrafe niedergehalten, die Gewaltbereitschaft so erlernt und gleichzeitig vor den Toren gehalten.

Ebensowenig wie bei früheren Schmutz- und Schundkampagnen nach den wahren Ursachen gefragt wurde, geschieht das heute. PädagogInnen schieben heute rasch die Schuld aufs Fernsehen. Dort werde vorgemacht, was Schüler nachmachen. Andere sehen das Übel in der zerfallenden Familie. Wieder andere bemühen den Aggressionstrieb.

Gewalt der Erwachsenengesellschaft, Gewalt der herrschenden Gruppen

An allen Erklärungsansätzen mag etwas dran sein. Fest steht jedenfalls, daß die jeweils heranwachsende Generation eine gewaltförmige Welt vorfindet. In vielen Familien wird geprügelt, die Medien reproduzieren Bilder der Gewalt, wenn sie von Kriegen und Verbrechen in voyeuristischer Manier berichten (z. B. Golfkrieg, Jugoslawien), Gewaltausübung und ihre Glorifizierung geschieht primär durch Erwachsene und nicht durch Jugendliche. Dabei ist von der strukturellen Gewalt durch patriarchale Lebensformen, Herrschaftsverhältnisse und neuer Arbeitslosigkeit und Verarmung noch gar nicht die Rede. Verstärkter Leistungsdruck und Konkurrenz verlangen nach Ventilen bei Erwachsenen und Jungen, da braucht man gar keinen Aggressionstrieb zu bemühen und erst gar nicht die berühmte Wohlstandsverwahrlosung. Es ist ja in vielen Kommentaren darauf hingewiesen worden, daß die rechtsradikalen Jugendlichen zum Teil aus dem verarmten Milieu in Ostdeutschland kommen. Formiert werden sie von wohlsituierten rechtsradikalen Erwachsenen, die im BRD-System seit Jahrzehnten wohlgelitten sind. Vielfach wird darauf verwiesen, daß sich die Ausländer-raus-Politik ja auf der Ebene der Bundesregierung(en) nicht anders motiviert als bei den Radikalen. Die Mittel sind andere.

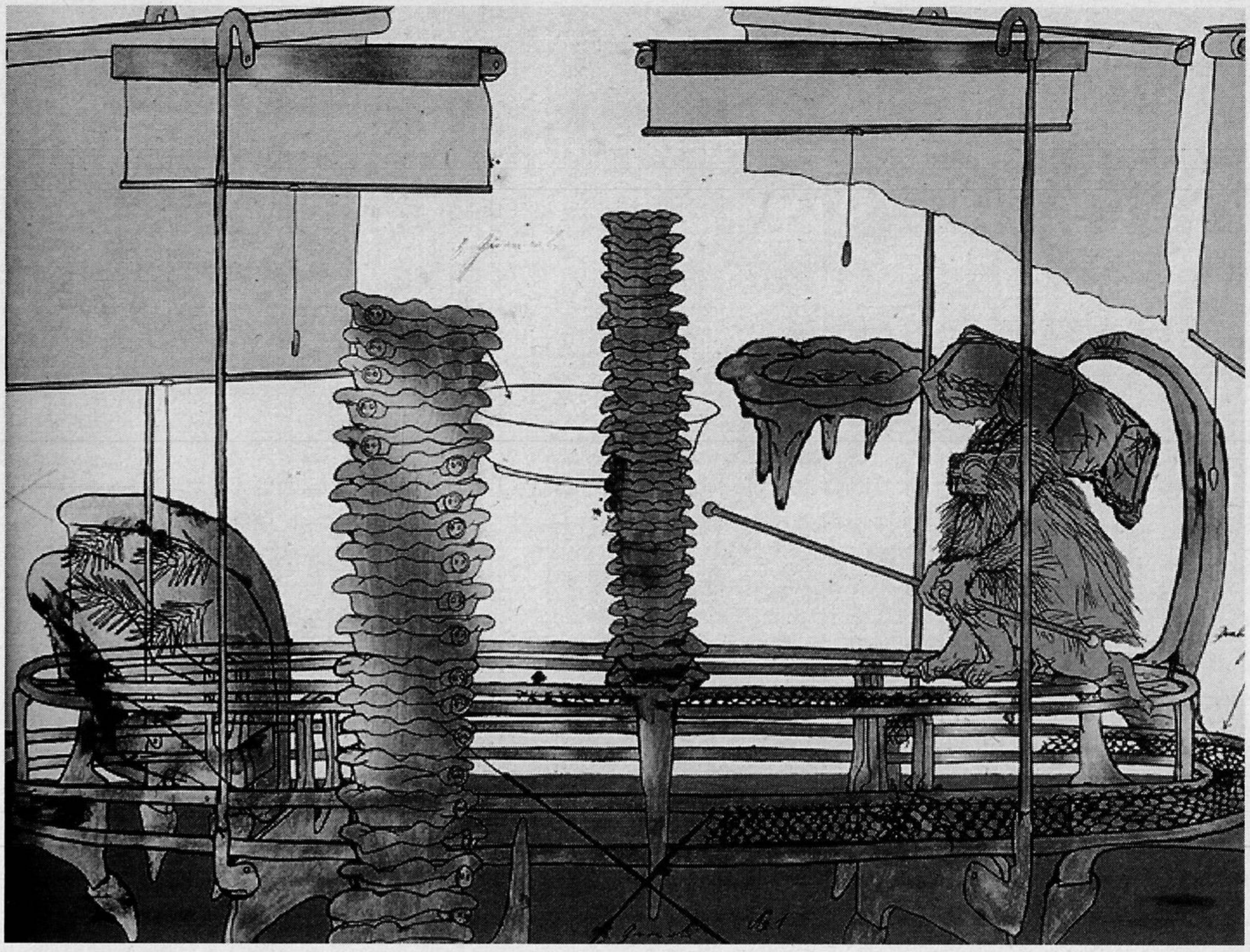
Die neue Tüchtigkeit schlägt zu!

Die moderne Lebenswelt sei kälter geworden, hört man vielfach, vom Sinn- und Wertverlust der Jugend ist die Rede – wie ist es mit den Erwachsenen? Ich denke daher, daß jugendliche Gewalttätigkeit eigentlich kein Thema ist, sehr wohl aber die Gewaltförmigkeit unserer Gesellschaft. Um diese zu erklären, zeigen alle genannten Erklärungsmuster Einstiege. Die Wahrheit ist wohl kompliziert.

Ein Gemisch aus Erziehungseinflüssen und Gewaltstrukturen bzw. Gewaltaufträgen der Gesellschaft bis zum Sport müssen angenommen werden. Erwünschte Gewalt, zum Beispiel Konkurrenzverhalten, kann von unerwünschter, zum Beispiel Verkehrsrowdie schwerlich getrennt werden. Konkurrenzförmige Gesellschaften, die den freien Wettbewerb (unterschiedlich Ausgestatteter) predigen, produzieren Gewalt, weil sie sie brauchen.

Eine politische „Elite", die zur militärischen Intervention im Nachbarland Jugoslawien hetzte und nun die Neutralität als lediglich taktisches Kalkül im Kalten Krieg hinstellt, braucht auch begeisterte junge Krieger für die berühmten „Friedensmissionen". Viele können es nicht erwarten, bis junge Österreicher in der Welt draußen wieder deutsche Werte verteidigen.

Jetzt wird es aber schon reichlich manipulativ; was hat denn die wilde Jugend mit diesen ehrenwerten Friedensmissionen zu tun? „Früh übt sich" hat es immer geheißen – „was Hänschen nicht lernt" usw. Die Klage über die wilde Jugend ist so heuchlerisch,



Bruno Gironcoli, Entwurf, 1974

wie die, über die gewaltförmigen Medien. Kriege werden geführt, um Geschäfte zu machen und Geschäfte zu sichern – heißen sie auch Friedensmissionen, wie der Golfkrieg. Gegen diesen Wahnsinn sind Jugendkriminalität und Rauschgiftdelikte harmlos. Gewaltszenen in den Medien beleben ebenso das Geschäft wie Sexismus. Die Medienbilder bestärken vorhandene Lebensmuster der Gesellschaft, aber sie erzeugen sie nicht. Verbote von zum Beispiel gewaltsamen Pornos sind wohl notwendig, um die Propaganda dieser Muster zu reduzieren, gegenüber der realen Brutalität in den Schlafzimmern sind die fiktiven trotzdem harmlos. Mit Verboten von Symptomen kann die im Kern der Gesellschaft angelegte Gewaltform nicht beseitigt werden, sie erzeugen nur die Doppelmoral der Prohibition, sie nützen dem Schwarzmarkt.

Gewalt hat Erfolg

Die Jugendlichen fühlen die Realitätstüchtigkeit des Stärkeren, sie erleben überall den Erfolg der starken Faust, des tüchtigen Geschäftsmannes und des gewieften Nobelganoven. Es hat also wenig Sinn, vor dieser gesellschaftlichen Tatsache davonzulaufen. Die bisherigen Gedanken helfen zum Beispiel verzweifelten LehrerInnen in der Schule wenig. Aber es gibt kein Rezept. Die gesellschaftliche Gewalt spielt in die Schule hinein. Der Umgang mit Gewalt und gegen Gewalt ist zu lernen.

Hysterische Gewaltverurteilung entzieht die Gewalt auch der Betrachtung. Verminderung von Gewalt ist ein komplizierter sozialer Prozeß. Psychologisch geschulte ErzieherInnen und kleine Lern- und Arbeitsgruppen sind das einzige Mittel, den Umgang mit Gewalt lernen zu können – auch beispielsweise Gegengewalt für Mädchen.

Es kann nur in einer sozialen Geborgenheit der Mechanismus der Gewalt relativiert werden. Das Wichtigste ist eine nichtmoralisierende Grundhaltung und das Interesse an den Ursachen, und die liegen – wie erwähnt – nicht im Fernsehen.

Freilich ist da die psychologische Theorie nicht immer hilfreich. Die Lerntheorie steht der Tiefenpsychologie gegenüber zum Beispiel was die Schädlichkeit von Gewaltszenen betrifft. Katharsistheorie wider Verstärkermodell. Blöderweise glaube ich, daß beide stimmen. Nämlich, daß die Gewaltmuster draußen, die drinnen in der Person bestärken. Gleichzeitig ist auch Bettelheims Position plausibel, daß die Aggressionen, die jeder (jetzt wieder nach Theorie verschieden) aus unterschiedlichsten Gründen hat, irgendwo hin müssen. Und wenn sie in der Phantasie ausgelebt werden, und Mann wenigstens in der Phantasie vergewaltigen darf, ist das schon was. Frau Schwarzer sagt, jeder Symboltäter ist ein potentieller Täter. Sie will das Übel der männlichen Gewalt gleich mit der Wurzel(!) ausreißen. Nur da bin ich mir ganz sicher, daß Symbolhandeln zum Beispiel in einer Pornophantasie nicht mit der Wirklichkeit identisch ist. Mag sein, daß dann im Krieg oder in irgendwelchen Ausnahmesituationen – falls erlaubt – diese geheime Sau doch rauskommt. Aber gegen die Abschaffung der geheimen Sau bin ich ganz entschieden – weil das völlig unrealistisch ist. Es kann in der Erziehung zur Gewaltfreiheit nur um die Disziplinierung all der finsteren Wünsche gehen – also um Kultur. Da kann auch die Schule etwas tun, um ein friedfertiges, kultiviertes Verhalten zu lernen. Das braucht sozialfreundliche Rahmenbedingungen, mitmenschliche Kommunikation und Lebenssinn – das heißt Lernsinn. Blöde Schule bestärkt aggressives Verhalten – wer könnte das nicht verstehen. Es muß Raum und Zeit sein, um mit der Aggression und mit den Aggressiven kultiviert umzugehen. Und wie gesagt, die gesellschaftlichen Leitbilder werden durch die Schule wenig verändert werden. Aufzeigen kann man sie und nach der Funktion dieser Bilder fragen lernen – das verhilft auch zur Selbsterziehung.

Ich mach's halt so – wenn ich zwei am Gang raufen seh, geh ich hin und sag: „Gib's ihm, tritt ihm in die Eier, reiß' eam de Zent aus, beiß' eam ins Oawaschl, schrauf eam de Augn außa, usw..." meistens hören s' dann auf, weil bei solchen Lehrern ist Raufen fad! ■

Mag. Julius MENDE ist Zeichenlehrer und Lektor an der Hochschule für Bildende Kunst.

Gewalt – von unten, von oben und von innen*

Analyse der aktuellen Gewalterscheinungen

Dorothee SÖLLE

Es genügt nicht, nach unten zu schauen, auf die Jugendsubkultur mit ihrer Verklärung der Gewalt, ihrem Haß, der alles andere um sich auslöschen und niederbrennen will.

Es besteht ja ein geheimes Zusammenspiel von ganz unten und ganz oben, vergleichbar mit dem berühmten Gedicht von Walther, in dem ein Zusammenhang hergestellt wird zwischen Korruption, Raubrittern der Straße und Rechtlosigkeit. Bei uns gibt es ähnliche funktionale Zusammenspiele. Eins der sichtbarsten ist das von nationalistischer Selbstverklärung an den Stammtischen und „deutscher Weltverantwortung" in den Chefetagen. Die Frage, ob jemand deutsch sei, wird zur wichtigsten, manchmal zur Überlebensfrage gemacht. Das verbindet. Die beiden jungen Männer, die im Herbst 1991 einen Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim im hessischen Geringshausen unternommen haben, haben das klar ausgesprochen, als sie sich als „Deutschlands rechte Polizei" bezeichneten, die Bonn noch auf den richtigen Weg bringen werde.

„Wir heizen dem Kohl ein" (vgl. Jörg Bergmann/Claus Leggewie, Der Skin und der Kommissar. Beobachtungen aus der Mitte Deutschlands, in: »Frankfurter Rundschau« 18. 9. 1993). Ich kann nicht annehmen, daß es ein Zufall war, daß die Mörder von Solingen unmittelbar nach der entscheidenden Debatte im Bundestag und der Änderung des Grundgesetzes losschlugen. Ein Sieg lockt den nächsten hervor. Die einen brennen die jüdische Gedenkstätte in Sachsenhausen nieder, sie wollen die Vergangenheit auslöschen und die Erinnerung töten, und die anderen, in Schlips und Kragen, haben den Artikel 16 des Grundgesetzes ausgehöhlt, der wie kein anderer das historische Bewußtsein eines anderen Deutschland nach seiner größten Katastrophe wachhielt. Unabhängig von der Frage, ob mit dieser Veränderung auch nur ein einziges der realen Probleme der weltweiten Migrationsbewegungen gelöst werden könnte, hat sich durch einen solchen Umgang mit einem Erbe unser Verhältnis zum anderen, zum Fremden verändert.

Viele schämen sich, Deutsche zu sein, wegen des braunen Schlamms, der da hochkocht, aber ich empfinde genauso Scham angesichts der Militärpolitik, die unsere Rohstoffe und unsere Märkte in aller Welt verteidigen will. Und genauso wegen der Wirtschaftsführer, die kein Interesse mehr daran haben, die Armut der Dritten Welt zu bekämpfen und eine gerechtere Verteilung herzustellen, weil es ihnen heute darum geht, die Armen abzuschaffen, nicht aber die extreme, entwürdigende Armut. Der Geist der Gewalt im technokratischen Zeitalter lebt auch dort, wo mit besorgter Miene von der „Bevölkerungsexplosion" die Rede ist, statt endlich von Rohstoffpreisen und Schulen, den Kriterien der Weltbank für Kreditvergaben und einem menschenwürdigen Heranwachsen von Jugendlichen ...

Es genügt also nicht, nur die Gewalt von unten wahrzunehmen und die Gewalt von, oben als ordnend, schützend und legal anzusehen, ja sie gar nicht mehr als Gewalt zu begreifen. Bei uns wird staatliche Gewalt als „normal" empfunden, die Gewaltkritik der BürgerInnen dagegen meist als bedrohlich und abweichend. Zum Funktionieren des Staates wird seine Gewaltfähigkeit wertgeschätzt, er ist mehr er selber, mehr Staat, mehr Ordnung, wenn er Gewalt als Mittel zu seinen als dem Gemeinwohl förderlich deklarierten Zwecken einsetzen kann. Die Vorstellung von einem friedlichen, militärfreien Land gilt heute als utopischer denn je. Der Staat ist es, der die als normal angesehene Friedlosigkeit organisiert.

Personale und strukturelle Gewalt

Die kritische Friedensforschung, vor allem Johan Galtung, hat bestimmte Grundstrukturen der Gewaltförmigkeit herausgearbeitet: Wo immer Menschen an der Befriedung ihrer historisch möglichen Grundbedürfnisse gehindert werden, da wohnt kein Friede, da herrscht Gewalt; sie muß nicht notwendig ein handelndes Subjekt, einen Akteur haben. Galtung unterscheidet die „personale" oder „direkte" Gewalt, die von bestimmten Personen ausgeht, von der „strukturellen" oder „indirekten" Gewalt, die im System des Zusammenlebens eingebaut ist. Sie braucht keinen personalen Akteur, die ausführenden Organe tun nichts als „ihre Pflicht".

In Aufnahme dieser Ansätze geht es mir hier um eine eigenartige Dreiecksbeziehung zwischen drei Formen der Gewalt: der von unten, vielfach von gesellschaftlich machtlosen Jugendlichen unter achtzehn ausgehenden Gewalt, der Gewalt von oben, die wirtschaftlich und politisch motiviert ist und ein Monopol der Legitimität für sich beansprucht, und der Gewalt von innen, womit ich die Akzeptanz der Gewalt, die Gewöhnung an sie als das Normale meine.

Diese drei verschiedenen Formen der Gewalt stehen in einem komplexen Verhältnis zueinander. Die meisten Beobachter sind sich darüber einig, daß das Klima der Gewalt sich bei uns ausbreitet, wobei jedoch in der Regel nur an die Gewalt von unten, die sich gegen Ausländer richtet, gedacht wird. Sie wächst in der Tat eindeutig, während die Gewalt von oben mehrdeutig und verwirrend, beschwichtigend und verdrängend zunimmt. Die Mehrheit des

---

* Dieser Artikel ist ein Auszug aus dem Buch „Gewalt – Ich soll mich nicht gewöhnen" von Dorothee Sölle, Patmos-Verlag, Düsseldorf 1994. Wir danken dem Verlag für die Abdruckerlaubnis. Die Zwischentitel stammen von der »Weg und Ziel«-Redaktion. Das Gedicht von Erich Fried stammt ebenfalls aus diesem Buch.

Volkes hat sich an die Gewalt von unten erfreulicherweise nicht gewöhnt, ich denke etwa an die Lichterketten als eine symbolische Aktion des Nein zu Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. Was mich bleibend beunruhigt, ist die Gewöhnung an die Gewalt von oben, das heißt die Akzeptanz von Wirtschafts- und Militärgewalt. Sie erlaubt es der Gewalt, in uns Wohnung zu nehmen.

Die Gewöhnung an die Gewalt von oben zieht die Gewalt von innen nach sich, womit ich die Unterwerfung unter die Gewalt, die Hinnahme militärischer Planung, die Abwesenheit eines menschheitlichen und eines ökologischen Bewußtseins meine. „Gewalt von innen" bedeutet, daß wir uns der Gewalt von oben unterwerfen, obwohl wir Gewalt von unten verabscheuen. Es ist die Kooperation der kleinen Leute, zu denen ich mich rechne, die der herrschenden Gewalt von oben erlaubt, sich als Ordnung, Friedensschutz, Demokratie usw. auszugeben. Wir bilden uns ein, an der Gewalt von oben partizipieren zu können, während wir uns in Wirklichkeit ihren Normen und Satzungen unterwerfen. „Hier atmet / noch ein Weilchen / der Frieden", schrieb Rose Ausländer vor Jahren. Heute kann der Frieden nicht mehr bei uns atmen, diese Zeit scheint vorüber.

Ein wesentliches Ziel der Gewalt von oben ist es, zur Gewalt von innen zu werden und so akzeptiert zu sein, daß Begründungen kaum mehr notwendig sind. Es ist schwer begreiflich,

Entwöhnung

Ich soll nicht morden
Ich soll nicht verraten
Das weiß ich
Ich muß noch ein Drittes lernen
Ich soll mich nicht gewöhnen

Denn wenn ich mich gewöhne
verrate ich
die, die sich nicht gewöhnen
Denn wenn ich mich gewöhne
morde ich
die, die sich nicht gewöhnen
an das Verraten
und an das Morden
und an das Sich-Gewöhnen

Wenn ich mich auch nur
an den Anfang
gewöhne
fange ich an
mich an das Ende zu gewöhnen

Erich Fried

aber ein Faktum, daß die militärische Gewalt heute nach dem Zusammenbruch der östlichen Bedrohung weniger Rechtfertigung braucht denn je. Nachdem die NATO ihren Feind verloren hat, jongliert sie mit immer vageren Formulierungen und immer klareren Absichten. Volker Rühe sagte in seinen neuen verteidigungspolitischen Richtlinien: „In der postkonfrontativen Ära bleiben die Streitkräfte ein notwendiges sicherheitspolitisches Instrument, um Chancen wahrzunehmen und Risiken und Konflikte zu bewältigen." (Vgl. „... zum Einsatz außerhalb Deutschlands befähigt sein", Nr. 37, in: »Frankfurter Rundschau« 22. 3. 1993) Als erstes Ziel nennt der Verteidigungsminister nichts Defensives mehr, die ganze Unterscheidung von Defensive und Offensive muß wegfallen. Auch die früher gern betonte Nicht-angriffsfähigkeit wird durch den klareren Ausdruck „Chancen wahrnehmen" ersetzt. Wessen Chancen? Die neuen „immediate raction forces" Ausdruck dessen, was man früher schlicht Kanonenbootpolitik nannte. Was dabei herauskommt, hat der Golfkrieg hinreichend bewiesen. Mit solchen „Krisenreaktionskräften" ist vor allem die Legitimationskrise der NATO beendet, wir wissen wieder, wofür wir nicht nur deutsche Waffen und Absatzmärkte, sondern auch deutsche Soldaten in aller Welt brauchen.

Blindheit gegenüber der Staats-Gewalt

Die Akzeptanz des Bellizismus ist gewachsen. Ich denke, „wir hier in der Mitte", worunter ich die LeserInnen dieses Buches fassen will, sind oft entsetzt und beschämt über antisemitische Friedhofsschändung oder Angriffe auf jüngere Schulkinder; aber wir sollten nicht nur nach unten starren auf die Exzesse der Rambos aus der Videoschule der Gewalt, sondern nach oben sehen, wo Arbeits- und Wohnungslosigkeit planend in Kauf genommen wird und wo ihre Konsequenzen, der politische Rechtsruck, gar nicht unwillkommen sind. Wir sollten über der ungewöhnlichen Gewalt der Molotowcocktails und der Brandsätze die gewöhnliche von Militär, Industrie und internationalen Finanzorganisationen nicht vergessen.

Drei Beispiele der Gewalt, mit der wir offenbar leben können, an die wir uns schon längst gewöhnt haben.

In der DDR gab es nach der Wende auch die Hoffnung, vom Militär beschlagnahmte Grundstücke in der demokratischen Ordnung zurückzubekommen. Erholungsgebiet statt Schießübungsplatz wurde ein Ziel der Betroffenen, Freiheit von NVA und NATO war der Traum vieler. Die Bürgerrechtsbewegung für die Waldheide in Brandenburg ist nur ein Beispiel des Widerstands gegen diese Gewalt. Aber anders als noch vor zehn Jahren, hat sich die Mehrheit der Bürger in Ost und West mit dieser Art von Gewalt längst arrangiert.

Gewalttätig – diesmal gegen unsere Lebensgrundlage in dem anderen gewalttätigen Golfkrieg, den wir gegen unsere Mutter, die Erde, führen – scheint mir auch die Verkehrsplanung im Osten, die eindeutig Straße vor Schiene, Individual- vor öffentlichem Verkehr, Automobile vor Bäumen bevorzugt. Auch diese Art Gewalt ertragen wir und verleugnen zugleich, wie sie mit der von uns verabscheuten der Skinheads zusammenhängt. Warum kann sich die Stärke des größeren Deutschland nicht darin zeigen, daß wir endlich ökologisch Verantwortung übernehmen, statt zu bremsen und immer wieder die längst erkannten Verbrechen zu sanktionieren? Warum haben denn die Skinheads und Faschisten keine Vision von einem baum- und kinderfreundlichen Land, das aufzubauen ja mindestens soviel Kraft und Einsatz fordert wie der Haß?

Die „organisierte Friedlosigkeit" wächst in die Gewaltbereitschaft hinein, wobei sich privat-bandenhafte Gewaltbereitschaft und staatlich-militärische wenig nachstehen. Geduldete und verübte Gewalt sind nicht so weit auseinander, wie wir uns gern einreden.

Nur eine Sprachbeobachtung: Was man früher Überfall und Besetzung eines anderen Landes nannte, wird heute als „friedenschaffende und friedenerhaltende" Militärmissionen deklariert. Da müssen die verbliebenen lästigen Hemmungen, die sich in der Verfassung ausdrückten, beseitigt werden. Der kürzeste Weg aus der Depression ist bekanntlich die Aggression; aus den weitverbreiteten Ohnmachtsgefühlen aufgrund der wirtschaftlichen Situation und ihrer Arbeitslosigkeit und den verdrängten, aber apokalyptisch wuchernden ökologischen Gefahren führt der schnellste Weg in die Bereitschaft zur militärischen Gewalt.

Das dritte Beispiel für Gewalt ist der ökonomische Krieg, den die Reichen der G 7 durch ihre internationalen Finanzorganisationen, die Weltbank und den IWF, führen lassen. Kredite für

arme Länder gibt es nur unter bestimmten Konditionen, die die Kürzung der Staatsausgaben vorsehen. Wirtschaftlicher Fortschritt bedingt – so die neoliberale Theorie – soziale Härten. Also müssen Schulen und subventionierte Milch für Kinder, Arzneimittelversorgung, Lehrerausbildung und Krankenhäuser abgebaut werden. Die Kinder der Ärmsten sind die Opfer der Banker. Aber wir haben uns auch an diesen Krieg gewöhnt. Die Gewalt hat längst Platz genommen in uns.

Ex-Jugoslawien - Instrumentalisierung einer Katastrophe

Es gibt ein – nicht notwendig bewußtes – Zusammenspiel zwischen der Verherrlichung der Gewalt der Mordbrenner in der rechtsradikalen Szene und der Instrumentalisierung der Jugoslawienkatastrophe. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Bürgerkrieg im Balkan einigen bei uns sehr willkommen kam. Zumindest läßt sich diese Katastrophe im Interesse der Gewaltbereitschaft instrumentalisieren. Angesichts des Gemetzels, des Elends, der Zerstörung, der Folterlager für Frauen – muß man nicht eingreifen? Handeln? Zuschlagen? Ist nicht die militärische Intervention die einzige Antwort? Wir haben in Deutschland „erstmals seit 1945 wieder eine Art Kriegsstimmung ... nicht im Volk, wohl aber in einem Teil der politischen Klasse" (Peter Glotz).

Die Instrumentalisierung des Balkankrieges bietet innenpolitisch die Gelegenheit, die Militarisierung voranzutreiben und zugleich dem Pazifismus das Stückchen Land, das er hierzulande gewinnen konnte, wieder abzujagen. Endlich läßt sich mit dem Pazifismus aufräumen, in bester deutscher Tradition. Kriege, so klingt das verlogenste, jedes Denken sich sparende euro- und androzentrische Argument, hat es immer gegeben. Die Bedingungen der Ausnahme von dieser Regel, die Friedensfähigkeit anderer Kulturen, Gruppen und Individuen, wird nicht untersucht. Über Friedensaktivitäten, sowohl auf dem Balkan selber wie bei uns zulande, wird nicht berichtet. Der Grundtenor der Berichterstattung ist vielmehr teils hämisch, teils verzweifelt etwa der: Jetzt kann doch jeder sehen, daß Pazifisten naiv sind, bestenfalls idealistisch, selbstgerecht und ohne Verantwortungsgefühl. Wo ist denn die Friedensbewegung geblieben, wo bleiben denn ihre Großdemonstrationen? Vor kurzem schrieb eine mir unbekannte Leserin den Satz: „Da Ihre (sic!) Friedensbewegung in Bonn keine Demonstration gegen den Jugoslawienkrieg zustande gebracht hat, kann ich auch Ihre Bücher nicht mehr lesen ..." Was für ein Gemisch aus Hilflosigkeit, Zorn und Unterwerfung unter die Gewalt als das Reale, das tatsächlich die Welt bestimmt. Daß das Mittel der Demonstration in Bonn gut war, weil es um eine Entscheidung der Bonner Politik ging, aber für Sarajevo nicht, scheint nicht in die Köpfe zu passen. Zu viel Helm drauf... Und so triumphieren die Bellizisten, auch in den Medien: Alles, was von Seiten der Friedensbewegung tatsächlich getan worden ist, wird verschwiegen oder als nicht der Rede wert abgetan: die humanitäre Hilfe etwa einer Gruppe wie das „Komitee für Grundrechte und Demokratie" im Wert von 1,9 Millionen Mark, die internationalen Freiwilligen in den Flüchtlingslagern (von Pax Christi organisiert), die Unterstützung der Friedensgruppen im ehemaligen Jugoslawien selber. Solche Potentiale des Friedens werden nicht entdeckt und aufgegriffen. Die Fixierung auf militärische Gewalt ist in der Öffentlichkeit so stark geworden, daß eine Art Blindheit für gewaltfreie Konfliktlösungen herrscht. Darum müssen auch die politischen Forderungen der Friedensbewegung möglichst unsichtbar gemacht werden. Ich nenne die wichtigsten, die aufgrund dieser Fixierung auf Gewalt nicht als diskussionswürdig gelten.

- Unsere Grenzen müssen für alle Opfer des Krieges geöffnet werden, Aufnahme und Versorgung der Flüchtlinge anstelle zusätzlicher bürokratischer Beschränkungen sollten zusammengehen mit Druck, der eine Rückkehr der Flüchtlinge als politische Lösung offenhält.
- Die Öffnung der Grenzen muß auch für die jungen Männer auf allen Seiten der kämpfenden Parteien gelten, die desertieren wollen. Die Bundesregierung könnte den Frieden unterstützen, indem sie den Deserteuren Geld und Asyl anböte. Ein solcher Aufruf zur Verweigerung kann sich auf die UN-Charta berufen, die jeden Krieg, der auf Eroberung und Vertreibung von Menschen abzielt, verurteilt.
- Die Rüstungsexporte müssen verhindert werden. Jeder Krieg ist ein Geschäft für Waffenhändler, es ist aber nicht einzusehen, warum das blutige Geschäft nicht konsequent unterbunden und jede Zuwiderhandlung als das bestraft wird, was sie ist: Beihilfe zum Mord.
- Das beschlossene Wirtschaftsembargo muß konsequent durchgesetzt werden. Es ist ein Skandal, daß es bis heute kein Problem für die kriegführenden Parteien ist, Treibstoffe zu bekommen. Hier sind Polizeieinsätze für die Sanktionen am Platz.
- Das faschistoide Feindbild Serben gleich Teufel und Unterdrücker, Kroaten gleich Engel und Unterdrückte muß aufgelöst werden.
- In allen Bereichen des Kriegsgebietes arbeiten Friedensgruppen oft unter den schwierigsten Bedingungen. Sie brauchen Unterstützung und Anerkennung, damit sie – im Stil der KSZE – in die Konfliktlösungsgespräche einbezogen werden. Eine Gegenöffentlichkeit kann diesen Gruppen helfen.
- Humanitäre Hilfe konsequent zu leisten, hieße auch, die UNO für ihre Vermittlungsarbeit finanziell zu unterstützen.

Statt Forderungen zu diskutieren, wird häufig über die Zerspaltenheit der Friedensbewegung spekuliert. Als ob David das Problem wäre und nicht Goliath! Der Pazifismus wird als überlebt erklärt und abgeräumt. So kann man der Gesellschaft endlich die Zustimmung zum weltweiten, möglichst unbegrenzten Einsatz der Bundeswehr abverlangen.

Verdrängung all dessen, was „nicht geht"

Hier atmet kein Frieden mehr, und die Gewalt wird das Gewöhnliche. Das geistige Klima, das die Gewöhnung an die Gewalt gestattet oder erleichtert, ist die Kultur der Postmoderne. Es erstaunt vielleicht, wenn ich die Postmoderne, diese heitere und pluralistische Ästhetisierung des Daseins, mit der Gewöhnung an die Gewalt zusammenbringe. Meine Fragen richten sich weniger an ihre Philosophie als an eine postmoderne Alltags- und Lebenswelt, die es der Gewalt erlaubt, bei uns zu wohnen, während der Frieden den Status einer Asylantin hat.

Die Hälfte der Menschen, die in unseren Großstädten leben, tun dies als Singles, als einzelne, die in ihrer Zeiteinteilung, ihrer Versorgung, ihren Gewohnheiten unabhängig sind. Sie hängen zwar ab von einem Maschinenpark, ich nenne nur die Fahr-Maschine, nebst Wasch-, Spül-, Schreib-, Koch-,

Kommunikations-Maschine als Symbole eines zuvor ungekannten Individualisierungsschubes. Das solitäre Ich, umgeben von seinen Maschinen und Accessoirs, ist der Adressat der Werbung, das Marktsubjekt. Elementare Erfahrungen der Gemeinsamkeit, wie etwa das Teilen eines Puddings unter mehrere Kinder, werden nicht mehr gemacht. Die Restriktionen, die den Lebensstil und die sexuellen Beziehungen, die Bindungen an Arbeitsplatz oder Angehörige, aber auch den Verbrauch von Energie und Konsumgütern bestimmten, sind für viele unerheblich geworden. Flexibilität ersetzt, was man früher „Charakter" nannte. Anything goes, alles geht, du mußt es dir nur nehmen. Wertvorstellungen von dem, was wichtig oder gut ist, verlieren an Bedeutung. Erst recht wird es zunehmend unerlaubt, etwas als überflüssig, schädlich oder selbstzerstörerisch zu kritisieren, du kannst doch andere nicht „ausgrenzen"! Das Lebensgefühl des „Anything goes" beruht auf der umfassenden Verdrängung alles dessen, was nicht geht, wie Gewaltfreiheit oder Kindergartenplätze oder Arbeit für alle.

Postmoderne Toleranz: Auslieferung der Schwachen an die Mächtigen

Die philosophische Definition der Postmoderne lautet: radikaler Pluralismus. Unter den verschiedenen Diskursen, in denen Menschen sich verständlich zu machen versuchen, gibt es keinen Meisterdiskurs. Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit – sie erscheinen nur im Plural, und jeder Versuch, eine Wahrheit über andere zu stellen, widerspricht dem Grundgesetz dieses Pluralismus, der im Interesse der Autonomie und der Individualisierung arbeitet. Das implizierte Urbild einer solchen Weltsicht ist der freie Markt, auf dem jeder und jede anbieten kann, was sich verkaufen läßt... Es darf kein Entweder-Oder geben, sondern nur ein freies fließendes Sowohl-Als-auch. So werden die Lebensstile der totalen Individualisierung und entsprechenden Entpolitisierung abgesegnet. Unter der Flagge der höchsten noch verbleibenden Tugend, nämlich der angeblichen Toleranz, wird in Realität die Auslieferung der Schwächeren an die Mächtigen zur Normalität erhoben. „Es kann nicht nur Störche, es muß auch Frösche geben." Dieser Satz stammt aus der Konquista, er wurde zur Rechtfertigung der Unterwerfung und des Genozids an den amerikanischen Ureinwohnern benutzt. Auch er artikuliert ein Sowohl-Als-auch. Manche sterben eben an Hunger, andere an Überfressenheit. Manche haben Arbeit, andere sind unverwertbar und unemployable; sie werden nach den Statistiken der USA gar nicht mitgezählt. Die Philosophie der Postmoderne ist konstruiert nach dem Modell des Marktes. Erdbeer- und Vanilleeis schließen sich doch auch nicht aus, warum soll dann ein Unterschied bestehen zwischen einem Unternehmen, das Giftgas fabriziert, und einem, das Kinderbettchen herstellt! Anything goes indeed... Das Problem der Macht kann im Rahmen der verschiedenen Diskursarten nicht reflektiert werden. Alles ist möglich, verschiedene Produkte gehen ebenso wie verschiedene Sexualbeziehungen oder verschiedene Ästhetisierungen des Alltags. Alles wird zu verschiedenen Geschmacksrichtungen gemacht, der einzige Imperativ, der aus dem „Anything goes" folgt, ist das „Keep your options open". Freiheit wird verstanden als totale Unabhängigkeit, das Ideal ist das Niemanden-brauchen und Nichtgebraucht-werden. Der gesunde, weiße, einzelne, flexible junge Mann scheint das einzige Wesen zu sein, das diese Erde bevölkert. Erfahrungen wie die, daß wir Solidarität brauchen und geben können, sind nicht mehr vermittelbar. Das Recht der Störche, die Frösche für sich zu benutzen, wird nicht hinterfragt. Diese Rechtlosigkeit der Schwächeren enthält in sich selbst eine Einladung zur Gewalt: Warum haben die Frösche auch keinen Schnabel! Sollen sie sich doch einen besorgen!

Die individuelle Beliebigkeit befördert die Entsolidarisierung der Menschen. Warum interessieren Sie sich für El Salvador? fragte mich ein flotter junger Journalist, haben Sie dort Familie? Eine andere Motivation war für ihn nicht denkbar. Die Vorstellung, daß alle, die dort gefoltert werden oder verschwinden, meine Geschwister sind, ist ihm nicht nachvollziehbar. Aber Entpolitisierung geht noch weiter, selbst die eigensten Interessen an Lebensqualität von Luft und Wasser werden denen des Konsumierens untergeordnet. Philosophisch spiegelt sich das in der Vorstellung, die Geschichte der Menschen sei nun in der totalen technologischen Erfüllung in die post-histoire übergegangen. Utopien – wie etwa die einfachen biblischen vom täglichen Brot für alle oder von den Schwertern, die Pflugschare werden – haben keinerlei Sinn, ja sie werden unter Stalinismusverdacht gestellt. Wer an sie glaubt, hat den Pluralismus verlassen, denkt totalitär oder spinnt eben.

Zwar begegnet man auch solchen Menschen mit der Toleranz einer dehnbaren Gummizelle. Viele, die sich je in einer Fußgängerzone vor den Konsumpalästen für weniger Bomben, sauberes Wasser, das Überleben einiger Bäume oder das Hierbleiben von Sinti und Roma eingesetzt haben, werden das Gefühl kennen, als liebenswürdige Dinosaurier belächelt zu werden. Die utopiefreie, geschichts- und erinnerungslose Gesellschaft ist unkämpferisch, heiter, nett und selbstzufrieden – oder auch gestreßt und krank; in jedem Fall kann sie die Gewalt nur wahrnehmen, wenn sie von unten kommt. Die Gewalt der ökonomischen, politischen, militärischen und naturfeindlichen Macht, die die Paläste so glitzern läßt und das Konsumieren selber immer neu ästhetisch inszeniert, bleibt unsichtbar. „Konsumterror" ist ein Begriff der sechziger, nicht der neunziger Jahre. Daß dieses als eine zweite Natur erlebte Paradies der Auswahlfreiheit, der Fülle, der Schönheit, der Verlockung auf Gewalt beruht, ist unbekannt, und die Sehnsucht nach wirklicher Freiheit zum Beispiel von dem Zwang, andere Menschen zu betrügen und zu bestehlen, stirbt im luxuriösesten Gefängnis der Weltgeschichte. „Warum", sagt ein Sufimeister des 8. Jahrhunderts, „wenn Gottes Welt doch so groß ist, bist du ausgerechnet in einem Gefängnis eingeschlafen?" Hinter der Fassade einer post-historischen Welt wachsen nach meinem Eindruck nicht nur Streß und Leere, sondern auch die Unterwerfung unter *die* Gewalt, die uns ganz selbstverständlich auf mobile Konsumtierchen reduziert. Hier kann kein Friede mehr atmen, er wird unter wohlriechenden Duftwolken erstickt. Mit der Geschichtslosigkeit wächst ein anthropologischer Pessimismus, der in vielen Medien mit Beginn der neunziger Jahre immer deutlicher hervortritt. Die Menschen sind im Bild der Maschine geschaffen, das bedeutet auch, daß Ersatzteile zwar beschafft werden können, die Produktions- und Funktionsweisen aber immer dieselben bleiben, die Maschine wächst nicht, sie bereut nicht, sie kann sich nicht ändern. Sie benutzt die natürlichen Ressourcen und übt uns so in die als natürlich angesehene Gewalt ein. (...) ■

Dr. Dorothee SÖLLE ist Theologin. Sie arbeitet und lebt als freie Schriftstellerin in Hamburg.

„ ...und dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu“

Jugendarbeit im Spannungsfeld zwischen Verharmlosung und antirassistischem Engagement

Gerald GRÜNEKLEE

Rechtsextremismus und Rassismus sind von den bundesdeutschen PolitikerInnen und Medien lange Zeit – und unter hartnäckiger Ignoranz aller Studien, die auf das Ausmaß an Zustimmung hinwiesen, derer sich ausländerfeindliche und antisemitische Aussagen erfreuten – heruntergespielt worden.

Das hat sich nun geändert.
In einem Maße, das für ein System, in dem die Nachricht zur Ware wird, wiederum typisch zu sein scheint, werden nun im Gegenteil Skinheads und rechte Jugendliche zum Medienereignis stilisiert. Die bloßen Dämonisierungen der „schlimmen Jugendlichen“ dienen dabei allerdings einer höchst durchsichtigen Ablenkung vom wahren Ausmaß des Rassismus in unserer Gesellschaft.

In solchen Phasen eruptiv hervorbrechender gewalttätiger Auseinandersetzungen in der Gesellschaft wird regelmäßig der Ruf an die Pädagogik laut, die offensichtlich „ausgerasteten“ Jugendlichen wieder einzufangen und verwertbar zu machen, das heißt zu integrieren. Umgekehrt versuchen Menschen aus (sozial)pädagogischen Arbeitsbereichen, diese Anspruchshaltung auszunutzen und sich mit pädagogischen Gegenprogrammen zu profilieren, Gelder locker zu machen und den Arbeitsplatz abzusichern. Die für richtig befundene Therapie muß dabei, soll die pädagogische Entgegnung nicht von vornherein nur „Feuerwehr-Funktion“ haben (zu löschen, wo's akut brennt), in Zusammenhang mit einer zu leistenden Analyse der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stehen, die die entsprechenden Erscheinungsformen begünstigen oder reproduzieren.

Klassischer Ansatz: Aufklärung

Der klassische antifaschistische Ansatz einer „Erziehung nach Auschwitz“ ging davon aus, faschistische Phänomene basierten auf Vorurteilen, die mit entsprechendem Wissen aus der Welt zu schaffen seien. Dieser Ausgangspunkt führte also zu der Methode, Kinder und Jugendliche „aufzuklären“, Fakten zu vermitteln, Fahrten zu Gedenkstätten zu organisieren und ähnliches mehr. Ein Nachteil ist, daß die Aufklärung relativ spät ansetzt, zu einem Zeitpunkt, wo die durch Familie und Cliquen vermittelten Meinungen schon zu Vorentscheidungen geführt haben. Zudem spricht die Aufklärung nur jene an, die ohnehin dafür offen sind. Schließlich werden, wie Eberhard Seidel-Pielen feststellt, Jugendliche nicht deshalb rechtsradikal, „weil sie zu wenig über die NS-Zeit wissen, sondern weil ihnen Rassismus, Antisemitismus und Nationalismus als die beste oder einzige Lösungsmöglichkeit aus gegenwärtigen sozialen Problemlagen und/oder (Selbst)Bewußtseinsdefiziten *nützlich* erscheinen“ (»taz«, 2. 11. 1993). Groteskerweise führen beispielsweise wohlmeinende Fahrten nach Israel dazu, daß die (potentiellen) jüdischen Opfer in der Beweislast sind, zu zeigen, daß sie gute Menschen sind und besser nicht umgebracht werden sollten.

Akzeptierende Jugendarbeit

In den pädagogischen Diskussionen dominant ist seit etwa 1990 das Konzept der „akzeptierenden“ Jugendarbeit. Auch in viele Veröffentlichungen und Tagungen zu antirassistischer Pädagogik wird dieser Ansatz vertreten. Da dieser Ansatz in den laufenden Diskussionen nach wie vor von herausragender Bedeutung ist, will ich mich im folgenden wesentlich darauf beschränken.

Exemplarisch möchte ich die Analysen, Lösungsmöglichkeiten und auch meiner Ansicht nach Unzulänglichkeiten dieser Richtung aus drei neueren Publikationen herausarbeiten:

- aus der Dokumentation des „3. Thüringen - Rheinland - Pfalz-Seminars“, das vom 4. bis 6. Dezember 1992 in Bad Kreuznach durchgeführt und 1993 unter dem Titel „Antirassistische Jugendarbeit“ (im folgenden: „Dok“) veröffentlicht wurde;
- aus dem Sammelband „Jugend und Gewalt“ (im folgenden: „JuG“) von Hubertus Heil, Muzaffer Perik und Peter-Ulrich Wendt (Hg.), erschienen ebenfalls 1993;
- aus dem von Albrecht Scherr herausgegebenen (und auch inhaltlich dominierten) Band „Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen“ (1992), (im folgenden: „Scherr“).

Die einzelnen AutorInnen werden der besseren Lesbarkeit halber nicht immer namentlich genannt.

Eine Beschränkung auf diese drei Titel und der Verzicht auf 1994 veröffentlichte Materialien zum Thema scheint durchaus gerechtfertigt, da sich die weiteren Titel zum Thema in ihren Kernaussagen gleichen und auch nichts wesentlich Neues bieten.

Modernisierungsopfertheorie

Hintergrund der „akzeptierenden“ Jugendarbeit ist die im sozialwissenschaftlichem Bereich populäre, besonders von Wilhelm Heitmeyer vertretene These, daß es sich – nicht nur bei den rechten Jugendlichen – heute um jugendliche „Orientierungswaisen“ (Dok, S. 8) handelt. Stichworte wie Individualisierung, Auflösung tragfähiger sozialer Milieus, Strukturwandel von Jugend, Risikogesellschaft, Krise der Arbeitsgesellschaft und der völlige gesellschaftliche Umbruch (um nicht zu sagen: Abbruch) im Osten (JuG, S. 95) wären hierfür zu nennen. Kurz: die Lebensgrundlagen und Lebensperspektiven der Jugendlichen werden regelrecht „plattgemacht“.

Doch abgesehen davon, daß es durchaus zweifelhaft ist, ob solche in

der Tat ablaufenden Umstrukturierungen zwangsläufig einen Rechtsschub zur Folge haben müssen, nach der dann alle irgendwie „Verlierer“ sind (im Westen eher durch soziostrukturelle Entwicklungen, im Osten durch die materielle Situation), läßt die These vom Orientierungsverlust einige Aspekte weitgehend außer acht.

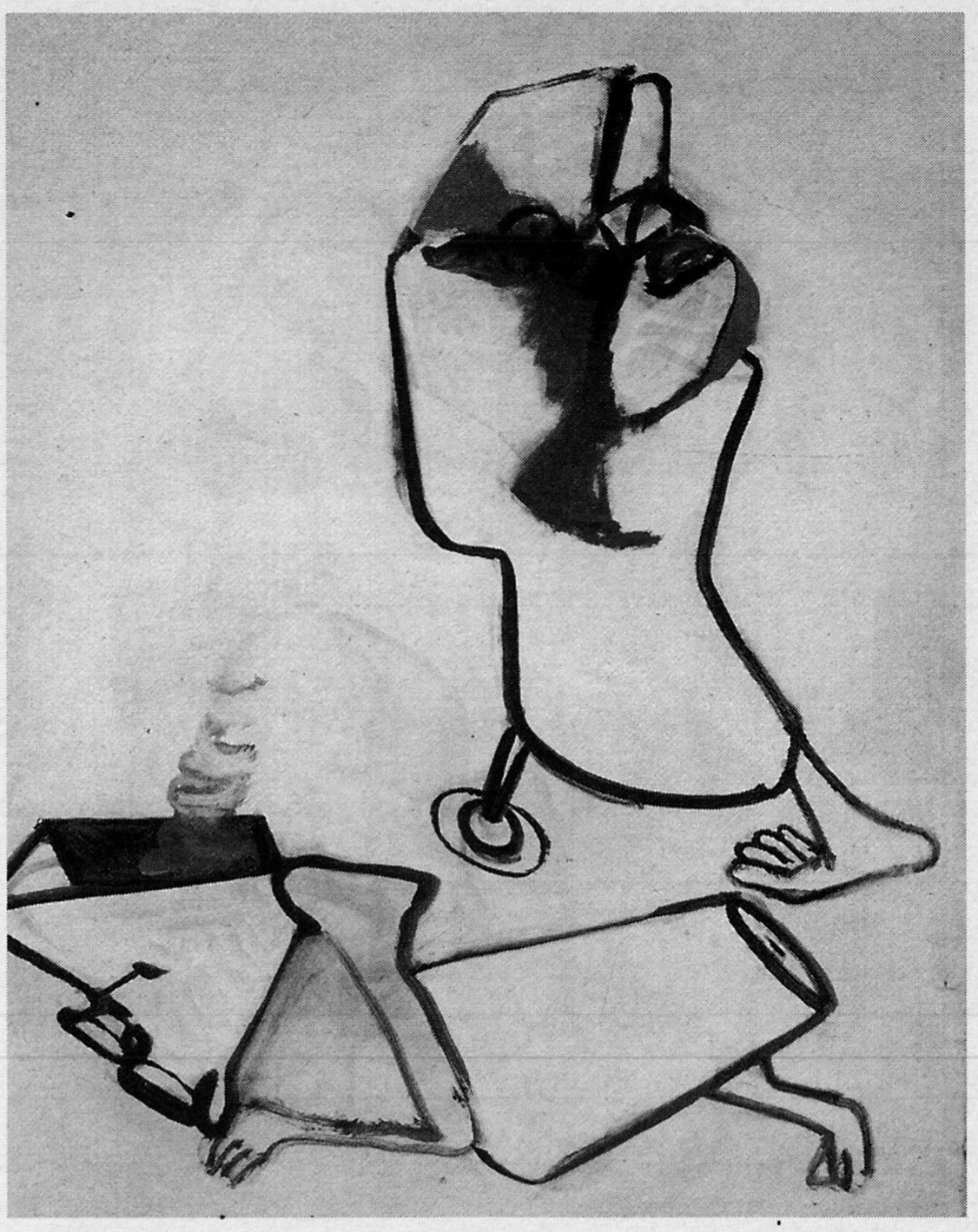
So ist nicht erwiesen, daß gerade die „Opfer der Risikogesellschaft“, die „Modernisierungsverlierer“ den Zulauf der Rechten bilden – im Gegenteil: von Wilhelm Heitmeyer selber kann auch in seiner jüngsten Studie (Weinheim 1992) kein Zusammenhang zwischen Orientierungslosigkeit und Rechtsextremismus hergestellt werden. Vielmehr besteht der einzig signifikante Zusammenhang gerade bei Jugendlichen, die nicht ganz „unten“ sind und daher Angst haben, ihre Privilegien zu verlieren. Gerade diese Jugendlichen, die der herrschenden Aufstiegs- und Leistungsideologie gewissermaßen militant zustimmen, stimmen nämlich besonders häufig Ausgrenzungsforderungen zu – nur veranlaßt dieses für Heitmeyer sicher selber überraschende Ergebnis ihn nicht, seine Theorie zu überdenken.

Den sogenannten „Wohlstandschauvinismus“ faßt Rudolf Leiprecht in seinem Text „Rassismus und Ethnozentrismus bei Jugendlichen“ (Duisburg 1992) nach einem Gespräch am Beispiel von Georg – der sich in einer gut abgesicherten Position befindet – zusammen:

„Sein Bild von der ungleichen Entwicklung und der Verteilung des Reichtums auf der Welt ist ein nahezu analoges Bild seiner Vorstellung des gesellschaftlichen Aufstiegs hierzulande, mittels individueller Fähigkeiten und Leistungsbereitschaft. Die, die schließlich ‚oben‘ sind, sind in aller Regel deshalb ‚oben‘, weil sie etwas geleistet haben. Mit anderen Worten: Sie haben es verdient, ‚oben‘ zu sein. Die anderen haben es durch eigenes Verschulden ‚nicht geschafft‘.

Da die ‚Deutschen‘ die besseren waren, haben sie jetzt sozusagen ‚die Nase vorn‘; der Reichtum in der Welt ist so ‚für uns recht positiv" verteilt, gewissermaßen begründet und gerechtfertigt durch Leistungsfähigkeit und Erfindungsreichtum der „Deutschen‘.

Seine Haltung ist von einem ‚patriotischen Denken‘ bestimmt. Er sieht sich gewissermaßen als potentiellen Nutznießer einer starken deutschen Nation in der Welt. Er möchte mit zu den ‚Starken‘ und ‚Reichen‘ gehören.



Maria Lassnig, Kriegskinder, 1962

Mit diesem nationalistisch nutznießerischen Standpunkt kommt er zu einer scharf ausgrenzenden Haltung gegenüber Flüchtlingen und AussiedlerInnen.

Er sieht natürlich auch, daß hier Schwächere unterdrückt werden. Dies hält er jedoch für einen natürlichen Wesenszug des Menschen überhaupt. Der Kapitalismus erscheint ihm als eine Gesellschaftsordnung, die dieser Natur des Menschen entspricht: ‚Der Mensch ist halt ein Egoist‘, sagt Georg.“ (Leiprecht S. 37)

Dieses Zitat macht deutlich, wie nationalistische und rassistische Ausgrenzungen keineswegs irrationalen Gefühlen entspringen, sondern für die Lebenslage, aus der heraus sie formuliert werden, höchst funktional sind.

Wohlstandschauvinismus

Die vermeintliche „Orientierungskrise“ ist also allenfalls die eine Seite der Medaille, auf deren anderer Seite uns feist der Wohlstandschauvinismus entgegengrinst. Dieser ist freilich ein labiles Konstrukt – doch gerade das macht ihn so aggressiv und gefährlich.

Zu wenig wird von den „akzeptierenden“ JugendarbeiterInnen beachtet, daß weniger die Jugendlichen selbst das Problem sind. Scherr betont zum Beispiel die „Notwendigkeit einer offensiven Auseinandersetzung mit Jugendproblemen“ (Scherr, S. 36). Doch welche Probleme sind gemeint? Ist der Rassismus hier das Problem, so ist doch festzustellen, daß Asylgesetzdiskussionen und Sündenbockkampagnen rechtsradikale Entwicklungen erst initiiert und dann forciert haben. So wurden rassistische Jugendliche bestätigt, indem das Asylrecht mit der Begründung, die Bevölkerung würde durch die vielen „Asylanten“ (ein Begriff, dem Jürgen Link die Funktion eines „Killwortes“ zuweist) überfordert, abgeschafft wurde.

Stellen jedoch die kapitalistischen Strukturen das Problem für die Jugendlichen dar (und ganz sicher nicht nur für sie), wäre eher eine politische Auseinandersetzung gefordert als der Zugriff der Pädagogik.

Tatsächlich wird wohl festgestellt, daß Pädagogik kein Ersatz für Politik sein könne (Dok, S. 105) und die Alibifunktion von Pädagogik konstatiert (Dok, S. 120). Helmut Hafemann sieht die unerwünschte Nebenwirkung, daß eine „problemfixierte Förderungsstruktur“ dazu führen könne, Jugendliche zu der Annahme zu verführen, Gewalt würde sich (beispielsweise um an eigene Räume zu kommen) lohnen. Andererseits würden pädagogische Maßnahmen besonders bei „in hohem Maße gewaltbereiten Jugendlichen“ schnell an ihre Grenzen stoßen. Er postuliert, daß aus „pädagogischer Verantwortung politisch gehandelt“ werden müsse (Dok, S. 126). Aufgrund der Grenzen pädagogischen Handelns sei antirassistische Jugendarbeit denn auch eher als Zielvorstellung zu begreifen, heißt es einleitend in „Antirassistische Jugendarbeit“ (Dok, S. 13).

Gestärkte Erziehung?

Doch gerade in diesem Buch wird um jeden Preis an Sinn und Nutzen der *pädagogischen* Schadensregulierung festgehalten. „Es wird nicht einfacher für ein pädagogisches Handeln, wenn wir den Zusammenhang zwischen Sozialpolitik und Migrationspolitik ins Auge fassen" weiß Franz Hamburger – um damit zu enden, daß Erziehung „also noch wichtiger geworden" sei (Dok, S. 33). Und Wilfried Schubarth geht zwar davon aus, daß Pädagogik und Sozialarbeit nicht die politischen und sozialen Probleme lösen können – fordert aber anschließend, daß die „Erziehungsfunktion der Schule gestärkt" werden müsse (Dok, S. 36). Gerade Schubarth hat eine Seite zuvor die gewalthaltigen Strukturen in der Gesellschaft bemerkt, so daß wir einigermaßen verblüfft fragen können, wie die Erziehung denn „gewaltfrei" (Erziehung ist strukturell bereits per se ein Gewaltverhältnis) gestärkt werden soll. Vor allem aber: zu was soll da eigentlich erzogen werden, wenn doch allenthalber der „Verfall von Normen und Werten" und die „Orientierungslosigkeit" beklagt wird. Da scheinen dann doch einige weniger orientierungslos zu sein und allgemeinverbindliche Erziehungsziele formulieren zu können (oder zumindest zu wollen). Selbst wenn diese Ziele dann feststünden, ist die nächste Frage, wie diese ausgegebenen Wunschvorstellungen umgesetzt werden können. An hehren Zielvorstellungen, die Fixpunkte der schulischen Sozialisation darstellen sollen, mangelt es in den bundesdeutschen Landesschulgesetzen ja bereits jetzt nicht.

Insgesamt jedoch spielt die Schule in den Veröffentlichungen zur Jugendarbeit nur eine untergeordnete Rolle. Es geht hier vor allem um den Umgang mit der Klientel im außerschulischen Bereich. Die „akzeptierende" Jugendarbeit geht erstmal vom Scheitern der herkömmlichen Schulpädagogik wie der Versuche einer Aufklärung aus. Zugleich beinhaltet dieses Konzept eine strikte Abkehr von Versuchen, Rechtsextremismus und Gewalt offensiv mindern zu können – und hier wird es problematisch.

Wo bleiben die wirklichen Opfer

Denn tatsächlich mag ein „disziplinierender Antirassismus", der seine Ziele lediglich mittels Strafen und Verboten zu verwirklichen sucht, ebensowenig wünschenswert sein wie eine rein kriminalistische Herangehensweise an das Phänomen. Umgekehrt aber ist die Eintrittskarte in die „akzeptierende" Jugendarbeit hoch: die Erkenntnis, Jugendliche bräuchten keine „Besserwisser" (Scherr, S. 38) muß sicher nicht zwangsläufig geradewegs in eine Beliebigkeit führen, die auch den letzten ausländerfeindlichen Brandstifter noch verständnisheischend umgarnt. Meistens läuft es jedoch darauf hinaus. So werden dann Ansätze für „positives" Anknüpfen an die Provokationen der Jungmänner* gesucht – ein sumpfiges Terrain, in dem die Frage, wie weit die Akzeptanz rassistischer Parolen und machohaft-körperlichen Agierens denn zu reichen hat, nicht definitiv zu beantworten ist. Einfacher scheint die Frage, was nicht erwünscht ist. So sind sich alle „Akzeptanz"-VerfechterInnen darin einig, daß jegliche, an die Adresse der Jugendlichen gerichtete, Diffamierungen, Ausgrenzungen und Stigmatisierungen zu unterbleiben haben, da sonst der Erfolg der Maßnahme gefährdet sei. So schützen die freundlichen SozialarbeiterInnen – „Miteinander statt Gegeneinander" ist oft ihr Motto – ihre „Schützlinge" bis zur Aufgabe auch der letzten emanzipatorischen Ansprüche. „Beziehungsarbeit" ist zu leisten, wir haben uns „einzulassen" auf die armen Jugendlichen, um eines Tages – vielleicht – gemeinsam zu „befriedigenderen Lebensbewältigungsstrategien" (Scherr, S. 52) zu gelangen.

Da ist es kein Wunder, daß in der einschlägigen Literatur die Täter weitestgehend fehlen. Es wimmelt dagegen nur so von frustrierten Jugendlichen, die ihre Enttäuschung nun einmal leider noch nicht so ganz auf die richtige Art artikulieren können. Von den Menschen aber, die als „Opfer der Opfer" bisweilen halb- oder auch ganz totgeprügelt werden, ist allenfalls indirekt die Rede, etwa wenn einleitend durch Namen wie Hoyerswerde, Hünxe, Rostock und Solingen zu erkennen gegeben wird, daß man/frau sich der Dimension der Angelegenheit bewußt ist, oder wenn die Zahlen ausländerfeindlicher Übergriffe addiert und in abstrakte, vergleichende Statistiken gegossen werden. Diese wahren Opfer haben keine Biographien. Vor lauter Verständnis für die Motivationen der vielleicht etwas fehlgeleiteten Jugendlichen, deren Biographie dagegen haarklein aufgedröselt wird, gerät der aktive Part der (keineswegs immer kahlgeschorenen) Mordbrenner aus dem Blick.

Natürlich müssen sich die Arbeit mit MigrantInnen und die mit rechtsorientierten Jugendlichen nicht als zwei in jedem Fall ausschließende Optionen gegenüberstehen (s. Scherr, S. 22) – faktisch jedoch werden über das „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt" (AgAG) Mittel bereitgestellt, von denen zum Beispiel in der Flüchtlingsarbeit engagierte Menschen nur träumen können. Das allein spricht nicht unbedingt gegen die üppige Finanzspritze für das AgAG, sondern für eine Etat-Erhöhung in anderen Bereichen. Doch werden wir sehen, daß diese großzügige finanzielle Ausstattung für das AgAG nicht zufällig ist – und wir werden sehen, was mit diesem Geld geschieht.

60-Millionen-Mark-Projekt

Als erstes fällt der Name auf: richtig, von Rechtsextremismus oder gar Rassismus ist bezeichnenderweise schon im Projekttitel *keine* Rede. Die in der „akzeptierenden" Jugendarbeit tätigen Menschen drücken sich vehement um Begriffe wie „rechtsextrem" oder gar „rassistisch" und erklären vielmehr, wie überholt solche Polarisierungen doch seien. Verallgemeinernd und zugleich verharmlosend wird stattdessen zum Beispiel einfach von „auffälligen" Jugendlichen und „rebellischem Protest" gesprochen. „Wir sprechen ... längst nicht mehr von rechtsextremistischen Jugendlichen ... Und ‚unsere' Jugendlichen empfinden solch gängige Begriffe ... als demonstrative Mißachtung. Sie ... sind es überhaupt leid, in derartige Schubladen gesteckt zu werden", macht sich Franz Josef Krafeld zum Fürsprecher der bösartigerweise vorschnell katalogisierten Jugendlichen (Scherr, S. 39).

Neben der Bezeichnung ist auch der Zeitpunkt, an dem das 60-Millionen-Mark-Programm AgAG gestartet wurde, nicht zufällig: als direkte Reaktion auf das Pogrom in Hoyerswerda 1991 ist es ein typischer pädagogischer Schnellschluß (es fehlt an entsprechend ausgebildetem Personal ebenso wie an einem schlüssigen Konzept). Gerd Becker, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) in Frankfurt/Main und AgAG-Projektberater in Thüringen, ist sich sehr wohl bewußt, daß die Pädagogik nur gerufen ist, wenn Teile der Jugend stark abweichendes Verhalten zeigen und wieder aus dem Blickfeld gerät, wenn die *Er-*

scheinungen vorbei sind (Dok, S. 73). Becker weist darauf hin, daß erst ein Teil der DDR-Strukturen zerschlagen wurde (zum Beispiel Jugendclubs), um daraufhin ein Programm in Gang zusetzen, das die unter anderem aus der folgenden Identitätskrise resultierenden Schwierigkeiten auffangen sollte.

Die inhaltlichen Ziele von AgAG sind eher vage formuliert, Schwerpunkt sind – wie bei der „akzeptierenden" Jugendarbeit insgesamt – präventive und aufklärende Maßnahmen gegen Gewalt, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus. Eine Erfolgsmessung ist schwierig und fällt widersprüchlich aus: während Menschen wie Becker sich „hoffnungsvoll" äußern (Dok, S. 79), wird eingestanden, daß die Projekte die Erwartung einer Ad-hoc-Bekämpfung von Rassismus und Gewalt nicht erfüllen können. Zum Teil scheint im Feld der „akzeptierenden" Jugendarbeit ein ausgeprägter Selbstbetrug wirksam zu sein: so äußert eine Streetworkerin am 9. 11. 1993 in der »taz«: „Es gibt keine rechtsradikalen gewalttätigen Übergriffe mehr in Halle" – diese Aussage stimmt schlicht nicht und ist allenfalls durch „Betriebsblindheit" zu erklären: es kann nicht sein, was nicht sein darf.

Dieselbe Streetworkerin behauptet, daß die Etikettierungen „rechts" und „links" letztlich keine Bedeutung mehr hätten, austauschbar seien und etwaige Differenzen zufällig wären.

Vorwürfe gegen AntifaschistInnen von PädagogInnen

Dezidierte Vorwürfe hagelt es in der PädagogInnen-Szene jedoch gegen AntifaschistInnen: antirassistische Vorbeugemaßnahmen trügen unter Umständen zum Erhalt des Rechtsradikalismus bei (Dok, S. 9), die „im Westen gern geübten Ausgrenzungen" wie „Nazis raus" würden nur die Stabilisierung der rechten Subkultur bewirken (Scherr, S. 12), auch gutgemeinte Solidaritätsaktionen etwa mit Flüchtlingen würden die „Lagermentalität verstärken" und schließlich wird der „hilflose Wehret-den-Anfängen-Antifaschismus" niedergeredet (JuG, S. 8). Solche überflüssigen Distanzierungsrituale scheinen geradezu zu den Pflichtübungen vieler „Akzeptanten" zu gehören. Eine teilweise sicher überholte antifaschistische Praxis zu kritisieren ist berechtigt – doch außer daß sie sich nun mit dem Prädikat „Pädagogisch wertvoll" am „Kampftrinken" beteiligen dürfen, haben die „akzeptierenden" PädagogInnen nicht viel vorzuweisen: ein Zusammenhang zwischen AgAG-Projektstandorten und sinkenden Gewaltziffern ist nicht auszumachen. „Ist es ein Erfolg, wenn Jugendliche, statt Baseballkeulen zu schwingen, ‚nur' rechte Sprüche klopfen?" fragt nicht unberechtigt Annette Rogalla in der »taz« (12. 1. 1994).

Selbst der Minimalstandard ist kaum einzuhalten: „keine Gewalt", „keine Propaganda für rechtsextremistische Parteien", „kein Rekrutierungsfeld für rechte Organisationen" sind die Leitsätze des AgAG-Programms – und nicht einmal diese ließen sich bisher durchsetzen. Im Gegenteil: es haben schon mehrere Übergriffe auf linke Projekte aus AgAG-unterstützten rechten Gruppen stattgefunden – zum Teil kommen die Sozialarbeiter selber aus der Skinhead-Szene (JuG, S. 49) – so mutiert die bedingungslose „Akzeptanz" unversehens zu einer *Unterstützung* rechter Jugendlicher. Klaus Ness erblickt in einer sarkastischen Wortschöpfung gar den „Nationalsozialarbeiter" am Horizont (JuG, S. 50). So treibt das „akzeptierende" Konzept merkwürdige Blüten: Gibt es neben staatlich finanzierten Go-Cart-Bahnen, Israel-Reisen, Kraftsport-Studios und dem „positive Gruppenerlebnisse" vermittelden „Bungee-Jumping" demnächst auch staatlich finanzierte Neonazi-Parteisekretäre? Das sind keine Ausrutscher, sondern Konsequenzen eines Programmes ohne klares Konzept, bei dem es wohl mehr darum geht, daß „wir" ja etwas gegen den zunehmenden Rassismus tun.

Via zunehmender Pädagogisierung der Jugendarbeit, die nun mittels *Erlebnispädagogik* (analog zu Erlebnisgastronomie und Erlebniskaufhaus) künstliche Highlights inszeniert, gibt es keinerlei Auseinandersetzung mit einer täglich millionenfach Gewalt und Rassismus reproduzierenden Gesellschaft mehr, sondern im Schonraum wird die gewünschte Realität nachgebildet.

Jegliche kritisch-emanzipatorischen Ansprüche sind in der Pädagogik auf nimmer Wiedersehen verschwunden. Ziel ist es offensichtlich nicht, daß Jugendliche herrschende menschenverachtende Strukturen durchschauenlernen, sondern Ziel ist vielmehr: angepaßte, verhaltensunauffällige Jugendliche.

Trotz hohen Aufwandes, räumen Scherr/Walcher enttäuscht ein, daß die Therapie „zumindest kurzfristig nicht zu wesentlichen Verhaltensänderungen der Jugendlichen führt" (Scherr, S. 128). Ja, richtig gehört, *gewünscht* ist die Verhaltensänderung also hin und wieder schon – trotz aller vorbehaltlosen „Annahme der Zielgruppe". Die Verhaltensänderung ist dabei Ziel eines heimlichen Lehrplanes, dessen die Jugendlichen möglichst nicht gewahr werden sollen – stünde doch sonst ihre Teilnahme an diesem Programm in Gefahr. Denn, so werden englische Skinheads zitiert: „...Ja, sogar der Hauswart im Wohnblock macht dich an. Und wenn du dann Feierabend oder Schulschluß hast und in den Jugendklub gehst, dann kommen noch die Sozialarbeiter dazu" (Scherr, S. 29). ■

Gerald GRÜNEKLEE ist freier Autor. Arbeitsschwerpunkt: Pädagogik und Bildungswesen. Er lebt in Norddeutschland.

* Die rechten Jugendgruppen sind von ihrem Aufbau her Männerbünde in Tradition bündischer Strukturen, wie sie auch bei Fußball- und Schützenvereinen zu finden sind. Dieser Sachverhalt wird explizit lediglich in Beiträgen von Frauen hin und wieder erwähnt – weil dieser Umstand selbstverständlich ist oder eher weil er unangenehm ist und möglichst unter den Tisch gekehrt werden soll, um Diskussionen über patriarchale Strukturen zu vermeiden? Die Tatsache, daß in einige dieser Bünde auch Frauen aufgenommen werden (wie auch rassistische Einstellungen von Frauen durchaus Zustimmung erfahren), entkräftigt die Aussage von den Männerbünden nicht: Frauen spielen hier nur dann eine Rolle, wenn sie sich den männlichen Standards anpassen und, siehe Berufsleben, sozusagen die „besseren Männer" werden. Welche Faktoren Frauen dazu bringen, letztlich gegen ihre eigenen Interessen zu handeln, ist ein eigenes Thema und kann hier nicht weiter erörtert werden.

Anmerkungen

Landesbeauftragte für Ausländerfragen Rheinland-Pfalz/ Ausländerbeauftragter der Stadt Weimar/ Arbeitskreis Asyl Rheinland-Pfalz/ Initiativausschuß Ausländische Mitbürger in Rheinland-Pfalz (Hg.): Antirassistische Jugendarbeit (Dokumentation). Mainz 1993

Hubertus Heil/ Muzaffer Perik/ Peter-Ulrich Wendt (Hg.): Jugend und Gewalt – Über den Umgang mit gewaltbereiten Jugendlichen. Marburg 1993

Albrecht Scherr (Hg.): Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen. Bielefeld 1992

Das Sexuelle und die Sexualität

Zum 10. Todestag von Fritz Morgenthaler

Wolfgang ERTLER

Für den aus der Schweiz stammenden Psychoanalytiker und Ethnologen Fritz Morgenthaler, führendes Mitglied der sogenannten Zürcher Schule der Ethnopsychoanalyse, ist das Sexuelle als energetisches Potential, das unsere Emotionalität ausmacht, von der Triebhaftigkeit bestimmt.

Darin folgt er Freuds Triebtheorie. Die Triebhaftigkeit wird aber, so Morgenthaler, im Laufe der kindlichen Entwicklung von äußeren Faktoren modelliert, in eine gesellschafts-adäquate Form der Sexualität gegossen. Daraus ergibt sich eine neue, nicht diskriminierende Bewertung der sogenannten abweichenden Sexualität, eine Bewertung, die oft im Widerspruch zu den Vorstellungen der Psychoanalyse über Homosexualität und Perversion steht. Grund genung, Morgenthalers Unterscheidung des Sexuellen und der Sexualität wieder aufzunehmen.

Das Sexuelle

Im Gegensatz zur organisierten Sexualität ist das Sexuelle die Triebhaftigkeit, die jedem Erleben ganz allgemein etwas Dranghaftes verleiht. Diese Triebhaftigkeit ist zunächst ungerichtet, ziellos, zeitlos, unkonditioniert und vor allem unbewußt. Nur die Tendenz der Triebregungen ist sichtbar und spürbar: als Bewegung, als Emotionalität. Die triebhafte Bewegung schwingt mit seinem emotionalen Gehalt in allem mit, was wir tun, in jeder Geste, in jedem Gedanken, in allem, was wir vermitteln und was wir erleben. Und nur das läßt uns lebendig erscheinen.

In der Psychoanalyse wird dies alles unter dem sogenannten Primärprozeß subsumiert. Er ist von Anfang an da, quasi kommen wir mit ihm in die Welt und er ist zunächst unsere einzige Informationsquelle. Erst später kommt der Sekundärprozeß dazu. Im Gegensatz zur unbewußten Wahrnehmungsweise des Primärprozesses ist seine Wahrnehmungsweise bewußt, bezieht sich auf das Erfaßbare, Erlernbare und Verstehbare und benützt alle Hilfsmittel, die im logischen Denken, in Sprache und Schrift, in der präzisen Beobachtung und Interpretation zur Verfügung stehen. Es ist die Wahrnehmungsweise der Erwachsenen, aber nicht ausschließlich, denn das Primärprozeßhafte wird auch, wenngleich unbewußt, weiterhin wahrgenommen. Denken wir etwa an die Begegnung zweier Menschen. Dabei werden ja nicht nur logische Schlüsse über den anderen gezogen, sondern es sind genauso primärprozeßhafte Vorgänge im Spiel, die man spürt, aber allzuleicht übersieht. Deshalb gibt es, so Morgenthaler, fast unvermeidlich eine Disharmonie zwischen Primär- und Sekundärprozeß im Erleben des einzelnen und auch in der Gesellschaft.

Zunächst zum einzelnen. Im Verlauf seiner Entwicklung wird der Primärprozeß organisiert und strukturiert. Die Triebregungen werden in bestimmte Bahnen gelenkt und äußern sich als Wünsche und Phantasien. Aber deren Erfüllung unterliegt Bedingungen, hat Folgen, bewirkt Abwehr. Hier wird bereits der Sekundärprozeß sichtbar, der in erster Linie darum bemüht ist, die Bewegung aufzufangen, die vom Primärprozeß ausgeht.

Konkret sieht diese sekundärprozeßhafte Organisation des Sexuellen so aus, daß erogene Zonen libidinös besetzt werden und bestimmte Ichfunktionen diesen Besetzungen festgelegte Bedeutungen verleihen: so wird etwa aus der oralen Besetzungsmodalität Einverleibung, aus der analen Festhalten und Loslassen, aus der phallischen Schauen, Zeigen, sich bemächtigen. Diese Entwicklungen sind die ersten sekundärprozeßhaften Organisationselemente und Strukturen, die die Sexualität von den primärprozeßhaften Triebregungen absondert.

Liebe kann sich, so Morgenthaler, nur entwickeln, wenn die primärprozeßhaften Triebregungen offenen Zugang zur Sexualität haben. Das ist schon alleine deswegen nicht selbstverständlich, weil der Sekundärprozeß die Triebregungen in eine „Diktatur der Sexualität" zwingt und sie damit mehr oder weniger blockiert. Der Sekundärprozeß hat dabei unter anderem zwei Organisatoren zur Verfügung: den Wiederholungszwang, der die sexuelle Objektbesetzung in immer gleicher Weise ablaufen läßt (z. B. beim Fetisch, aber auch bei der Partnerwahl), und zweitens die Abhängigkeit vom Sexualobjekt, die aus der infantilen Entwicklungsgeschichte des Individuums stammt und später aktiviert werden muß (z. B. Männer, die sich nur mütterliche oder dominante Frauen suchen).

Abhängigkeit vom Liebesobjekt

Es ist das Schicksal aller Menschen, eine Abhängigkeit vom Liebesobjekt zu entwickeln, wenn die sexuelle Objektbesetzung aufrechterhalten bleiben soll. Dieser Disharmonie (nämlich zwischen Primär- und Sekundärprozeß) entsprechend bilden sich nun, nach Morgenthaler, unbewußt bestimmte Einstellungen und Haltungen:

1. Man kann so leben, als spielte die Sexualität nur eine untergeordnete Rolle. Das Sexuelle wird verleugnet bzw. sexuellen Erlebnissen wird keine allzugroße Bedeutung beigemessen. Beträchtliche Energien werden dabei zur Bannung und Ruhigstellung der sexuellen Diktatur gebunden. Dadurch kann es zu Verunsicherung und Störung der Handlungsmotivationen kommen, was sich in erster Linie in den Liebesbeziehungen zeigen wird.

2. Man kann die zentrale Bedeutung der Sexualität in allem sehen, aber die Disharmonie, den Widerspruch zwischen primärprozeßhaften Vorgängen und der Diktatur der Sexualität nicht wahrnehmen. Die Triebhaftigkeit wird zu etwas Beunruhigendem, sie zu organisieren, zu etwas Beruhigendem und Sicherem. In Liebesbeziehungen wird es wichtig, daß die eigene soziale Rolle in der Gesellschaft gesichert ist und daß die Liebesbeziehung mit Hilfe gesellschaftlicher Institutionen in feste Bahnen gelenkt werden kann. Die Ab-

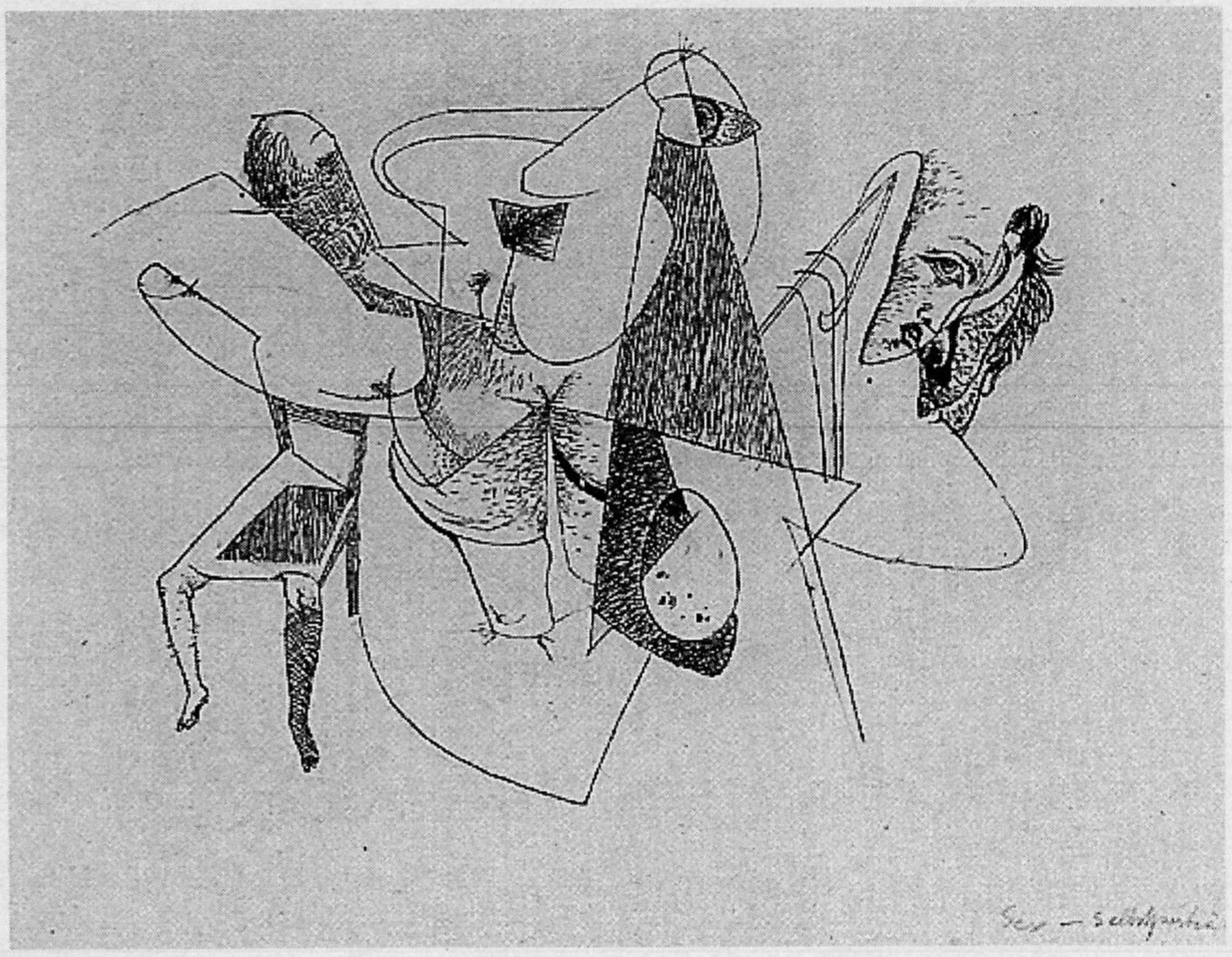
hängigkeit vom Liebesobjekt geht dann kaum merklich in die Abhängigkeit der Rolle in der Gesellschaft und ihren Institutionen über. Die Diktatur übt jetzt nicht mehr die Sexualität aus. Liebe wird zur Gewohnheit und flacht ab, weil sich alles in festen Bahnen nur mehr wiederholt.

3. Es gibt Lebensphasen, in denen man die Disharmonie, den Widerspruch zwischen der gelebten Sexualität und der emotionalen Bewegung, die sich ungerichtet allem Neuen zuwenden will, wahrnimmt und in einem dauernden Kampf steht, die Liebesbeziehungen so zu gestalten, daß sie weitergehen. Das Leben verläuft dann oft dramatisch, Krisen alternieren mit kreativen Phasen.

Zusammenfassend kann also die Disharmonie zwischen Primär- und Sekundärprozeß dadurch vermieden werden, daß die sexuelle Objektbesetzung zurückgezogen oder abgewehrt wird. Eine andere Möglichkeit besteht darin, die Abhängigkeit vom sexuellen Objekt auf bestimmte Institutionen zu verschieben. Aber es kommt noch ein gesellschaftliches Moment dazu: sowohl sexuelle Objektbesetzung als auch Verschiebung der Abhängigkeit unterliegen gesellschaftlichen Sanktionen. Zum einen stellt die heterosexuelle Objektbesetzung ein ideologisches Monopol der gesellschaftlichen Sexualmoral dar, zum anderen wird die Verschiebung der sexuellen Abhängigkeit auf gesellschaftliche Institutionen (z. B. Arbeit, Konsum) gewährt und gefördert.

Weichenstellungen der Sexualität

Kehren wir nochmals in die Kindheit zurück, um die Schnittstellen für die Herausbildung der Sexualität besser zu verstehen. Wenn das Kleinkind beginnt, sich nicht mehr als Teil seiner Mutter, sondern als selbständiges, abgegrenztes Wesen zu erfahren, bildet sich allmählich das innere Bild der eigenen Person, die Selbstrepräsentanz.



Maria Lassnig, Sex-Selbstportrait, 1949

Dabei entwickelt sich ein Bedürfnis nach Identität (zu wissen, wer man ist) und ein Bedürfnis nach Autonomie (selbständig entscheiden und handeln können). Je nach den Belastungen, denen das Kleinkind ausgesetzt ist, kann bei der Ausbildung der Selbstrepräsentanz entweder das Bedürfnis nach Identität oder das nach Autonomie in den Vordergrund treten. Wenn zum Beispiel ein Kleinkind Leistungen erbringen soll, die es überfordern, wird sein Bedürfnis nach Identität stärker sein als nach Autonomie, weil die Überforderung ohnedies zuviel Selbständigkeit verlangt. Wenn jedoch ein Kleinkind einem alles kontrollierenden Einfluß ausgesetzt ist, der seine Ansätze zur Selbständigkeit lähmt, wird das Bedürfnis nach Autonomie stärker sein. Für Morgenthaler ist diese erste Ablösephase die erste Weichenstellung in Richtung Heterosexualität und Homosexualität. Während nämlich bei der später entstehenden Heterosexualität dem Bedürfnis nach Identität mehr Rechnung getragen wird, indem sich Heterosexuelle nach polaren Gegensatzpaaren orientieren, um genau zu spüren und zu wissen, wer sie sind, steht für Homosexuelle die Betonung der Autonomie im Vordergrund. In der frühen Kindheit wird dieses Bedürfnis nach Autonomie durch eine Überbesetzung autoerotischer Aktivitäten befriedigt. Quasi als Erbe dieser Überbesetzung richten sich später die Interessen der Homosexuellen auf die eigene Person bzw. auf Personen des eigenen Geschlechts. Das andere wird wahrgenommen, aber weniger libidinös besetzt.

Auf dem Höhepunkt des ödipalen Konflikts, also in der Regel zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahr, tritt die Sexualität der Eltern in den Mittelpunkt des kindlichen Interesses, wenn die Geschlechtsmerkmale und -unterschiede entdeckt und mit erotischen Gefühlen in Zusammenhang gebracht werden. Die Art und Weise, so Morgenthaler, in der die Verknüpfung der desexualisierten, sozial wirksamen Geschlechtsrollen der Elternfiguren mit ihren biologischen Geschlechtsmerkmalen erfolgt, bestimmt die spätere Sexualorganisation des Erwachsenen. Für die Heterosexuellen ist diese Verknüpfung unproblematisch, weil Geschlechtsrollen und biologische Geschlechtsmerkmale ohnedies als identisch erlebt werden. Dies fördert die Vorstellung eines polaren Gegensatzes zwischen Mann und Frau und stärkt die eigene sexuelle Identität, die in der Struktur Heterosexueller – wie bereits gesagt – an erster Stelle steht.

Bei der Entwicklung zur Homosexualität folgen die Liebeswünsche des Kindes der Tendenz, die sexuellen Interessen auf die eigene Person oder auf andere zu richten, die ihm ähnlich sind. Der Knabe liebt die Mutter, das Mädchen den Vater so, wie sie sich selbst autoerotisch lieben, und beide erleben ihre Liebesobjekte so, wie sie ihnen gleichen.

Wenn sich die genitale Sexualität in der Pubertät in einer homosexuellen Objektwahl äußert, steht diese Objektwahl in einem Widerspruch zu den Normen und moralischen Forderungen der Gesellschaft. Die Frage ist nun, ob die (Homo)Sexualität mit dem Selbstbild und der gesellschaftlichen Wirklichkeit vereinbar ist oder nicht. Darin besteht nun, verkürzt ausgedrückt, die dritte Weichenstellung in der Entwicklung der Sexualität.

Gegen die Pathologisierung der Sexualität

Das Verdienst Morgenthalers ist es, mit seiner Unterscheidung des Primär- und Sekundärprozesses, also des Sexuellen von der Sexualität, den Graben zwischen „normaler" und „abweichender" Sexualität überbrückt und gleichzeitig tiefsitzenden Vorurteilen entgegengewirkt zu haben. So etwa dem Vorurteil, Homosexuelle hätten von Natur aus eine haltlose Triebhaftigkeit. Die Homosexualität als naturgegeben zu betrachten, zieht sich wie ein schwarzer Faden durch die biologische Medizin. Angefangen bei Magnus Hirschfeld, der – selbst Homosexueller – um die Jahrhundertwende begann, mit seiner Zwischenstufentheorie (Homosexuelle als drittes Geschlecht) das Angeborensein der Homosexualität zu begründen, um für sie als nicht schuldhaftes und damit nicht strafbares Verhalten zu plädieren, bis zu den heutigen Vertretern der Zwischenstufentheorie, die hormonelle Eingriffe anwenden. Und es ist noch nicht allzulange her, als Kastrationen, Hodenüberpflanzungen und Hirnoperationen zur „Heilung" der Homosexualität – natürlich ohne „Erfolg" – durchgeführt wurden.

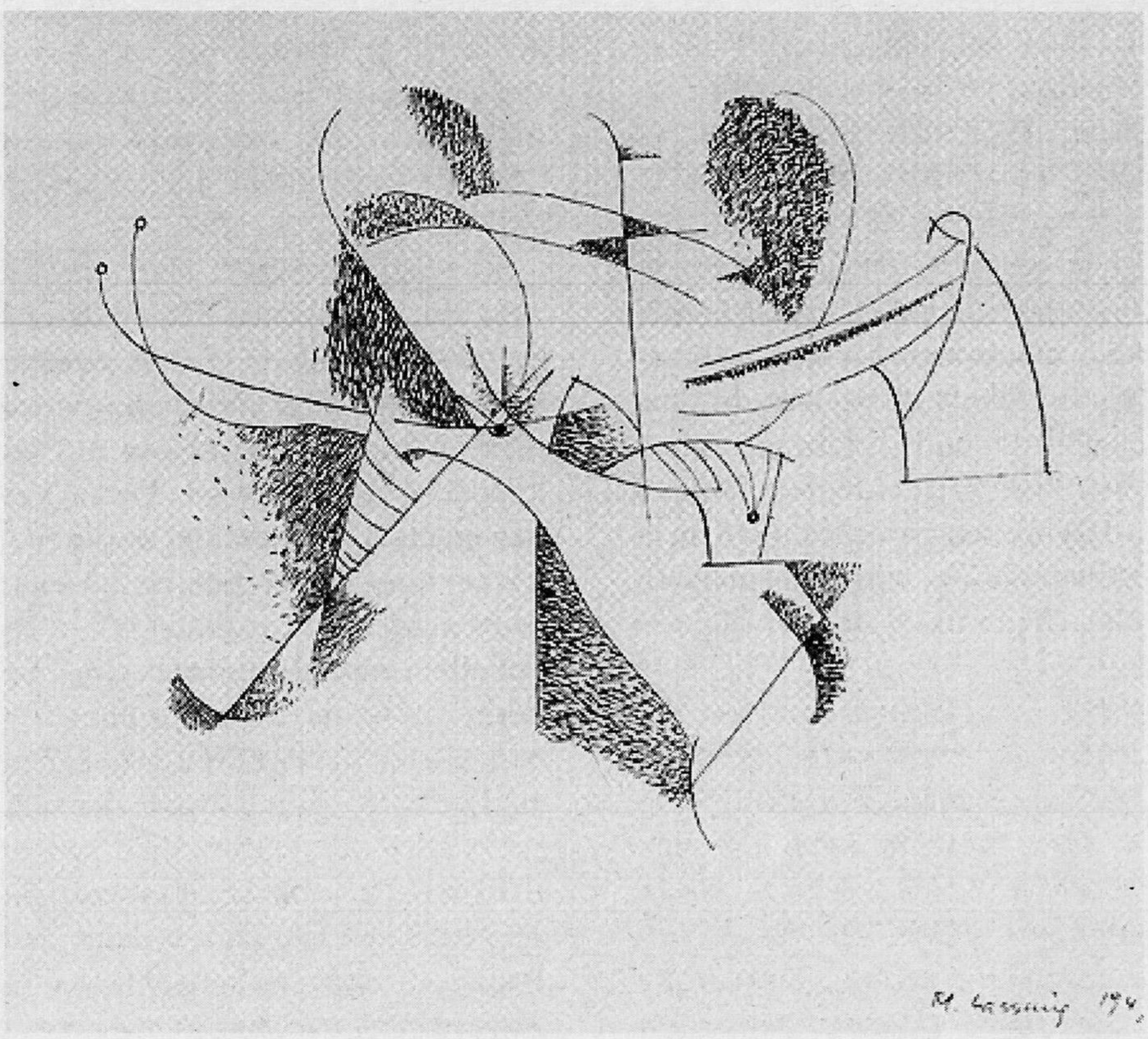
Morgenthaler weist mit den aus frühkindlichen Konflikten stammenden spezifischen Bedürfnissen nach, daß die Triebhaftigkeit bei Homosexuellen und Heterosexuellen sich nicht quantitativ sondern qualitativ unterscheidet. Homosexuelle sind nicht triebhafter, haltloser, promiskuöser als Heterosexuelle, wie sich auch aus empirischen Untersuchungen ergibt. Ihre Geschlechtsrolle ist definiert, wenngleich anders als bei Heterosexuellen.

Die ganze, mühselige Diskussion um Naturgegebenheit, Angeborensein, Triebhaftigkeit hat Sexualwissenschaftler auf den Plan gerufen, das Triebkonzept überhaupt aufzugeben. Dies hätte aber noch andere Konsequenzen. Es würde nämlich bedeuten, die Dynamik des Konflikts zwischen Trieb und von der Gesellschaft geforderten Triebverzicht, also den Konflikt zwischen dem Individuum und der Gesellschaft, aus dem Blickfeld zu verlieren.

Die größten Belastungen, denen Homosexuelle ausgesetzt sind, gehen nach Morgenthaler von der Gesellschaft aus. Dabei ist die Annahme, die von manchen Psychoanalytikern bis heute vertreten wird, daß Homosexualität psychische Krankheit ist oder nach sich ziehe, eine Absurdität. In jeder Kultur kommt Homosexualität vor, nur unter bestimmtem gesellschaftlichen Bedingungen wird Homosexualität zur Krankheit gestempelt. Die Heilung der Homosexualität anzustreben, bedeutet, sich in den Dienst gesellschaftlicher Erwartungen, nicht aber in den Dienst des Lebensglückes Homosexueller zu stellen, wobei diejenigen Homosexuellen die Ausnahme sind, die unter ihrer Homosexualität leiden und von ihr loskommen möchten.

Dies gilt letztlich für alle sexuellen Abweichungen. Die Annahme, daß Fetischismus oder Transvestitismus zur Psychopathologie des menschlichen Seelenlebens gehören, kann Morgenthaler als Ethnologe durch zahlreiche Bräuche und Institutionen in Gesellschaften und fremden Kulturen widerlegen. In Papua-Neuguinea etwa beobachtete Morgenthaler ein transvestitisches Ritual, bei dem in Spottreden die Geschlechtsidentität verschwimmt und die Beteiligten obszöne Tänze aufführen, während im alltäglichen Leben jede Form von sexueller Exhibition verpönt ist. Im Alltag der Papua stehen Prügeleien zwischen Mann und Frau auf der Tagesordnung, weil sie mit emotioneller Vehemenz an der Besetzung ihrer Sexualobjekte festhalten und gleichzeitig die Abhängigkeit von ihnen nicht ertragen.

Diesen Teufelskreis zwischen Wiederholungszwang der sexuellen Besetzung und der Hörigkeit vom Sexualobjekt zu durchbrechen, erläutert Morgenthaler am Beispiel des Fetischisten. Dabei geht es nicht darum, daß der Fetischist seine perverse Sexualorganisation aufgibt. Der Stiefel kann das Sexualobjekt bleiben, von dem die Faszination ausgeht, doch kann der Perverse dank des Einflusses primärprozeßhafter Triebhaftigkeit in die Lage kommen, auf dem Wege der kreativen Phantasie den Stiefel in allem, was ihn emotional bewegt, zu entdecken. Ich möchte behaupten, daß dies auch für die gestörte (Hetero)Sexualität zutrifft. Sexualität kann nur gestört sein, wenn sie – wie der Fetischist auf den Stiefel – auf die Genitalität beziehungsweise auf die in ihr einmündenden gesellschaftlichen Leistungsansprüche fixiert ist. Wenn das Sexuelle in allem, was emotionell bewegt, entdeckt wird, so wie dies Morgenthaler postuliert, wird Sexualität zu einem umfassenden, von der Gesellschaft nicht mehr zu kontrollierenden und einzuengenden Erleben. ■



Maria Lassnig, Körperbewußtsein, 1949

Dr. Wolfgang ERTLER ist psychoanalytischer Therapeut.

„Der Schmerz ihrer Zeit“

Verleihung des Adalbert-Stifter-Preises an Franz Kain

Vor 42 Jahren veröffentlichte Franz Kain sein erstes literarisches Werk in Oberösterreich. Mit zahlreichen Romanen und Erzählbänden wurde er zu einem der bedeutendsten Schriftsteller seines Landes, doch die tatsächliche Anerkennung seines literarischen Schaffens blieb allzulange aus. Erst im November dieses Jahres wurde Franz Kain mit dem größten Literaturpreis, den Oberösterreich zu vergeben hat, mit dem Adalbert-Stifter-Preis, bedacht. Wir bringen im folgenden Franz Kains Rede, die er anläßlich der Preisverleihung im Linzer Landhaus hielt.

Franz KAIN

Jeder Pflichterfüllung haftet etwas Strenges an, sie ist im Grunde genommen eine Überwindung von Ängsten, Bedenken, Zweifeln und Vorbehalten. Die Pflicht aber, heute den Juroren sowie Landesregierung und Landtag für die Zuerkennung und Ausschüttung der Landes-Kulturpreise zu danken, ist eine freudige, denn heute ist ein Festtag für uns alle. Die Vergebung der Kulturpreise ist nämlich auch ein Feiertag für das Bundesland Österreich ob der Enns, denn heute darf es sich von seiner besten Seite zeigen und kann gleichsam einen Sonntag mitten in die Woche setzen. Freilich haben es solche Feiertage an sich, daß nach ihnen wieder die Werktage kommen, die weniger glanzvoll sind. Auch in der Kultur stehen viele draußen vor der Tür.

Was den Adalbert-Stifter-Preis betrifft, so ist er mit tiefem Respekt vor dem poetischen Genius unseres Landes verbunden. Kein Schriftsteller kann an diesem wuchtigen Denkmal vorübergehen, ohne direkt oder indirekt von ihm beeinflußt zu werden. Allerdings geht es dabei nicht um eine blinde Verehrung. Man muß sich durchaus davor hüten, ein unkritischer Epigone Stifters zu sein. Sein Werk und seine Gestalt sind beileibe noch nicht wirklich ausgelotet, denn die scheinbare Abgeklärtheit dieses Werkes ist nur die Frucht einer äußerst schwierigen Bändigung. Wichtiges bleibt immer aufs neue zu hinterfragen. Was mag etwa den Verkünder des sanften Gesetzes dazu bewogen haben, einen Roman über Maximilian Robespierre zu planen, just in einer Zeit, da dieser einen ausgesprochen schlechten politischen Leumund hatte und es gar nicht opportun war, sich dieser Gestalt künstlerisch zu nähern? Und worauf spielt er, der wohlbestallte Beamte, wohl an, wenn er Johannes Kepler einen hier in Linz „Gekreuzigten“ nennt, dessen Drama auch darin bestand, daß die Landstände höchst ungnädig darauf reagierten, daß er, anstatt die Landvermessung voranzutreiben, wofür er ja schließlich bezahlt werde, daranging, die Gesetze des Himmels zu entdecken?

Da mag man die große Ruhe des Stifter-Werkes bewundern, ebenso notwendig aber ist es, immer wieder auch in seine Widersprüchlichkeit einzukehren. In einem meiner Bücher habe ich geschrieben, daß der große Dichter sich mir erst in der Einzelhaft einer schweren Kerkerzeit wirklich erschlossen hat. Die Formulierung ist wohl überspitzt, wahr aber ist, daß das Eindringen in das Werk Adalbert Stifters Zähigkeit und Beharrlichkeit erfordert und er wahrhaftig kein „Drüberstreuer“ ist, der sich bei und zu jeder Gelegenheit anbietet.

Mit der Auszeichnung, die Sie uns heute zuerkennen, wurde uns ein kulturelles Privilegium verliehen, das uns in Hinkunft begleiten, aber auch verfolgen wird. Eine solche Auszeichnung hat nämlich die Kehrseite, daß ein Ausgezeichneter auch ein Gezeichneter ist. Wer bisher ein vielversprechendes Talent gewesen ist, wird in Zukunft nicht mehr danach beurteilt werden können, wie gut er oder sie etwas gemeint haben bei ihren Versuchen, sondern nur, wie gut sie es getroffen haben. Die Preisträger stehen in einem schärferen Rampenlicht, das Unebenheiten nicht zudeckt, sondern grell aufdeckt. Die künstlerische Unschuld ist mit den Auszeichnungen dahin.

In einer noch schwierigeren Lage befinden sich die Kolleginnen und Kollegen, die mit den Hauptpreisen geehrt werden. Die Erwartung ist hier noch höher und die Öffentlichkeit, grausam wie sie ist, meint dann wohl, daß wir nach so viel Lob und Preis eigentlich nur noch untadelige Meisterwerke hervorbringen dürften. Natürlich sind wir bei solchen unfrommen Wünschen weit überfordert, denn die wirklich großen Würfe sind so selten wie Sternstunden.

Noch mehr überfordert wären wir, würde man von uns jetzt nur mehr Werke erwarten, die reine Harmonie verkörpern und verströmen. Der große russische Demokrat Alexander Herzen hat einmal gesagt, es wäre falsch, in den Schriftstellern die Ärzte ihrer Zeit zu sehen, sie seien vielmehr der Schmerz ihrer Zeit. Dieses Wort wurde vor rund hundertfünfzig Jahren ausgesprochen, es gilt im übertragenen Sinn für alle Kunst und Wissenschaft bis zum heutigen Tag. Der Schmerz selbst heilt nicht, aber ohne ihn gäbe es kein Erkennen von Krankheiten und damit auch keine Heilung. Er vor allem ist der unerbittliche Wegbereiter neuer Erkenntnisse.

Die Ehrung, die wir heute entgegennehmen dürfen, wird für uns Ansporn sein müssen, unsere Bemühungen mit Zähigkeit und Hingabe fortzusetzen. Dabei wissen wir sehr wohl, daß Kunst die Welt zunächst nicht wirklich verändern kann, schon gar nicht, wenn man sie zum „Direktbeschuß“ gegen unbezwungene Festungen einsetzen möchte.

Aber Kunst und Kultur wirken und weben mit an der Bewältigung der großen Aufgaben der Menschheit. Wir leben in einer Zeit, da wir bereits in den Kosmos vordringen, aber bei allen Triumphmeldungen, zum Jauchzen ist dieser Fortschritt trotzdem nicht, denn was „hier unten“ vor unseren Augen tagtäglich geschieht, ist bedrückend und erschreckend genug. Die große Herausforderung stellt sich uns daher nach wie vor in ihrer ganzen Tragweite: Jahrhunderte vorzubereiten, in denen die Menschen bewußter und menschlicher, die Welt gerechter und freundlicher und die Zeiten friedlicher sein werden. ■

Reizwort Nationalismus

Ernst Bruckmüller, Sepp Linhart, Christian Mährdel (Hg.), Nationalismus. Wege der Staatenbildung in der außereuropäischen Welt. Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Beiheft 4/1994, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1994, 248 Seiten, 298 Schilling.

Die Kriege im ehemaligen Jugoslawien und die Auseinandersetzung über den Beitritt Österreichs zur Europäischen Union haben auch hierzulande die Debatte über Nation und Nationalismus neu angeheizt. Da drängt sich eine Betrachtung förmlich auf, wie außerhalb Europas mit diesem politischen Konzept umgegangen wurde und wird.

Bereits mit der Gleichsetzung von Nationalismus und Staatenbildung im Buchtitel, wird deutlich, was eine Bewertung dieses Phänomens so schwierig macht. Einigen Autoren wie etwa Andre Gingrich in seinem Beitrag über den Jemen fällt es auch sichtlich schwer, Staatenbildungen als Nationalismus zu charakterisieren. Und es ist wohl auch fragwürdig, den Begriff des Nationalismus in einer Bandbreite anzuwenden, der letztlich keine Unterscheidung zwischen dem schlichten Ereignis einer Staatsgründung und den nationalistisch motivierten Eroberungsfeldzügen Japans zuläßt.

Warum wird, was von den Historikern für 1848 als positiv eingeschätzt wurde, heute als Inbegriff des Reaktionären bewertet? Eine Antwort ergibt sich aus dem historischen Aufriß von Ernst Bruckmüller über die Entwicklung dieses Begriffs in Europa. Durch die Tendenz zur Einbeziehung möglichst großer Bevölkerungsteile werden Standesprivilegien eingeebnet und letztlich erst die Grundlagen für Demokratie auf der Basis „Eine Person, eine Stimme" gelegt. Wenn etwa in Nigeria die Loyalität zur Ethnie das entscheidende Kriterium für das politische Verhalten ist, wird jede Wahl und jeder „Klassenkonflikt" zu einer „Volksgruppenzählung".

Während das Konzept der Nation in der Auflösung von ethnischen und anderen Loyalitäten als Voraussetzung für einen demokratischen Staat interpretiert werden kann, bietet es selbstverständlich dafür keine Garantie. Denn in der Abgrenzung zu Nachbarnationen kann es gleichermaßen zur Verschleierung sozialer Gegensätze genutzt werden. Der Umgang mit Nationalismus ist wohl deshalb so heikel, weil das „Nationalbewußtsein" als „Grundkonsens einer bestimmten neuzeitlichen Population" sich als eine subjektive Kategorie darstellt, die durchaus Ähnlichkeiten mit religiösen Empfindungen besitzt und auch als eine säkulare Ablösung religiöser Vorstellungen gelten kann. So wur-

Betrifft: Grün- und Ökopolitik

Endlich wird in Österreich wieder verstärkt öffentlich über Grün- und Ökopolitik – von links – diskutiert. Einerseits wird bereits seit längerem innerhalb und in der „Umgebung" der Grünen die immer kapitalismusfreundlicheren Positionen der Grünen (siehe: Broschüre: Arbeit durch Umwelt – das grüne Investitionsprogramm) kritisiert, andererseits findet aber auch innerhalb verschiedener unabhängiger Projekte verstärkt eine Ökologiediskussion statt.

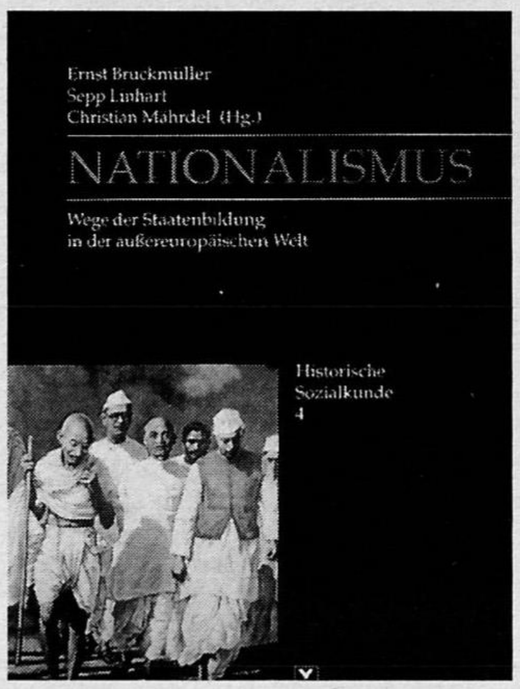
Das »Weg und Ziel« hat sich mit der Nummer 3/1994 „Alles Öko?" dieses Themas sehr intensiv angenommen. Dem Erscheinen der Zeitschrift folgte am 20. Oktober 1994 eine Podiumsdiskussion an der Universität Wien, an der als Diskussionsleiter der links-anarchistische Grüne Dieter Schrage und als Diskutanten die »Weg und Ziel«-Autoren der Öko-Nummer Franz Schandl, Jens Dörschel, Peter Bierl und Thomas Schmidinger, sowie Franz Floss aus dem Bundesvorstand der Grünen und Christian Groschke, Student an der Universität für Bodenkultur, teilnahmen. Die Veranstaltung war gut besucht – vor allem von jüngeren, an dem Thema stark interessierten Engagierten aus den verschiedendsten Gruppierungen. Grüne und KPler (außer Josef Baum) fehlten jedoch fast gänzlich. Franz Schandl sprach grundsätzlich über die Begriffe Ökologie und Natur. Er wünschte sich, wie auch andere Diskussionsteilnehmer, eine Reduktion des Begriffes Ökologie auf das, was er immer war: ein Teilbereich der Biologie, eine Wissenschaft. Er vertrat die These, daß es gar keine Natur im klassischen Sinne mehr gäbe und der Mensch all das, was wir Natur nennen, bereits längst (mit)gestaltet hat. Seine Vorstellung, daß Natur dem Menschen diene, und nicht Selbstzweck sei, veranlaßte einen Diskutanten aus dem Publikum zur Frage, ob Natur nicht doch auch Selbstzweck sein könne, oder ob sie nur dazu da sei, dem Menschen zu dienen. Diese Frage wurde nicht von allen Podiumsdiskutanten ausreichend beantwortet und wird auch noch lange für interessante Debatten sorgen. Der Schluß der Diskussion wurde von einem provokanten Satz von Franz Floss, der sich auch heute noch zur SOAL (Trotzkisten) bekennt, geprägt: „Die Linken haben die Grünen, die sie verdienen."

Am 29. November 1994 fand in der Lindengasse, der Grünen Parteizentrale, eine ähnliche Diskussionsveranstaltung statt, die von verschiedenen linken Grünen aus der Partei und der Grünalternativen Jugend organisiert wurde. An dieser Diskussion beteiligten sich wesentlich mehr grüne „Partei-Insider" als bei der »Weg und Ziel« Veranstaltung an der Uni. Am Podium diskutierten: Franz Schandl, (Publizist, AL-Gemeinderat in Niederösterreich), Helmut Fian (GA-Bezirksgruppe Wien-Hernals), Albert Steinhauser (Grünalternative Jugend) und der Neo-Abgeordnete und Sozialsprecher der Grünen Karl Öllinger, der aus der links-alternativen „Gewerkschaftlichen Einheit" kommt. Selten, beinahe nur bei den Wortmeldungen von Steinhauser und Schandl, kam die Diskussion über die übliche Selbstbeweinung der Linken hinaus.

Ein Grüner Bezirksrat stellte sich mit einem Adeligen „Von" vor, Karl Öllinger bezeichnete sich als „leidenden Linken" und sonst war einerseits viel Enttäuschung über die Grünpolitik und andererseits auch die Verteidigung derselben zu hören. Für Aufregung sorgte auch die Wortmeldung von Thomas Schmidinger (Grünalternative Jugend Vorarlberg), das neue mediengerechte Auftreten und Outfit von Madeleine Petrovic sei genau nach den Bedürfnissen der Medien und der Männer ausgerichtet und schrecke Frauen ab, die nicht in das Bild der „schönen" Frau passen; die grüne Professionalität sei also männlich definiert. Während sich einige Grüne Parteifrauen und Karl Öllinger heftigst darüber erregten und das Ganze quasi als Sexismus abtaten, gratulierten einige Frauen nach der Diskussion und vermuteten ein „bewußtes Mißverständnis" von Karl Öllinger, der die Wortmeldung als persönlichen Angriff auf Petrovic als Frau wertete. Jedenfalls spaltete diese Wortmeldung sowie Karl Öllingers Schlußwort zu diesem Thema die Anwesenden, sowohl Frauen als auch Männer.

Trotz aller Kontroversen und trotz fehlender konkreter Ansätze wird also zumindest wieder begonnen zu diskutieren, was sowohl den Grünen als auch den Linken guttun wird.

Thomas Schmidinger



den in der Französischen Revolution die Königsgräber in St. Denis geplündert. An ihre Stelle trat das Pariser Pantheon als Begräbnisstätte der nationalen Heroen.

Eindrucksvoll dokumentiert der Sammelband, daß die einzelnen Nationen keineswegs auf naturwüchsigen Grundlagen, sondern auf politischen Interessenkonstellationen beruhen. Die nationalen Mythen entpuppen sich bei näherem Hinsehen oft als Geschichtsklitterung übelsten Zuschnitts. Wie Nationen „geschaffen werden" erläutert Paul Georg Geiß in seinem Beitrag über die mittelasiatischen Republiken der ehemaligen Sowjetunion. Um „die potentielle Gefahr der Vereinigung aller Turkvölker gegen die russische Sowjetmacht zu minimieren, wurden unter Beibehaltung der arabischen Schrift durch die selektive Heranziehung von Lokaldialekten einzelne Literatursprachen für die jeweiligen Republiken geschaffen. Einerseits wurden vor allem die Dialekte dominierender Gruppen, die für die rasche Verbreitung der neuen Gruppen sorgen konnten, bevorzugt berücksichtigt. Andererseits durfte kein Dialekt kodifiziert werden, der von anderen Titularvölkern verstanden werden konnte und der sich dadurch vielleicht zur Lingua franca der Region entwickeln hätte können. Bei der Schaffung des Tadschikischen bestand das Problem in der Heranziehung von solchen Dialekten, die der persischen Literatursprache möglichst fern standen, sodaß die Einflußmöglichkeiten von außen möglichst gering gehalten werden konnten."

An Hand der geschichtlichen Aufrisse über Staatenbildung in Afrika, Asien und Lateinamerika wird deutlich, daß in der Regel mehrere „Nationalismen" auf territorialer oder kultureller Grundlage miteinander konkurrieren. So wurde etwa die Zerstörung einer Moschee durch fanatische Hindus im nordindischen Ayodhya am 6. Dezember 1992 von Anhängern wie Gegnern als Werk von „Hindu-Nationalisten" gebrandmarkt. Gleichzeitig sahen die regierenden politischen Kreise die indische Nation in ihren Grundfesten erschüttert, sprachen von antinationalen Aktivitäten, die Ayodhya herbeigeführt hätten. Eine ähnliche Konkurrenz verschiedener Nationalismen ortet auch Gerhard Melinz auf dem Weg „vom osmanischen Mosaik zur türkischen Staatsnation". Die Hoffnungen von fortschrittlichen Kräften, über einen „nationalen Befreiungskampf" stabile Mehrheiten für eine grundlegende Umgestaltung der Gesellschaft zustande zu bringen, erwiesen sich zumeist als trügerisch. Trotz einer formellen Entkolonialisierung behielten in den meisten Fällen die traditionellen wirtschaftlichen Eliten die Oberhand, die sich nicht scheuen, zur Absicherung ihrer Position auch die militärische Hilfe der ehemaligen Kolonialmächte heranzuziehen.

Da Nation und Staat letztlich als historische Zwillinge auftreten, müssen sich sozialistische und andere fortschrittliche Kräfte diesem Phänomen stellen. Die Versuche, das Konzept der Nation gesellschaftsverändernd zu nutzen, haben vor allem wegen seiner irrationalen Komponenten kaum Aussicht auf Erfolg. Selbst die säkularen Ambitionen von Staatsgründern wurden nur zu oft von tiefer verwurzelten traditionellen Religionen eingeholt, wie dies etwa das Vordringen des islamischen Fundamentalismus im arabischen Raum eindrucksvoll veranschaulicht.

Die sehr sorgfältige und detaillierte Arbeit der Autoren kann die Diskussion über dieses Thema in jedem Fall bereichern und die Debatte aus dem eurozentristischen Eck führen. Die Gegenüberstellung von österreichischer Nation versus „transnationaler" EU ist jedenfalls vor dem Hintergrund dieser Überlegungen nicht haltbar. Denn denkt man die von Maastricht eingeleitete Entwicklung Richtung Bundesstaat zu Ende, so werden wir vermutlich sehr bald mit einer nationalen Symbolik konfrontiert, die im Gegensatz zu Österreich über sehr schlagkräftige Instrumente verfügt, der übrigen Welt ihren Willen aufzuzwingen. Die allgegenwärtige „Europaflagge" ist da wohl nur ein schmächtiger Vorbote eines derartigen „EU-Nationalismus".

Peter Mandorfer

Etwas Besseres als die Nation

Wohlfahrtsausschüsse (Hg.), Etwas Besseres als die Nation – Materialien zur Abwehr des gegenrevolutionären Übels, Edition ID-Archiv, Berlin 1994, 180 Seiten, 194 Schilling.

Die Wohlfahrtsausschüsse sind ein lose organisierter Zusammenschluß von KünstlerInnen, MusikerInnen, JournalistInnen, Intellekuellen und Antifas, die sich in verschiedenen westdeutschen Städten, unter anderem Köln, Hamburg, München und Frankfurt, gebildet haben, um zu bestimmten Aktionen, Veranstaltungen und Diskussionen zusammenzukommen. Ein gemeinsames Ziel – soweit überhaupt Wert darauf gelegt wurde, eines zu formulieren – ist es, den wenigen Anlässen, bei denen Linke Stärke und Präsenz zeigen können, ein paar mehr hinzufügen zu können. Der vorliegende Band entstand im Anschluß an eine Tour mehrerer Wohlfahrtsausschüsse in den Osten Deutschlands, „um in Zusammenarbeit mit örtlichen linken Gruppen in Rostock, Dresden und Leipzig die Rechten herauszufordern und ihnen öffentlich den Raum streitig zu machen." (Andreas Fanizadeh, S. 7)

Gemeinsam sollten theoretische Auseinandersetzungen *und* politischer Kampf erarbeitet werden, um zumindest einen Teil der aufgestauten Wut freizumachen und in sinnvolle Aktivität zu verwandeln. Die AutorInnen des Bandes kommen aus den unterschiedlichsten Zusammenhängen und Lebensbereichen und stellen einen bedeutenden Teil des Spektrums der deutschen Linken dar, die Andreas Fanizadeh im Vorwort unter folgendem Gesichtspunkt betrachtet: „In der Bundesrepublik existiert eine relativ paradoxe politische Situation. Außer den linksradikalen ‚Verfassungsfeinden' gibt es keine Kraft, die ernsthaft den Versuch unternehmen würde, dem sukzessiven Abbau demokratischer Rechte entgegenzutreten." Allen ProtagonistInnen der Wohlfahrtsausschüsse ist gemeinsam, daß sie ihre Politik und Diskursformen vor dem Hintergrund der deutschen europäischen Rechtswende, dem aktiven Widerstand gegen Asylabschaffung und rassistischer Politik praktizieren.

Diedrich Diederichsen etwa fragt in „Thesen zu Rassismus und Jugendkultur", wie in Zukunft mit der Kategorie Jugendlicher umzugehen sei. „Klassische Gemeinsamkeiten von Jugendkultur mit anderen gesellschaftlichen Bewegungen sind bedroht: Kollektivität, Internationalität, Prozessualität." (S. 20) Daß der Erkenntnisgehalt seiner Thesen allerdings recht dürftig ist, liegt auch daran, daß sich seine Analysen seit Jahren nicht geändert haben, oder ihm die Weiterentwicklung nicht so wichtig schien. (Sein Text „Gefühlte Paprika" weist ihn als äußerst witzigen Kulturbeobachter aus.) Sein Widerpart Günther Jacob formuliert in „Ich-Identität und nationale Identität" die vielfältigen Anwendungen des Nationalismus und seiner historischen Genese. „Die ‚Nation', so wie wir sie kennen, ist nur wenige hundert Jahre alt. Ihren endgültigen Siegeszug um die Welt trat sie sogar erst nach dem Zweiten Weltkrieg an. Die traditionellen, vorbürgerlichen Gesellschaften zum Beispiel in Mitteleuropa wa-

ren Personenverbände ohne ‚ethnische' Homogenisierung. Die mittelalterlichen politischen Ordnungen lassen sich noch nicht als Staaten im neuzeitlichen Sinne mit allgemeinem Zuständigkeitsanspruch auf ein bestimmtes Gebiet auffassen." (S. 63)

Die Konkret-Autorin Sabine Grimm konstatiert in „Sexismus ohne Sex": „Während der Komplex Rassismus/Nationalismus ausgiebig diskutiert wird, sieht es hinsichtlich des Seximus eher dürftig aus." In ihrem Beitrag versucht sie die wichtigsten Diskussionen der letzten Zeit (Gender-Theorie, Dekonstrukivismus) nachzuzeichnen und in einen Kontext mit der aktuellen politischen Praxis der radikalen Linken zu stellen. „Der Rassismus ist in dieser Hinsicht als Produktionsweise zu begreifen, als Form der Herstellung von Homogenität – und die für das „Geschlechterverhältnis zentralen Fragen der Reproduktion, der ‚Familie' und der ‚Mutterschaft' erhalten hier entscheidende Bedeutung. (...) Daß es kaum rassistische Diskurse gibt, die nicht in irgendeiner Weise von sexualisierenden Metaphern durchzogen sind, heißt jedoch nicht, daß beide Phänomene einfach zu analogisieren oder aufeinander abzubilden wären. Im Gegenteil: Um die Produktion und Reproduktion der nationalen Gemeinschaft sozial und nicht essentialistisch bestimmen zu können, ist es vielmehr nötig, Rassimsus und Sexismus zu unterscheiden." (S.98)

Isabelle Graws Beiträge versuchen sich darüber zu verständigen, wie diese Überlegungen in die konkrete feministische Praxis Eingang gefunden haben („Die Frau im Wohlfahrtsausschuß") und untersucht in „Für Theorie", wie sich das Verhältnis von politischer Praxis und theoretischer Reflexion bei Kulturschaffenden gestaltet. „Politik wird im Kunstbereich ähnlich wie Theorie diskutiert. Theorie und Politik gelten als ‚andere Bereiche', durch deren Inkorporierung eine künstlerische Arbeit ‚politisch' oder ‚theoretisch' wird." (S. 90) Graw fragt sich, warum die Wohlfahrtsausschüsse von so vielen KünstlerInnen mitgetragen werden. „Wir haben uns in letzter Zeit oft gefragt, wie sich die Politisierung von Leuten, die im kulturellen Bereich arbeiten, erklären läßt. Politisierung heißt nicht, daß zur Tat geschritten wird. Eher werden Möglichkeiten der Reaktion und der Intervention in Erwägung gezogen. Die sich häufenden rassistischen Morde (Rostock, Mölln, Solingen...) zusammen mit den herrschenden rassistischen Diskursen ergaben eine Situation, in der anders als bisher vorgegangen werden mußte. Theorien bestimmten dabei den Raum für das, was als möglich oder unmöglich gedacht werden konnte." (S. 89)

Alex Demirovic thematisiert in „Fordistischer Nachkriegskonsens, Krise und Neorassismus" auf welche Weise faschistische Kontinuitäten in der Mentalitätsstruktur der Bevölkerung die aktuellen rassistischen Entwicklungen beinflussen. „Gegen die These also, daß die rechten Einstellungen und Aktivitäten eine bloße Reaktion auf die gegenwärtige sozialökonomische Krise oder die deutsche Vereinigung seien, vertrete ich die Ansicht, daß das gegenwärtig verstärkte Auftreten, die stärkere Mobilisierung von rechten Gruppen und die zunehmende Verbreitung rechtsextremen und rassistischen Denkens in der Gesellschaft Aspekte einer langanhaltenden Krise und Transformation der gesamten Form kapitalistischer Vergesellschaftung der Nachkriegszeit, der fordistischen Regulation, sind. (...) Die Krise ist auch ein Ergebnis des Belagerungskampfes der Rechten und Neuen Rechten; sie spielen in diesem Krisen- und Transformationsprozeß eine aktive Rolle und prägen das Kräfteverhältnis, indem sie dafür eintraten und eintreten, daß sich Teile der Bevölkerung aus dem Nachkriegskonsens herauslösen und sich dieser auflöst, so daß die Rechte endlich offen auftreten und sich organsieren kann, vor allem aber, daß sich ein neuer Herrschaftsblock und gesellschaftlicher Konsens bildet, der eine neorassistische Form annimmt." (S. 107 f.)

Die Aussagen der autonomen l.u.p.u.s.-gruppe in „Gegen die völkische Mitte" haben auch nicht den Charakter einer latest news, sie wiederholen nur das, was sie schon immer gesagt haben (und was auch richtig ist). Die verschiedenen Beiträge versuchen ein Bild davon zu vermitteln, auf welchen theoretischen Grundlagen die politischen Kämpfe der Linken basieren müssen, um den eingeengten Handlungsspielraum wieder erweitern zu können. „Deutlich wird durch diese Textsammlung", schreibt Andreas Fanizadeh, „daß die Wohlfahrtsausschüsse sicherlich über ein beachtliches Maß an kritischer Gesellschaftstheorie verfügen und auch in der Lage sind, damit ein Publikum zu erreichen, das sich außerhalb traditioneller politischer Zusammenhänge bewegt. Nur, dies mit einer neuen subversiven Praxis im kulturellen wie im politischen Bereich zu verbinden, scheint bislang mehr Anspruch als Wirklichkeit." (S. 13) Sich der Verwirklichung dieses Anspruches zu verschreiben, ist eine notwendige Voraussetzung, die Rekonstruktion linker Politik in Angriff zu nehmen. Für AnfängerInnen ist der Band eine gelungene Einstiegslektüre in die Materie linksradikaler Politik und Theorie. Für Eingelesene kann das Buch als Rekapitulation schon bekannter Standpunkte betrachtetet werden und die eigenen Diskussionsgrundlagen vertiefen.

Paul Ostwind

Vom Sturz des herrschenden Liebesideals...

...in den Romanen von Irmtraud Morgner:
Rumba auf einen Herbst, Hamburg 1992;
Hochzeit in Konstantinopel, Neuwied 1979;
Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura, Berlin/Weimar 1974);
Amanda – ein Hexenroman, Berlin (Ost) 1983

Vor fünf Jahren starb die Schriftstellerin Irmtraud Morgner. Wie so viele KünstlerInnen der damaligen DDR begrüßte auch sie mit Euphorie den Sturz der SED-Herrschaft. Sie glaubte fest daran, daß sich das Potential an positiven und kreativen Energien dieses Landes nun entfalten würden. Erspart blieb ihr der fast totale Zusammenbruch der Utopie eines demokratischen Sozialismus, die schon fast konkret schien. Erspart blieb ihr der Triumph des Casino- und Dienstbotenkapitalismus in ihrem Land.

Konkrete Utopien, dieses an Ernst Bloch angelehnte Prinzip, sind es, die Morgners literarisches Werk bestimmen. Utopien, die aus dem Blickwinkel der Frau heraus entwickelt werden. Die Meinung, daß in der DDR für Frauen zur Durchsetzung dieser Utopien die besseren Startpositionen herrschten als im Westen, wurde Morgner von westlichen Feministinnen oft angekreidet. Die Marxistin Morgner war aber bis zuletzt davon überzeugt. Daß jedoch die Zustände in diesem Land so beschaffen seien, daß große, revolutionäre Umwälzungen in der herrschenden Kultur nötig seien, um den weiblichen Bedürfnissen zum Durchbruch zu verhelfen, ging freilich gegen die herrschende Doktrin. Ihr erstes großes Romanwerk *„Rumba auf einen Herbst"* konnte in der DDR nicht erscheinen. Es erschien erst vor zwei Jahren, nach dem Tod der Autorin. Bereits hier sind die bestimmenden Themen

angelegt. Die Frau mit ihren Leidenschaften, die in einer von männlichen Prinzipien dominierten Wirklichkeit nicht zum Durchbruch gelangen können. „Die Natur ließ sich nicht überwinden. Und eine Frau, die so egoistisch war wie jeder normale Mann, war schon keine Frau mehr. Die Natur hatte diese Erde mit zwei ungleichen Sorten von Menschen bevölkert. Leider. Gottseidank. Also? Was hieß das also eigentlich: eine Frau mit Talent? Talent wozu? Talent zur Mutter? Talent zu einem Beruf? Bei einem Mann war diese Frage leicht zu beantworten. Talentiert, das hieß bei einem Mann: Begabt für eine Berufung. Was war die Berufung einer Frau? Hatte sie eine? Hatte sie zwei? Konnte ein Mensch zwei Berufungen überhaupt verkraften? Fragen. Fragen." Fragen, die in ihren späteren großen Romanen zwar nicht beantwortet, jedoch noch drastischer formuliert werden. Noch vor den großen Salman Romanen erschien die Urlaubsgeschichte *„Hochzeit in Konstantinopel"*. Hier versucht eine junge Frau namens Bele den Mann, den sie heiraten will, zu gewinnen. Ort der Handlung: ein Städtchen an der jugoslawischen Adria, von Bele Konstantinopel genannt. Paul, ein junger Physiker, will jedoch den Urlaub für wissenschaftliche Großtaten nutzen, was nicht auf Beles Gegenliebe stößt. Sie setzt den wissenschaftlich- objektivistischen Höhenflügen Pauls poetische entgegen: Sie erzählt phantastische Begebenheiten, Erinnerungen, Träume, mit wenig Erfolg. Der Traum vom gemeinsamen Leben mißlingt – Bele trennt sich von Paul.

Angelegt ist bereits hier die Kritik am Absolutheitsanspruchs einer Denkart, die bei Männern besonders ausgeprägt ist, jedoch für die gesamte menschliche Welt und Umwelt fatale Folgen hat. Ausgangspunkt ihrer beiden großen Romane *„Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura"* und *„Amanda – ein Hexenroman"*, die als Trilogie geplant waren, ist das, was man heute allgemein

als „globale Bedrohung" bezeichnet. Es ist ein historischer Zeitpunkt erreicht, „da der Mangel der Regierer nicht nur ihre Existenz oder die der von ihnen Regierten vernichten kann, sondern alles was kreucht und fleucht auf Erden samt ihr". (Amanda, S. 457): Wenn die Trobadora Beatrix (eine weibliche Minnesängerin aus dem mittelalterlichen Frankreich), die als Sirene wiederkehrt, um mit ihrem Gesang die Menschheit zu erretten, über diesen Zustand reflektiert, spricht sie den vielleicht zentralen Gedanken des gesamten Werkes aus: „Die abstrakte Zwiesprache, die auf Quantität aus ist, auf Meßwerte, Definitionen, Gesetze der Materie, Objektivität, hat sich seit der Renaissance enorm entwickelt und inzwischen Ausschließlichkeitsanspruch erworben. Die Fähigkeit der konkreten Zwiesprache, die auf Qualität aus ist, auf Bindung, Bild, Erleben der Materie, Subjektivität, ist verloren gegangen. Subjektivität nicht subjektivistisch verstanden, sondern materialistisch. Erst auf einen Menschen, der die Welt nicht nur als materiell begreift, sondern sich als Teil von ihr auch zu erfühlen fähig ist – gebunden, eingebunden, geborgen, verantwortlich – trifft die Bezeichnung ‚Materialist' genau." (Amanda, S. 459f.)

Es geht um das Einbringen von Fähigkeiten in die Öffentlichkeit, die bisher vor allem bei Frauen – durch die herrschende Kultur – hochentwickelt waren, vor allem für private Angelegenheiten (Hege, Fürsorge). Aber die großen, wichtigen Angelegenheiten bleiben den Männern und der bei ihnen stark geprägten Art zu denken vorbehalten, ihnen werden große Leidenschaften (in Politik, Kunst, Wissenschaften) zugestanden.

Laura Salman (Haupthelden, in ihrer hexischen Hälfte Amanda genannt) bleibt nur die Spaltung, um bestehen zu können. Ein „Schlafersatzelixier" soll Abhilfe leisten, denn unter den herrschenden Bedingungen bleibt kein Platz für Leidenschaften. Das, was in der herrschenden Kultur unterdrückt wird, wird als hexische Hälfte in das Reich der Phantasie verlegt. Morgner geht es aber um das Zurückholen dieser hexischen Hälfte der Welt in die Wirklichkeit, „denn abgetötete Leidenschaften erniedrigen den Menschen." (Amanda S. 227) Sie erkennt die alltäglichen Mechanismen der „Abtötung": Alleinverantwortlichkeit für Kinderaufzucht, Haushalt, chemische Verhütungsmittel, entfremdete Arbeit und mehr. Kein Zweifel herrscht darüber, daß Morgner den ganzen Menschen mit voll entwickelten Leidenschaften, als Ziel betrachtet, „denn jede sozusagen einstimmige Denkrichtung müßte natürlicherweise zu engstirnigen Weltsichten führen." (Amanda S. 353) Vorerst bleibt dies aber noch Utopie, wenn auch in Ansätzen die Möglichkeit einer neuen, alternativen Form des Zusammenlebens zwischen den Geschlechtern, etwa durch die Gestalt des „neuen Mannes" Benno, angedeutet wird. Auch Frauen sind vom herrschenden, verstümmelnden Liebesideal nicht frei:

„Aber die hiesige Kultur hat ein Liebesideal postuliert, das den Liebenden abverlangt, sich gegenseitig die Welt fokussiert darzubieten. Es weckt unerfüllbare Erwartungen und liefert jedem Menschen schnell den Beweis, daß seine Liebe ungenügend erwidert wird oder daß es sein Schicksal ist, vergeblich nach wahrer Liebe zu suchen, oder daß Liebe nicht von Dauer ist oder alle Liebe Illusion. Ein zerstörerisches Ideal – Hausfrauen wie auf den Leib geschrieben. Für sie muß der Mann Weltersatz sein. Aber auch berufstätige Frauen vergleichen ihr Leben mit diesem Ideal – alle Leute, ob Frau, ob Mann, schleppen es irgendwie mit sich herum. Auch als Negation. Kein Wunder, daß es kaum länger währende glückliche Liebesbeziehungen oder gar Ehen gibt. Kein Wunder, daß von der Sexualität neuerlich Wunder erwartet werden. Aber Sexualität kann Erotik nicht ersetzen. Erotik zu einem Menschen oder zu mehreren – Erotik zur Welt. Eine Menschheit, die unfähig ist, ihre Erde zu lieben, ist wohl auch unfähig, sie vor der Vernichtung zu retten. Das herrschende Liebesideal, das Weltersatz fordert, muß gestürzt werden..." (Amanda, S. 607)

Josef Schiller

Polygamie

Regula Heinzelmann, Die neuen Paare. Anleitung zur Polygamie. Nymphenburger-Verlag, München 1994, 208 Seiten, 233 Schilling.

Dieses Buch ist einzigartig: Es ist das einzige lieferbare deutschsprachige Buch, das „Polygamie" im Titel oder Untertitel trägt. Das verweist wohl auf die Tatsache, daß Polygamie hierzulande (rsp. in vielen vergleichbaren Ländern) zwar in der Realität zur Alltäglichkeit gehört, aber gleichzeitig eins der großen Tabus darstellt (70 Prozent leben polygame Beziehungen, vertreten aber das Ideal der Monogamie): Was nicht sein kann, darf nicht sein. Über Polygamie, über (sexuelle) Beziehungen zu mehreren Partnern wird nicht diskutiert, wird nicht geschrieben als etwas, das der Monogamie ebenbürtig ist, weil das unumwundene Leit- und Vorbild die Monogamie ist. Die Doppelmoral feiert fröhliche Urständ.

Der schweizer Autorin geht es nicht darum, zufriedene MonogamistInnen zu bekehren, sondern sie plädiert für die gesellschaftliche Anerkennung und Gleichberechtigung der Polygamie. Sie selbst bevorzugt diese Lebensform seit ihrer Jugend.

Gleich vorweg: Viele mißverstehen Polygamie als eine Aneinanderreihung von One-night-stands, als Beziehungen, in denen Menschen einander wahl- und ziellos konsumieren, als sogenannte „Wegwerfbeziehungen" oder als billige Möglichkeit für einen Partner – meist den Mann – die Frau, wann immer ihm danach ist, zu „betrügen". Damit hat die Auffassung von Polygamie im Sinne der Autorin nicht das Geringste zu tun. Ganz im Gegenteil: Um Polygamie befriedigend zu leben, bedarf es großer Offenheit, großen Vertrauens und vor allem eines großen Verantwortungsbewußtseins und wohl auch der Fähigkeit, „reife" Beziehungen zu leben. Bevor ich näher auf die mir sehr gut und sinnvoll lebbar erscheinenden Polygamievorstellungen eingehe, möchte ich jedoch das aufzählen, was mir an diesem Buch gar nicht gefällt. Es ist die ideologische – zwar liberale, aber äußerst marktwirtschaftliche, kapitalistische Orientierung der Autorin, die ihren Blickwinkel prägt. Sie meint etwa, polygame Beziehungen vermehren die Lebenslust, das gesamte Energiepotential eines Menschen – d'accord! Aber die Idee, dieses Kraftpotential auch für marktwirtschaftliche Gewinne – via beruflichen Einsatzes – zu nützen, entspringt wohl der (ganzheitlichen) Management-Philosophie, mit der die Autorin vermutlich in ihrer Tätigkeit als freie Journalistin hauptsächlich für Wirtschaftsmagazine konfrontiert ist (Heinzelmann ist gelernte Rechtswissenschaftlerin). Mein dahingehendes Verständnis deckt sich mit dem, mir bis dahin ausschließlich bekanntem – etwa dem des frühen Wilhelm Reich oder des von Michel Foucault: Repressive sexuelle Normen und politische Anpassung bzw. die Voraussetzung für Ausbeutung sind eins. Scheinbar ist aber umgekehrt der Schluß nicht zulässig, daß befreite(re) Sexualität automatisch zu politischer Emanzipation führt.
Und/oder aber, die Vorstellungen der Autorin, die von gewisser Ridigität (am falschen Ort) geprägt sind, sind erst ein kleiner Schritt zur sexuellen Befreiung. Weiters sind in diesem Buch psychologische/psychoanalytische Komponenten gar nicht zu finden. Zwischenmenschliche Problemlösungsvorschläge finden ausschließlich im „managementmäßigen" Rahmen statt. Wie der Untertitel bereits besagt, ist das Buch tatsächlich als direkte „Anleitung" zur Polygamie geschrieben – zu direkt!, obwohl es auch allgemeine und historische Teile umfaßt. Nicht nur Diktion der Autorin, sondern auch ihr ideologischer Background sind durchaus nicht nach meiner Ausrichtung, jedoch ist dies das einzige Buch (das ich kenne), das in seiner Grundauffassung von Polygamie durchaus Brauchbares bietet. Heinzelmann stellt aus (geschichtlicher) Praxis abgeleitet vier Grundtypen von Liebe vor: Lebenspartnerschaft, ergänzende Liebe, leidenschaftliche Liebe und kameradschaftliche Liebe. Erstere zwei und letztere zwei sind jeweils gegenüberliegend an zwei Koordinaten. Eine Beziehung – etwa die Lebenspartnerschaft – kann mehr in den leidenschaftlichen oder in den kameradschaftlichen Bereich reichen. Eine oder mehrere Beziehungen bewegen sich in unendlich vielen Möglichkeiten zwischen diesen vier oder noch mehreren Varianten.

„In der heutigen monogamen Gesellschaft besteht das Vorurteil, daß man alle Partnerschaftsformen in einer vereinigen kann. Dies ist, wie die Wirklichkeit zeigt, eine unrealistische Vorstellung. Die einzelnen Partnerschaftstypen sind nicht nur unterschiedlich, sondern teilweise geradezu unvereinbar." (S. 108) (Vgl. „Vernünftige amour fou" – „vernünftige verrückte Liebe" in meinem Beitrag in diesem Heft.)

Heinzelmann geht von einer tragfähigen, stabilen Lebenspartnerschaft aus, mit ein oder mehreren gemeinsamen Zielen – etwa beruftlichen oder das Leben mit Kindern. Die Autorin beschreibt den Umgang mit Beziehungen als höchst verantwortungsbewußt, das heißt jede/r braucht dazu ein hohes Selbstreflexionsniveau, Fähigkeit zur Selbstkritik und großes Analysevermögen seiner Bedürfnisse. Wie das befriedigend zu leben möglich ist, beschreibt Heinzelmann an vielen praktischen Beispielen und auch wie es auf jeden Fall nicht funktionieren kann. Wer an polygamer Lebensform interessiert ist, dem/der bietet dieses Buch jenseits aller Mängel und Unsympathien durchaus Anregendes. Das Anliegen der Autorin, die herrschende Doppelmoral zu entlarven und aufzuzeigen, wie das Bedürfnis sehr vieler nach Mehrfachbeziehungen befriedigend lebbar ist, ist im gegebenen Rahmen gelungen.

Zur Grundvoraussetzung für polygame Lebensform möchte ich folgendes anmerken. Für mich stellt sie das Gegenteil von dem dar, was ich in meinem Beitrag „Das Private ist politisch" als herrschende Praxis in unserem gesellschaftlichen System beschrieben habe: Liebe und Geschlechtsverkehr werden geradezu zum Warenverkehr, der/die PartnerIn zur Ware, die ich besitze. Eifersucht ist die logische Folge daraus. Wenn ich dies zu überwinden versuche, wenn ich Beziehungen der jeweiligen Gemeinsamkeit wegen lebe und nicht geprägt von Besitzvorstellungen, wenn ich spüre, wenn ich weiß, was das jeweils *Einzigartige* zwischen mir und einem Du ist, dann gibt es für mich keinen Grund für Eifersucht. Entweder will das Du diese Gemeinsamkeit auch oder er/sie will sie nicht, aber jemanden aus Liebe/der Liebe wegen unter Druck zu setzen, ist für mich keine Grundlage für eine Beziehung. Vor diesem Hintergrund werden beide Partner verantwortungsvoll mit anderen Beziehungen umgehen, in dem Bewußtsein, was das Einzigartige zwischen ihnen „kann und braucht" und wofür ich und der andere noch andere „Einzigartigkeiten" eingehen will – was der jeweils anderen „Einzigartigkeit" keinen Abbruch tut!

Daß so zu leben in einer völlig anderen Wirklichkeit kein reines Honiglecken ist, ist klar. Ich kann jedoch weder meine politischen noch meine „privaten" Überzeugungen (letztere sind für mich ebenfalls eminent politisch) über Bord werfen, nur weil sie gerade nicht en vogue sind.

Maria Wölflingseder

Diskussionen

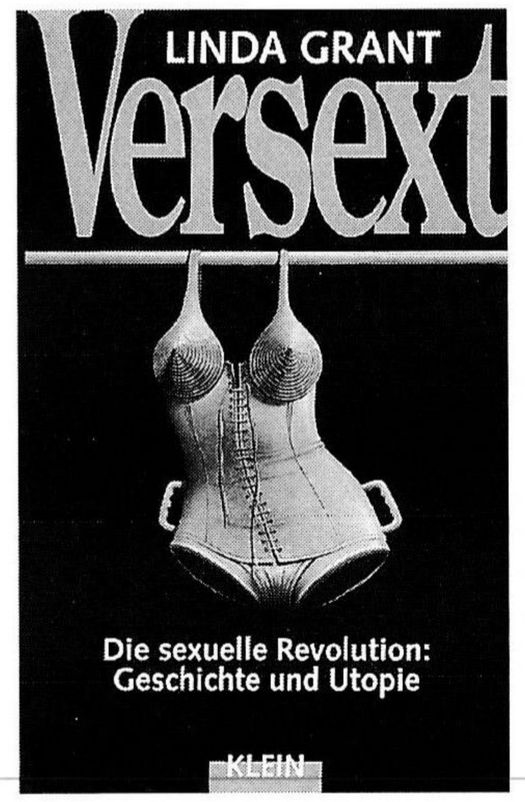
»Weg und Ziel«-LeserInnen-Forum zum Schwerpunkt Medien: Das Loch im Kopf – Medienwirklichkeit in Österreich

am 20. Jänner 1995, um 19 Uhr
im Literaturhaus, Seidengasse 13, 1070 Wien
Es diskutieren:
Gerhard Ruiss, Autor, IG Autoren; Franz Schandl, Publizist und Politologe; Lutz Holzinger, Journalist und Autor; Friedhelm Kröll, Soziologe; Wolfgang Priglinger, Philosoph

Aussteigen – LehrerInnenlust und LehrerInnenfrust oder: Eine ruhige Kugel?

am 23. Februar 1995, um 19 Uhr,
im Trattnerhof 2/14, 1010 Wien
mit Ferdinand Lechner, Soziologe

Linda Grant
Versext
Die sexuelle Revolution: Geschichte und Utopie
Klein-Verlag, Hamburg 1994
320 Seiten, 310 Schilling



Sex wird bekämpft — Sex schlägt zurück — Sex galt schon immer als Gefahr für die Gesellschaft und für den einzelnen. Sex ist seit jeher der Stoff gewesen, aus dem Utopien gewoben wurden.
Erst kam die sexuelle Revolution, dann der Gegenschlag: vom Feminismus gegen die Pornographie und von der politischen Rechten gegen den Verfall der moralischen Werte.
Dieses Buch ist der erste ernsthafte Versuch, die geistigen, wirtschaftlichen und technologischen Strömungen zu untersuchen, die den Verlauf der sexuellen Revolution von den sechziger Jahren bis heute bestimmt haben. (Auszug aus dem Klappentext)

Hans Kalt
Stalin langer Schatten
Das Scheitern des sowjetischen Modells
PapyRossa-Verlag, Köln 1994
240 Seiten, 297 Schilling

Hans Kalt geht es darum, die Diskussionen um Irrwege und Zusammenbruchsursachen des sowjetischen Sozialismus-Modells über eine oberflächliche „Stalinismus"-Debatte hinausführen. Neben den politischen Fehlentwicklungen legt er besonderes Gewicht auf die strukturellen Deformationen der ökonomischen Basis. Wichtige Abschnitte der sowjetischen Geschichte erscheinen damit in einem neuen Licht. (Klappentext)

Biologismus-Symposium

am 18./19. November 1994
im WUK und an der Uni

Julius Mende, Günther Jakob, Lisbeth N. Trallori, Marianne Friese, Rolf Löther

Jutta Ditfurth, Fotos: Matthäus Zinner

Wir freuen uns über

- das große Interesse,
- die zahlreichen bekannten und unbekannten BesucherInnen,
- die heißen, leidenschaftlichen Diskussionen!

PS: Einen Tagungsbericht im herkömmlichen Sinn wird es nicht geben, sondern ein Buch im Promedia-Verlag mit Beiträgen der ReferentInnen.

Ein Ersuchen des Verlags an den Briefträger:
Falls Sie diese Zeitschrift nicht zustellen können, teilen Sie uns bitte hier den Grund und gegebenenfalls die neue oder richtige Adresse mit.

_____

_____

Straße/Gasse Hausnummer/Stiege/Stock/Tür

_____

Postleitzahl Ort

Besten Dank

P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1020 Wien